Deutsche Geschichte



in Bildern.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Hist. pol. II, 421/3

SBR069026659942

Staatl. Bibliothek
Regensburg

DIE DEUTSCHE GESCHICHTE IN BILDERN,

nach Originalzeichnungen deutscher Künstler,

mit erklärendem Texte

von

Dr. F. Bülau,
Professor an der Universität zu Leipzig,

fortgesetzt von

Dr. H. B. Chr. Brandes, Privatdocent der Geschichte a. d. Universität zu Leipzig.

und

Dr. Th. Flathe, Oberlehrer am k. Gymnasium zu Plauen.

DRITTER BAND.

DRESDEN,
Druck und Verlag der K. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold & Söhne.
1862.

G. m. 210.

G72/123

…bliothek
…rg

Inhaltsverzeichniss des dritten Bandes.

		Seite
1.	Die Schlacht bei St. Gotthard (1664 n. Chr.)	1
2.	Die Schlacht bei Fehrbellin (1675 n. Chr.)	3
3.	Das Gefecht bei Sassbach (1675 n. Chr.)	5
4.	Die Belagerung von Wien durch die Türken (1683 n. Chr.)	7
5.	Einzug der Befreier in Wien (1683 n. Chr.)	9
6.	Die Franzosen in der Pfalz (1689 n. Chr.)	11
7.	Maximilian Emanuel von Bayern am Sterbelager seines Sohnes (1699 n. Chr.)	13
8.	Krönung Friedrichs I., Königs von Preussen (1701 n. Chr.)	15
9.	Eugens Zug nach Italien (1701 n. Chr.)	17
10.	König Joseph vor Landau (1702 n. Chr.)	19
11.	Die Bayern in Tyrol (1703 n. Chr.)	21
12.	Eugen, Ludwig von Baden und Marlborough (1704 n. Chr.)	23
13.	Die Schlacht bei Hochstädt (1704 n. Chr.)	25
14.	Der Aufstand der Bayern (1705 n. Chr.)	27
15.	Eugen bei Malplaquet (1709 n. Chr.)	29
16.	August II. beim Zwingerbau (1711 n. Chr.)	31
17.	Karl XII. in Dresden (1707 n. Chr.)	33
18.	Rückkehr Karl VI. nach Wien (1712 n. Chr.)	35
19.	Eugen als Sieger bei Belgrad (1717 n. Chr.)	37
20.	Die modenesische Gallerie in Dresden (1745 n. Chr.)	39
21.	Leibnitz bei der Kurfürstin von Brandenburg (1700 n. Chr.)	41
22.	Das Tabakscollegium Friedrich Wilhelms I. (1713—40 n. Chr.)	43
23.	Friedrich II. ausgesöhnt mit seinem Vater (1731 n. Chr.)	45
24.	Friedrich II. im Lager Eugens (1734 n. Chr.)	47
25.	Friedrich II. in Rheinsberg (1739 n. Chr.)	49
26.	Tod König Friedrich Wilhelms I. von Preussen (1740 n. Chr.)	51
27.	Friedrich II. bricht in Schlesien ein (1740 n. Chr.)	53
28.	Maria Theresia und die Ungarn (1741 n. Chr.)	55
29.	Belleisles Abzug aus Prag (1742 n. Chr.)	57
30.	Die Schlacht bei Hohenfriedberg (1745 n. Chr.)	59
31.	Die Schlacht bei Kesselsdorf (1745 n. Chr.)	61
32.	Friedrich II. besucht die Fabriken (1753 n. Chr.)	63
33.	Friedrich II. und Voltaire (1750 n. Chr.)	65
34.	Die Königin von Polen und die Preussen (1756 n. Chr.)	67
35.	Schwerin bei Prag (1757 n. Chr.)	69
36.	Friedrich II. nach der Schlacht bei Collin (1757 n. Chr.)	71
37.	Seidlitz und Ziethen (1757 n. Chr.)	73
38.	Daun und Laudon (1758 n. Chr.)	75
39.	Kleist fällt bei Kunnersdorf (1759 n. Chr.)	77
40.	Friedrich II. und Ziethen (1760 n. Chr.)	79
41.	Friedrich II. und Gellert (1760 n. Chr.)	81
42.	Prinz Heinrich in der Schlacht bei Freiberg (1762 n. Chr.)	83
43.	Friedrich II. und Joseph II. (1769 n. Chr.)	85
44.	Maria Theresia in der Kaisergruft (1780 n. Chr.)	87
45.	Karl August und Goethe (1779 n. Chr.)	89

		Seite
46.	Joseph II. und Kaunitz (1781 n. Chr.)	91
47.	Pius VI. und Joseph II. (1782 n. Chr.)	93
48.	Tod Friedrichs II. (1786 n. Chr.)	95
49.	Die Preussen vor Valmy (1792 n. Chr.)	97
50.	Die Franzosen in Mainz (1792 n. Chr.)	99
51.	Weimars Musenhof (1794 n. Chr.)	101
52.	Kaiser Franz und Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz (1805 n. Chr.)	103
53.	Prinz Ludwig von Preussen fällt bei Saalfeld (1806 n. Chr.)	106
54.	Napoleons Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. und Alexander in Tilsit (1807 n. Chr.)	109
55.	Kaiser Napoleon und die Königin Louise von Preussen in Tilsit (1807 n. Chr.)	113
56.	Erzherzog Karl bei Aspern (1809 n. Chr.)	114
57.	Schlacht bei Wagram (1809 n. Chr.)	116
58.	Aufstand der Tyroler (1809 n. Chr.)	118
59.	Abreise der Erzherzogin Marie Louise nach Frankreich (1810 n. Chr.)	119
60.	Preussens Erhebung gegen Napoleon (1813 n. Chr.)	120
61.	Napoleon und Metternich in Dresden (1813 n. Chr.)	121
62.	Blücher an der Katzbach (1813 n. Chr.)	124
63.	Theodor Koerner's Tod (1813 n. Chr.)	126
64.	Kleist und Prinz August von Preussen bei Nollendorf (1813 n. Chr.)	128
65.	Bülow bei Dennewitz (1813 n. Chr.)	130
66.	York bei Wartenburg (1813 n. Chr.)	133
67.	Die Monarchen auf dem Leipziger Schlachtfeld (1813 n. Chr.)	135
68.	Der Einzug der Verbündeten in Paris (1814 n. Chr.)	138
69.	Blücher bei Ligny (1815 n. Chr.)	141
70.	Der Herzog von Braunschweig bei Quatrebras (1815 n. Chr.)	143
71.	Blücher bei Waterloo (1815 n. Chr.)	145
72.	Rückkehr der Heere (1815 n. Chr.)	147

— 1664 n. Chr. —



Die Schlacht bei St. Gotthard.

Gez. v. Ehrhardt.

Die Schlacht bei St. Gotthard.

(1664 n. Chr.)

Eine Türkenschlacht, Sieg über die Türken, jubelnde Verfolgung derselben; ein Sieg, nicht errungen durch Ritter eines Kreuzheeres, nicht durch physische Uebermacht, aber durch überlegenen Feldherrnblick, höhere Culturkraft und den nie ersterbenden ritterlichen Sinn deutscher und französischer Krieger.

Der langen Regierung Kaiser Leopolds I. waren zwei europäische Aufgaben gestellt und haben sie fast unausgesetzt, oft gleichzeitig, beschäftigt: Der Vorkämpfer Europas zu sein gegen die französischen Hegemonie- und Eroberungstendenzen und gegen die nochmaligen Versuche der Türken, ihre Horden über die europäischen Lande zu ergiessen, die christlich-germanische Gesittung durch asiatische Barbarei zu ersticken. In den Mitteln ist manchmal gefehlt, die Aufgabe selbst nie verkannt worden. Den Versuchen der Türken arbeiteten namentlich die ungarischen Malcontenten in die Hände, und zunächst brach der Streit um Siebenbürgen aus, dessen Regierung fortwährend Prätendenten sich bestritten, während Oesterreich es unter deutsche Herrschaft ziehen, die Pforte es zu einem Paschalik machen wollte, beide Theile geschichtliche Vorgänge für sich hatten, und die zeitweiligen Grossfürsten es bald mit der einen, bald mit der anderen Seite und zuweilen mit Beiden hielten. Hierüber brach, nach längeren Verhandlungen, der Krieg aus und im Frühjahr 1663 rückte der Grossvezier Achmed Köprili, an der Spitze eines Heeres von mehr als 120,000 Mann, mit 135 Geschützen, von Konstantinopel aus, nach Ungarn, über Essek in das damals noch türkische Ofen. Bei Parkany wurde der durch List in die Falle gelockte Graf Forgacz geschlagen, wobei 700 Gefangene nach dem Siege grausam hingemetzelt wurden, dann aber Neuhäusel belagert, welches Forgacz über einen Monat mannhaft vertheidigte, bis die meuterische Besatzung die Uebergabe erzwang. Auch Neitra ergab sich, Novigrad und Lovenez wurden nach tapferem Widerstande erobert, und die Tartaren, deren über 160,000 zu dem Türkenheere gestossen sein sollen, erstreckten ihre, mit Sengen und Brennen, Mord und Gewaltthat aller Art begleiteten Raubzüge bis tief in Mähren hinein, ja bis nach Schlesien. Auf 40,000 Menschen sollen in jenem Feldzuge in die türkische oder tartarische Knechtschaft abgeführt worden sein. Das kaiserliche Heer, der Uebermacht nicht für gewachsen gehalten, hielt sich unter den Mauern von Komorn und nur das heldenmüthige Brüderpaar der Zrinyis liess die Türken von Zeit zu Zeit in glücklichen Streifzügen die Stärke christlicher Krieger fühlen.

Während die Türken den Winter zu neuen Rüstungen und Verstärkungen benutzt hatten, durfte auch Oesterreich erwarten, seine Wehrkraft durch mehrfache Zuzüge sich erhöhen zu sehen. Durch ganz Europa erregte das plötzliche Aufbrechen der Osmanen zu den Angriffen auf Oesterreich und Venedig Besorgnisse, und gern hätte der Papst eine Ligue der christlichen Fürsten gegen die Pforte zu Stande gebracht. Wenn nun auch diese nicht zu Stande kam und die Erbietungen Ludwigs XIV., ein grosses Heer nach Ungarn zu senden, nicht annehmbar erscheinen konnten, so ward es doch dankbar begrüsst, dass er doch ein kleines, vom Grafen Coligny befehligtes Hilfscorps sendete, an dessen Zuge theilzunehmen die Blüthe des französischen Adels sich beeiferte. Auch das Reich rüstete ein Hilfsheer, das der Markgraf Leopold Wilhelm von Baden herbeiführte. Noch ehe diese Verstärkungen heran waren, hatte Graf Souches, der ein abgesondertes österreichisches Corps führte, Neitra genommen, einen Pascha bei Szent-Kereszt (7. Mai 1664), einen andern bei Szent-Benedek (19. Juli) geschlagen, die Türken bis Parkany verfolgt. Dagegen hatte das kaiserliche Hauptheer, kaum halb so stark, als das

türkische, die Belagerung von Kanischa aufheben und zusehen müssen, wie vor ihren Augen jenseits der Mur Zrinyivar von den Türken erstürmt ward.

Endlich waren auf beiden Seiten alle erwarteten Verstärkungen eingetroffen und die Türken zogen jetzt, von einem ungarischen Renegaten geführt, gegen Raab, während die Deutschen und Franzosen stets bereit waren, den Uebergang über die Raab zu wehren. Zweimal, bei Körmend und bei Csakany, wurden die Türken zurückgeschlagen; die Hauptentscheidung sollte bei dem Kloster St. Gotthard an der Grenze von Steiermark kommen, wo die Krümmung der dort kaum 15 Schritt breiten Raab den Türken den Uebergang erleichterte. Schon in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August 1664 begannen sie ihn mit kleinen Abtheilungen zu überschreiten, welche unbemerkt blieben und mit dem ersten Anbrechen des Tages, durch 3000 Spahis und 3000 Janitscharen verstärkt, die Reichstruppen überfielen und in verworrene Flucht jagten. Da warf sich Graf Raimund Montecuculi, ein Modeneser, der sich seine Sporen im dreissigjährigen Kriege unter den Fahnen des Kaisers verdient und schon 1645 mit Turenne gemessen hatte, mit fünf Regimentern den Türken in die linke Flanke; der Markgraf von Baden sammelte einen Theil der Reichstruppen wieder und führte sie ins Gefecht; im dichten Handgemenge bewährten auch die Führer rühmliche Tapferkeit; Prinz Karl von Lothringen fällte den Befehlshaber der türkischen Leibwache; endlich wurden die Türken aus dem von ihnen genommenen, vorher von den Reichstruppen besetzten Moggersdorf geworfen, das darüber in Brand gerieth. — Sie brachten neue Schaaren heran, denen nun auch Franzosen unter dem Duc de la Feuillade entgegengeworfen wurden. „Was wollen diese Mädchen?“ soll der Grossvezier gesagt haben, als er die geputzten Franzosen anrücken sah. Ihr Schlachtruf: allons, allons, tue, tue! blieb aber den Janitscharen noch lange unvergessen, und ihren Führer nannten sie Fuladi, den Stählernen. Nochmals wurden die Türken zurückgeworfen und die Christen setzten sich so in der Strombiegung fest, dass ihre beiden Flügel sich an den Fluss lehnten.

Da entfalteten die Türken ihre Hauptmacht im Centrum und auf den Flügeln in so bedrohlicher Weise, dass, bei der Erschöpfung des Heeres und dem Mangel einer Reserve, selbst Coligny zum Rückzuge rieth und Viele die Schlacht für verloren gaben. „Verloren? und ich habe meinen Degen noch nicht gezogen!“ soll Montecuculi da gesagt haben, und beschloss gerade jetzt den allgemeinen Angriff auf das türkische Centrum. Damals soll der muthige Reiterführer Graf Spork, der einst dem kühnen Johann von Werth aus dem baierischen Heere in das Kaiserliche gefolgt war, niedergeknieet sein und gebetet haben: „Allmächtiger Generalissimus dort oben! willst Du uns, Deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türken nicht, und Du sollst Deine Freude sehen,“ worauf er sich auf den Feind gestürzt habe. Das ganze Heer folgte mit dem Feldgeschrei: Sieg oder Tod! bevor die Türken ihre veränderten Aufstellungen vollendet hatten, und die Feinde wurden nach verzweifeltem Widerstande vollständig gebrochen und in die Flucht gejagt. Um 4 Uhr Nachmittags war die Schlacht, die seit dem frühen Morgen gewüthet hatte, entschieden. Es sollen an 10,000 Türken umgekommen sein, und 15 Geschütze, welche ihren Uebergang über die Raab gedeckt hatten, fielen in die Hände der Sieger. Zwei Wochen später wurde der Friede von Vasvar geschlossen, weniger günstig, als man nach dem Siege hätte erwarten mögen, aber doch Siebenbürgen vor dem Uebergange in die türkische Herrschaft sichernd. Die höchste Bedeutung des Sieges aber war seine moralische: dass er den Muth der christlichen Krieger überhaupt hob, der erste Sieg war, welchen christliche Heere in grosser Feldschlacht über die Janitscharen erfochten, und den Glauben an die Unbesiegbarkeit dieser aufhob. Nicht bloss für sich, auch für das Ganze mochten die Sieger am folgenden Tage mit Dank und Inbrunst ihr Te Deum singen.

— 1675 n. Chr. —



Die Schlacht bei Fehrbellin.

Gez. v. Pletsch.

Die Schlacht bei Fehrbellin.

(1675 n. Chr.)

Ein Reitergefecht, noch unentschieden wogend, wenn wir nicht auf dem Antlitz des in den Mittelpunkt der Scene gestellten Führers, mit dem Bewusstsein gerechter Sache, mit dem Gefühl, dass der Kampf der Rettung und der Zukunft des Vaterlandes gelte, auch die freudige Zuversicht, die entschlossene Klarheit des Willens und darin die Bürgschaft des Gelingens lesen wollen. An seiner Seite fallen tapfere Getreue, und mit Blick und Geberde ruft er die Seinen zur Rache, zum Siege auf.

Schweden, auch in glorreicheren Zeiten vielfach von französischer Politik geleitet, verfiel ihr unfehlbar, sooft sein ränkevoller und geldbedürftiger Adel das Königthum unterjocht hatte, und verfiel ihr auf die schnödeste Weise, indem durch gemeine Bestechung ein blindes Befolgen der Dictate des Cabinets von Versailles erkauft ward. Der gewöhnlichste Gebrauch, den Frankreich in jener Zeit von seinem Einflusse auf Schweden machte, bestand aber darin, dass es dasselbe zur Zügelung Derer anhielt, die etwa im Norden seinen Ansichten entgegenstreben mochten. So als während des zunächst gegen die Vereinigten Niederlande erhobenen Krieges der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg von seinem Bündniss mit Frankreich zurückgetreten war und dem Kaiser ein tüchtiges Corps an den Rhein zur Hilfe geführt hatte. Auf Anordnung Frankreichs, dessen Gesandter auch die militärischen Bewegungen wesentlich leitete, gingen die schwedischen Truppen gegen Ende des Jahres 1674 nach Pommern, setzten sich darauf gegen die Marken in Bewegung, und verbreiteten sich in diesen seit Anfang des Jahres 1675, wie eine Art Executionsarmee auftretend, die so lange im Lande bleiben solle, bis der Kurfürst von dem Kriege gegen Frankreich zurückgetreten sein würde. Die im Anfang beobachtete Mannszucht löste sich bald wieder auf, und die Schweden, allerdings überall mit den Zeichen der Abneigung und des Ingrimms empfangen und keinerlei willigem Entgegenkommen begegnend, verfielen in Frevel, Uebermuth und Gewaltthätigkeiten, die an die schlimmsten Zeichen des dreissigjährigen Krieges erinnerten. Doch fanden sie diesmal nicht dieselbe blinde Furcht und Fügsamkeit, sondern begegneten von Seiten der märkischen Bauern öfters tüchtigem Widerstand, und an vielen Orten schaarte sich das Landvolk in Massen zusammen.

Der Kurfürst, der seine Winterquartiere in Franken bezogen hatte, wendete sich vergeblich an den Kaiser und an Holland um Hilfe, weniger wohl in der Hoffnung, dass ihm solche werde gewährt werden können, als um seinen Rücktritt von dem Reichskriege durch die Nothwendigkeit der Selbsthilfe zu begründen, und ebenso gingen die Unterhandlungen, die er durch seinen Statthalter, den Fürsten zu Anhalt, mit den Schweden betreiben liess, wohl nicht aus einer Aussicht auf Einigung, sondern aus der Absicht, die Schweden sicher zu machen, hervor. Auf einmal brach er aus Franken auf und ging in zu jener Zeit vielbewunderten Eilmärschen über den Thüringer Wald in sein Land zurück. Er erschien seinen eigenen Unterthanen ebenso unerwartet, wie den schwedischen Feinden, die schon bis Spandau gedrungen waren und denen er nun in gleicher Raschheit entgegenzog, sie überfallend, fast noch bevor sie erfahren hatten, dass er im Lande sei. Er kam, seinem Volke ein Retter in schwerer Bedrängniss, die volle Bedeutung des Landesfürsten, der die das Ganze beschützende Kraft vertritt, den Herzen der Seinen einprägend. Dafür waren auch Alle bereit, Gut und Blut in der grossen Sache zu opfern, und das ganze Land half mit zur Ausführung seiner Unternehmungen, schaffte Nachrichten, förderte die Bewegungen, half die Feinde täuschen, die in jedem Brandenburger einen Gegner zu erblicken hatten. Das ganze Volk war einmüthig für die Sache,

die ja so ganz des Volkes eigne war, und dies wog um so schwerer, als die Schweden durch keinerlei höheren Zweck gehoben waren, und das Bewusstsein schweren Unrechts, arger Frevel, das unheimliche Gefühl, von lauter Feinden umringt zu sein und diesen Hass zu verdienen, nur für die Tage des Glückes und der Sicherheit durch den Schwindel des Uebermuthes erstickt werden konnte. Am 25. Juni überfiel und erstürmte der Kurfürst Rathenau, und eilends zog sich das am weitesten vorgeschobene Corps des Generals Woldemar Wrangel auf Havelberg zurück, wo der Feldmarschall Wrangel mit der Hauptmacht stand. Am 28. Juni 1675 ereilte der Kurfürst dieses sich zurückziehende Corps mit seinen Reitern bei Fehrbellin, und warf die Ueberraschten und durch die plötzliche Wendung der Dinge Betroffenen so gänzlich, dass vor dem Eindruck der Niederlage auch die übrigen Schweden eilends das Land räumten. Mit 5600 Reitern und 13 Geschützen hatte er 7000 Mann Fussvolk und 4000 Reiter, die mit 38 Geschützen gedeckt waren, über den Haufen geworfen. Ein kleines Gefecht, ein Scharmützel würde es eine folgende Zeit zu nennen versucht sein; aber es ist bedeutungsvoller geworden als manche Schlacht, in der sich Hunderttausende gegenüberstanden. Es war die erste grosse Waffenthat des Landes, das nachmals seinen Namen von Preussen bekommen hat, und erfochten über die sieggewohnten und durch den Ruf und Glauben der Unbesiegbarkeit getragenen Schweden. Es befreite mit Einem Schlage das Land von räuberischen Bedrückern und bahnte den Weg zu weiteren Siegeszügen, deren Beute wohl zunächst wieder verloren gehen mochte, aber der Zukunft eine sichere Aufgabe bezeichnete.

Der Kurfürst war von seinem treuen Stallmeister Emanuel Froben bewogen worden, in diesem Gefecht seinen gewohnten und allzu kenntlichen Schimmel nicht zu besteigen. Froben ritt das Pferd selbst und ward erschossen. Er fiel ein Opfer seiner Treue und das Andenken seiner That ist nicht bloss durch das Wappen eines in den Adelstand erhobenen Gliedes seiner Familie, es ist unvergänglicher noch durch das rühmende Zeugniss des grössten Nachkommen des Geretteten geehrt worden. In dem Kurfürsten ward ein Mann erhalten, der in der That Alles gethan hat, was zu seiner Zeit möglich war, um im Innern und nach Aussen für den kräftigen Bestand seines Staates zu wirken, den Ruhm eines klaren, praktischen, im Grundton deutschen Sinnes, grosser Thatkraft und vielgewandter Klugheit verdiente und nicht ohne Grund der grosse Kurfürst genannt worden ist. Die Gelegenheiten zu nützen, das Eisen zu schmieden, wenn es heiss war, verstand er wie Wenige, und beeilte sich denn auch jetzt, den alleinstehenden, in ihren deutschen Besitzungen und Interessen auch von Dänemark, Hannover, Münster bedrohten Schweden nach Pommern nachzudringen. Am 26. Dec. 1677 eroberte er Stettin, im Spätjahr 1678 Stralsund und Greifswald, und als nun die Schweden im Januar 1679 mit 16,000 Mann von Liefland her in Preussen einbrachen, eilte er ihnen, die beiden Haffe auf Schlitten überfahrend, entgegen und vernichtete oder verjagte sie vollständig. Doch jetzt hatte Frankreich seinen Frieden zu Nymwegen geschlossen und damit die Hände frei, den Schweden die Dienste zu leisten, die ihm Ehrenpflicht waren. Es bestand auf vollständiger Restituirung Schwedens, welchem auch Bremen und Verden entrissen worden, und setzte sie im Hauptwerke durch. Ohne Beistand, ausser dem schwachen Bündniss mit Dänemark, musste der Kurfürst in dem Frieden von St. Germain (29. Juni 1679) alles Eroberte, mit Ausnahme des auf dem rechten Oderufer Gelegenen und auch dessen nicht vollständig, zurückgeben. Schon sein Enkel hat Stettin, dessen Urenkel hat auch das Uebrige doch noch erhalten. Ihn selbst aber wurmte die Rückgabe so bitter, dass er sich, die Schuld den deutschen Verhältnissen beimessend, zunächst wieder näher an Frankreich anschloss, bis die Zurücknahme des Edicts von Nantes ihn wieder diesem entfremdete. Für Schweden aber hatte der unglückliche Gang dieses Krieges die Folge, dass die Macht des Königs für die nächsten Zeiten erweitert ward.

— 1675 n. Chr. —



Gez. v. Sachsse.

Das Gefecht bei Sassbach.

Das Gefecht bei Sassbach.

(1675 n. Chr.)

Unter dem Lilienbanner und von dem liliengeschmückten Feldherrnmantel umhüllt, stirbt ein Held den allen Kriegern erwünschtesten Tod auf dem Schlachtfeld. Nur dass keine Siegesbotschaft die letzte Kunde ist, die von dieser Erde in das Ohr des Sterbenden dringt, und dass in den Zügen der treuen Umgebungen sich mit Kummer und Schreck rathlose Bestürzung mischt. Deutschland aber ist durch diesen Tod eines furchtbaren Gegners ledig geworden.

Das Ereigniss gehört den Zeiten der grossen Wendung der europäischen Staatengeschichte an, wo Frankreich, das seit den Tagen Karls V. in der Stellung der Vertheidigung und des Beschützers doch fast unablässig gestiegen war, in die Linie des Angriffes überging, die Unabhängigkeit des Staatensystemes gefährdete, ein Universalreich aufzubauen drohte, und nun die Vertheidigung der bedrängten Interessen zunächst Oesterreich und mit ihm dem Reiche und den Seemächten England und Holland zufiel. Was schon der Cardinal Richelieu in verdecktem Spiele betrieben hatte, das nun offen und mit den rücksichtslosesten Mitteln zu verfolgen, hielt sich Ludwig XIV. bereits mächtig genug. Hatte ihn auch die Tripleallianz zwischen England, Holland und Schweden zum einstweiligen Verzicht auf einen Theil der Entwürfe gebracht, mit denen er 1667 gegen Spanien aufgetreten war, so hatte ihm doch der Aachener Friede (2. Mai 1668) elf feste Plätze der spanischen Niederlande, das französische Flandern, eingeräumt. Dies eine Folge davon, dass die beiden Zweige des Hauses Habsburg, der deutsche und der spanische, damals einander entfremdet, und der Kaiser zu einem geheimen Vertrage mit Frankreich über die einstige Theilung der spanischen Erbschaft vermocht worden war. Was Ludwig geglückt war, ermuthigte ihn zu weiteren Unternehmungen, und was ihm fehlgeschlagen, trieb ihn zur Rache gegen die Holländer, denen er zunächst die Schuld davon beimass, und deren Widerstand schon sein Stolz nicht vergeben konnte. Es gelang, die englische Regierung, deren Haupt von je her zu Frankreich neigte, von der Tripleallianz abzuziehen und in die schnödeste Abhängigkeit von französischem Golde zu bringen. Keine Rücksicht mehr kennend, vertrieb Ludwig schon 1669 den Herzog von Lothringen aus seinem Lande. Drei Jahre später eröffnete er den Rachekrieg gegen die Vereinigten Niederlande, die in der ersten Zeit gänzlich isolirt der Invasion gegenüberstanden und, ausser von Frankreich, auch von England und dem kriegerischen Bischof von Münster befehdet wurden. Schweden versprach, die deutschen Reichsstände zu beschäftigen, die da geneigt sein möchten, den Holländern Beistand zu leisten. Die Schweizer wurden durch die Drohung, die französischen Jahrgelder in Wegfall kommen zu lassen, in Ruhe gehalten, und an 20,000 liessen sich für den französischen Dienst werben. Der Kurfürst von Köln nahm französische Truppen in seine Festung Neuss auf. Die Landmacht der Holländer war vernachlässigt worden, und ihre republikanischen Häupter hatten zu lange in gutem Vernehmen mit Frankreich gestanden, um der rechte kräftige Ausdruck des Widerstandes gegen dasselbe werden zu können, das rechte Vertrauen dafür zu finden. Mit drei Armeen überzog der mächtige Franzosenkönig das kleine Holland und nahm im ersten Anlauf alle Plätze, auf die sein Weg stiess. Der kühne Uebergang über den Rhein bei der Schenkenschanz, durch Verrath gefördert, nöthigte das Vertheidigungsheer zu weiterem Rückzug. Schon sah man von den Dächern Amsterdams französische Wachtfeuer, und die Republik knüpfte Unterhandlungen an und versuchte, durch welcherlei Zugeständnisse sie sich vor dem Untergang retten könne.

Bevor jedoch diese Unterhandlungen zu einem Abschluss ge-

führt hatten, fielen die Brüder de Witt als Opfer der entfesselten Wuth des Pöbels, und Wilhelm von Oranien wurde an die Spitze gestellt (1673) und machte den Widerstand gegen die hochfliegenden Entwürfe Ludwigs zur Aufgabe seines Lebens. Spanien, seine eigene Gefahr erkennend, entschloss sich, für die Holländer zu thun, so viel nur seine tiefgeschwächten Kräfte vermochten, und nun ward es bedeutsam, dass auch am Hofe zu Wien der spanische Einfluss den französischen zu überwiegen begann, nachdem die Vertreibung des Herzogs von Lothringen, das Ausbreiten eines französischen Heeres auf dem rechten Rheinufer, das willkürliche Gebahren im Elsass und ähnliche Uebergriffe Frankreichs die bedenklichsten Aufschlüsse über die französische Politik gebracht hatten. Der Kaiser, gegen dessen Rüstungen Frankreich bereits ein Bündniss der Reichsfürsten zu Stande zu bringen versucht hatte, forderte jetzt von Frankreich: Räumung des deutschen Gebiets, Zurückgabe der eingenommenen Plätze, Entschädigung der Verletzten, Herstellung des Herzogs von Lothringen, Sicherung der deutschen Gerechtsame im Elsass und in den drei Bisthümern, Sicherstellung des Besitzstandes in den Niederlanden. So rechtsbegründet all diese Forderungen waren, so machten sie doch den Krieg unvermeidlich, und Kaiser Leopold I. fasste den Entschluss, sie mit den Waffen geltend zu machen, an heiliger Stätte, vor einem Gnadenbilde, am Tage des heiligen Augustinus, den 28. August 1673. Montecuculi und der Prinz von Oranien vereinigten ihre Heere und eroberten Bonn (December 1673); Köln und Münster traten von dem Bunde mit Frankreich zurück (1674); der Kurfürst von Brandenburg führte seine streitbaren Völker an den Rhein, für die gemeinsame Sache Deutschlands zu kämpfen; England schloss Frieden mit Holland, und Ludwig XIV. räumte nun das rechte Rheinufer und fast das ganze Gebiet der Vereinigten Niederlande.

Er hatte es jetzt mit Deutschland zu thun, und traf demgemäss seine Bestimmungen. Während Turenne den Herzog von Lothringen zurückhielt, eroberte Ludwig XIV. selbst die Freigrafschaft. Gegen die in den Niederlanden einrückenden Verbündeten war der Prinz von Condé bei Charleroi aufgestellt, und als die Verbündeten, unter dem spanischen Feldherrn Monterey, dem niederländischen Oranien und dem Kaiserlichen Graf Souches, an ihm vorüber nach dem französischen Hennegau ziehen wollten, griff er sie an und focht mit ihnen bei Senef (11. August 1674) in dreifachen Treffen, zweimal siegreich, schliesslich doch von der letzten und wichtigsten Position der Verbündeten abgewehrt. Doch mussten diese ihren Zug nach Frankreich aufgeben und die Franzosen brachten die mittlere Maas in ihre Hände und unterwarfen den Elsass vollständig. Den Versuchen der Deutschen gegen den Elsass setzte sich Marschall Turenne, den Deutschen schon aus dem dreissigjährigen Kriege in seiner Feldherrnkunst nur zu wohl bekannt, mit meisterhaft gewählten Stellungen und geschickter Benutzung jeder Gelegenheit zu erfolgreichem Angriffe entgegen, überfiel Caprara und Lothringen bei Sinzheim, den neuen kaiserlichen Befehlshaber Bournonville am Neckar, drängte die in den Elsass Eingedrungenen bei Enzheim zurück, benutzte die Verstimmungen, den Mangel an Zusammenwirken seiner Gegner, und sah sie zuletzt wieder unverrichteter Sache über den Rhein zurückgehen. Mit Eröffnung des Feldzuges von 1675 ging er ihnen auf dem rechten Rheinufer entgegen, wurde aber in der Nähe von Sassbach im Bisthum Strassburg, während er mit Recognosciren und Aufsuchen einer Stelle für Anbringung einer Batterie beschäftigt war, durch eine österreichische Kanonenkugel zum Tode getroffen (27. Juli 1675). Nun gingen die Verbündeten über den Rhein, behaupteten auch gegen Condé Lauterburg und eroberten (1676) Philippsburg. Dann wendete der Marschall Luxembourg wieder den Stand des Krieges und in den Friedensschlüssen von Nymwegen (1678 und 1679) stand zwar Holland gerettet da und tauschte Deutschland für Freiburg Philippsburg ein; die Freigrafschaft aber und wieder ein Theil der spanischen Niederlande fielen an Frankreich, und den Beschwerden Deutschlands über das Gebahren in Elsass und Lothringen geschah keine Abhilfe.

— 1683 n. Chr. —



Die Belagerung von Wien durch die Türken.

Gez. v. Pletsch.

Die Belagerung von Wien durch die Türken.

(1683 n. Chr.)

Eine belagerte Stadt, vor deren Mauern die Zelte des feindlichen Heeres aufgeschlagen sind; an der Vertheidigung Männer von jeglichem Stande begeisterten Antheil nehmend; Krieger und Bürger sich um einen Führer schaarend, aus dessen Zügen standhafter Kriegermuth, bewährte Erfahrung, treues Gottvertrauen hervorleuchten; sie Alle aber mit Jubel und Dank und freudiger Hoffnung in die Ferne blickend, wo in der höchsten Noth die gottgesendete Hilfe herannaht.

Es war ein grosser geschichtlicher Wendepunkt, diese letzte Belagerung Wiens durch die Türken. Nicht die Türken möchten mit der Eroberung Wiens auch Oesterreich, Deutschland erobert, die Herrschaft des Islam über Europa verbreitet haben. Wenn aber Wien fiel und das Entsatzheer geschlagen ward, so gab es nur Eine Stelle, wo die rettende Macht bereit war zum Einschreiten und an die sich die sonst vorhandnen, aber des Einigungspunktes ermangelnden Widerstandskräfte hätten anschliessen müssen: Frankreich. Und in der That wartete Frankreich nur darauf, dass Wien falle, oder doch in äusserster, hoffnungsloser Noth verharre, damit Ludwig als der Retter erscheinen und damit sich an die Spitze der Christenheit aufschwingen könne. Nicht ohne Grund erfolgte dieser Angriff der Türken in einer Zeit, wo Ludwig eben durch seine Reunionen im Elsass und durch die mitten im Frieden ausgeführte Wegnahme von Strassburg dem deutschen Reiche offenen Hohn gesprochen, zugleich aber durch sein Bündniss mit Brandenburg dem Kaiser einen streitbaren Beistand entzogen hatte. Der Plan der Türken, falls sie einen gehabt haben, mag es gewesen sein, Ungarn zu einem türkischen Vasallenreich zu machen und dies durch die Eroberung Wiens zu besiegeln, daneben aber die österreichischen Staaten gründlich auszurauben. Den Weg bahnte ihnen das Parteiwesen Ungarns, vor Allem der damalige Führer dortiger Malcontenten, Emmerich Tököly, den die Türken zum König der Kurutzen ernannten. Am 30. März 1683 brach das türkische Heer, unter dem Grossvezier Kara Mustafa, 200,000 Mann stark, von Adrianopel auf, ging bei Essek über die Drau, eroberte Weszprim, liess Raab, dessen Uebergabe geweigert ward, im Rücken liegen, nahm Totis, Papa, Haimburg und zog, unter Sengen und Brennen, auf Wien.

Hier war viel Zeit in vergeblichen Versuchen, eine tüchtige Hilfe des Reichs zu gewinnen, verbracht, ungleich weniger für Entfaltung eigner Wehrkraft gethan worden, und wenn die Türken so rasch auf Wien gerückt wären, wie sie gekonnt hätten, so wäre es wehrlos in ihre Hände gefallen. Ein falsches Gerücht von einer gänzlichen Niederlage des kleinen kaiserlichen Heeres verbreitete panischen Schrecken. Der Hof verliess am 7. Juli die Stadt und in den nächsten zwei Tagen sollen ihm über 60,000 Menschen gefolgt sein. Da kam der Herzog Karl von Lothringen, durchzog, den Muth der Bürger zu beleben, mit 10,000 Reitern die Stadt und warf in den nächsten Tagen, nachdem sein Fussvolk herangekommen war, 14,000 Mann in dieselbe. Die schwere, verhängnissvolle Aufgabe, die Vertheidigung Wiens zu leiten, es zu halten, bis die Macht zum Entsatz vereinigt und herangerückt war, war vom Kaiser dem Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg anvertraut worden und damit in die besten Hände gekommen. Die Einwohner bewährten den freudigsten Gemeinsinn und die richtigste Einsicht in den Ernst der Lage. Die Universität bildete ein Corps von 700 Mann. Die Bürgerschaft, unter der Leitung ihres Bürgermeisters von Liebenstein, trat in 8 Compagnien zusammen. Die Kaufleute, die Wirthe, die Bäcker, Schuhmacher, Fleischhauer, Brauer, die ledigen Handwerksgesellen, die Hofverwandten, alle diese schaarten sich zu besonderen Freicompagnieen zusammen, und

so ward die Vertheidigungsmannschaft doch auf fast 22,000 Mann gebracht. Freiherr von Kielmannsegg, obschon kein Soldat, errichtete und führte ein Mineurcorps und versah diesen Dienst während der ganzen Belagerung, bei deren Beginn seine Frau und Kinder, die er niemals wieder gesehen hat, in die Hände der Türken gefallen waren. Für die Verwundeten und Sterbenden, für Löschanstalten und Lebensmittel, für die moralische Kräftigung der Streiter und die nützliche Verwendung der Weiber, Greise und Kinder sorgte mit unermüdlichem Eifer der Bischof von Neustadt, Graf Leopold Kolonitsch, der in seiner Jugend selbst ein ritterlicher Krieger gewesen. Die Ordensgeistlichen arbeiteten mit an den Festungswerken, zu denen der Bürgermeister unter den Ersten einen Karren führte. Nach acht Tagen konnten schon über 200 Kanonen auf die Wälle gepflanzt werden. Mit Munition und Lebensmitteln war man reichlich versehen.

Am 13. Juli zeigten sich die ersten türkischen Reiter, worauf die Vorstädte in Brand gesteckt wurden. Am 24. Juli erschien das türkische Hauptheer und schlug seine 25,000 Zelte vor Wien auf. An demselben Tage brach eine grosse Feuersbrunst in der Stadt aus und ergriff schon das Zeughaus, in welchem 1800 Tonnen Pulver lagen. Die Gefahr wurde durch den Muth und die Geistesgegenwart des jungen Grafen Guido Starhemberg und des Zeuglieutenants Lumpert beseitigt. Die Seele der Vertheidigung blieb immer der Commandant, trotz Wunden und Krankheit unermüdlich in Beaufsichtigung der Stadt, der Wälle, der Minen, Beobachtung der Feinde vom Stephansthurme aus, strenger Handhabung der Kriegszucht, Ermuthigung aller Streiter, die mit felsenfestem Vertrauen an ihm hingen. Dies, wie das Bewusstsein der grossen Bedeutung des Kampfes und die Gewissheit der furchtbaren Folgen einer Erstürmung der Stadt durch einen so barbarischen und so treulosen Feind, erhielt die Vertheidiger Wiens in gehobener, entschlossener Stimmung und spornte sie zu jeglicher Anstrengung. Nicht bloss im Kampfe, auch in den gefährlichen Versuchen, die Bewegungen der Feinde auszuspähen und die Verbindung mit dem Entsatzheere zu unterhalten, wagten Einzelne mehrfach ihr Leben. So namentlich der muthige und gewandte Pole Koltschitzky, der später dafür durch die Erlaubniss, das erste Kaffeehaus in Wien zu errichten, belohnt wurde, sein Diener Michalovitsch, der Lieutenant Gregorovitsch u. A.

Die Belagerung wurde von Seiten der Türken hauptsächlich durch Minen, deren Auffliegen meist ein Sturm folgte, betrieben. Schon hatten die Feinde einen Theil des Burgravelins genommen und die Pallisaden in Brand gesteckt, als die Kaiserlichen in Hüten Wasser herzutrugen, das Feuer löschten und die Türken vertrieben. Ein anderes Mal kam der Commandant selbst mit ins Handgemenge, fällte zwei Janitscharen mit eigner Hand und half die Uebrigen abtreiben. Zuletzt aber fiel das Burgravelin, das die Christen 22 Tage lang vertheidigt hatten, doch in die Hände der Türken, und man verrammelte und verschanzte nun die Strassen, um jede einzeln zu vertheidigen, und sperrte sie mit Ketten und Gräben ab. Am 4. September flog eine Hauptmine auf und nun erfolgte ein verzweifelter Sturm. Schon waren vier Rossschweife auf der Mauer aufgepflanzt, als es nochmals gelang, die Feinde zurückzutreiben und die Maueröffnung wieder zu schliessen. Aehnliches in den nächstfolgenden Tagen, und schon schien es, dass es zum letzten, verzweifelten Strassenkampfe kommen werde. Da erhob sich am 11. September auf einmal auf dem Leopoldsberge eine rothe Fahne mit weissem Kreuz, als Zeichen, dass der Entsatz heran sei, und augenblicklich waren die Wälle mit jubelnden Menschen bedeckt und die Kirchen mit Danksagenden gefüllt. Dem letzten Hilferuf, den ein die Donau des Nachts durchschwimmender Reiter dem Herzog von Lothringen brachte und der nur in den Worten bestand: „keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit mehr verlieren!“ antworteten Raketen und Kanonenschüsse und mit gespannter Hoffnung harrten nun Alle des folgenden Tages, der die Entscheidung zu bringen hatte. Die Streitbaren aber rüsteten sich, durch kräftigen Ausfall mitzuwirken zu dem Befreiungswerke.

— 1683 n. Chr. —



Gez. v. Camphausen.

Einzug der Befreier in Wien.

Einzug der Befreier in Wien.

(1683 n. Chr.)

Dank und Jubel einer aus äusserster Gefahr befreiten Bevölkerung begrüssen mit dem ganzen Rausche des Entzückens den festlichen Einzug der Retter, denen die stolzen Siegeszeichen vorangetragen werden. Mütter heben die Kinder empor, ihnen den Helden zu zeigen, den der Ruhm des glorreichen Tages umstrahlt, und aus den Fenstern der von langer und harter Belagerung zeugenden Häuser wehet den Einziehenden Dank und Gruss entgegen. Das gerettete Wien empfängt seine Befreier.

Als der Türkensturm über Oesterreich hereinbrach, hatte das kleine kaiserliche Heer, dessen 33,000 Krieger Kaiser Leopold (1. Mai 1683) bei Pressburg musterte, unter dem Befehl des trefflichen Herzogs Karl von Lothringen, eine Stellung bei Komorn genommen, um Raab zu decken. Da aber die Türken wider Erwarten Raab bei Seite liessen und sich sofort gegen Wien ergossen, so war es noch ein Glück im Unglück, dass die Langsamkeit ihres Verwüstungszuges es dem Herzog möglich machte, sechs Tage früher als sie Wien zu erreichen und die nöthigste Besatzung in die bedrohte Stadt zu werfen. Mit dem Reste zog er sich auf das linke Donauufer, die Versuche der Türken zum Uebergange auf diese zu vereiteln und den Zuzug der Hilfsschaaren zu erwarten, welche die Kurfürsten von Sachsen und Bayern aus ihren Ländern, Graf Waldeck aus Franken und Schwaben und der Polenkönig Johann Sobiesky aus Polen herbeiführte. Um diesen König und seine Polen hat sich vornehmlich der Ruhm der Befreiung gebreitet, und gewiss ist der moralische Beistand, den ihr Zuzug der Sache leistete, und sind der Heldensinn und der Feldherrnblick des Königs von unschätzbarem Verdienste dabei gewesen, während in der Entscheidungsschlacht selbst die deutschen Krieger das Hauptwerk geleistet haben. Zu dem Bündnisse, das der Polenkönig mit dem Kaiser gegen die Türken schloss, war er theils durch die Ueberzeugung, die Ueberwältigung Ungarns und Oesterreichs müsse auch Polen in die Hände der Türken liefern, theils durch seinen Unwillen über fortgesetzte französische Anfeindungen gegen ihn selbst vermocht worden. Auch gelang es ihm, eine so allgemeine Begeisterung für sein, dem Nationalstolz schmeichelndes Unternehmen zu entzünden, dass der Widerspruch sich nicht mit seinem verhängnissvollen Veto dagegen herauswagte. Die Anstalten entsprachen freilich auch diesmal den ersten Erwartungen nicht vollständig, und das Feuer des Enthusiasmus verflog nur zu bald wieder. Es dauerte einige kostbare Monate, während deren Wien in die äusserste Bedrängniss kam, bevor sich bei Krakau wenigstens 20,000 Polen gesammelt hatten, und ohne die Hilfsgelder des Papstes würde die Ausrüstung des Heeres zum Felddienste kaum zu ermöglichen gewesen sein. Auch so noch hoffte Frankreich, die Polen würden ausser Stande sein, eine Macht in das Feld zu führen. Doch es gelang den unermüdlichen Anstrengungen des Königs, im August einen Theil der Truppen voraussenden und am 22. August mit der Hauptmacht die schlesische Grenze überschreiten zu können, worauf er von Ratibor aus mit 20 Reiterfahnen und den Freiwilligen in Eilmärschen voraneilte, von Nickelsburg an eine grosse Strecke durch einen vor dem Heere fliegenden Adler geleitet, in Hollabrunn durch den Herzog von Lothringen empfangen.

Mit diesem, einem Manne von gediegenem Werth und ebendeshalb bescheidenen, einfachen Wesens, vertrug und verständigte er sich leicht, und hat ihm die verdiente Anerkennung eifrig gezollt. Der Kaiser hatte die Absicht gehabt, den Oberbefehl persönlich zu übernehmen, unterliess es aber, als dies den König zu verstimmen schien, sendete ihm vielmehr einen kostbaren Feldherrnstab. Noch harrte man 12 Tage auf das vollständige Zu-

sammenkommen des Entsatzheeres, das sich dann aus 27,100 Oesterreichern, 26,600 Polen, 11,400 Sachsen, 11,300 Bayern, 8,400 Schwaben und Franken, im Ganzen 38,700 Mann Fussvolk, 46,100 Reitern, zusammensetzte und 186 Kanonen mit sich führte. Als Alles bereit war, überschritt das Heer bei Krems und bei Tula (7. Sept.) die Donau, ohne hier oder bei dem weiteren Zuge Widerstand zu finden, und rückte am 11. Sept. auf die Höhen vor Wien. Am Morgen des 12. Sept., eines Sonntages, begann der entscheidende Kampf. Bevor man zum Angriffe schritt, las der greise Kapuziner Marcus Avianus die Messe, wobei der König ihm ministrirte. Nach der Messe nahmen sie das heil. Abendmahl, und der König schlug seinen Sohn zum Ritter und hielt eine kurze, kräftige Anrede an die Seinen, sie daran erinnernd, dass sie auch vor Wien für ihr Vaterland, für die Christenheit, für Gott stritten.

Oesterreicher und Sachsen eröffneten den Kampf in Nussdorf, drängten die Türken zurück und schlugen zwei wüthende Angriffe derselben ab. Hier ward der Herzog von Croy schwer verwundet, sein Bruder, Prinz Moritz, an seiner Seite erschossen. Doch liess sich der Herzog nicht aus der Schlacht bringen. Als die Christen einmal zu weichen begannen, liess der Markgraf Ludwig von Baden vier sächsische Dragonerdivisionen absitzen, welche die Türken aufhielten, bis das sächsische Fussvolk heraneilte und die Feinde durch einen Flankenangriff bis gegen Döbling zurückdrängte; Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen kam mitten in das feindliche Gedränge und ward zwar durch eigne Tapferkeit und die seines treuen Minkwitz gerettet, erschien aber ganz mit Blut übergossen bei den Seinen. Den Türken hätte es damals gelingen können, die zu weit vorgedrungenen Sachsen abzuschneiden. Da sie das aber versäumten, wurden sie nun zugleich von vorn und im Rücken angegriffen und die Behauptung Nussdorfs entschieden. Erst gegen Mittag schloss sich Graf Waldeck den Oesterreichern und Sachsen an, die bis dahin den Kampf allein bestanden hatten, und erst gegen 2 Uhr brach ein Theil der Polen aus dem Walde von Dornbach hervor. Die polnischen Reiter wurden aber anfangs entschieden zurückgeworfen; ihre Führer Potocki, Maczinski u. A. fielen; der König rief mit lauter Stimme nach deutschem Fussvolk. Bayern und Kaiserliche kamen herbei und drängten die Türken zurück, und als nun der Herzog von Lothringen das Vorrücken des linken Flügels befahl und der Polenkönig seine zersprengten Reiter wieder sammelte, während auch der übrige Theil der Polen endlich herankam, wendete sich die Schlacht wieder günstiger. Als jetzt die Frage erhoben ward, ob man sich nicht für diesen Tag mit den errungenen Vortheilen genügen lassen solle, sagte der alte sächsische Feldmarschall Goltz: „Es wäre anjetzo nicht Zeit, dergleichen vorzunehmen, sondern vielmehr zu fechten; Gott wiese ja den Sieg schon, und müsse man das Eisen schmieden, solange es warm wäre; er hoffe als ein contracter Mann, diesen Abend noch mit Gott ein gut Quartier in Wien zu haben.“ „Allons marchons!“ rief der Herzog von Lothringen freudig; die Schlacht ward fortgesetzt, die grosse Türkenschanze bei Döbling genommen und um 6 Uhr war die gänzliche Niederlage der Türken entschieden. — Den Soldaten war befohlen, die Nacht über unter den Waffen zu bleiben; die Polen aber machten sich bald an die Plünderung des türkischen Lagers, und mit dem Morgen wurden auch den Uebrigen die Zelte preisgegeben. Die Soldaten nahmen nur Gold, Silber und Schmuck und überliessen das Andere den Wienern. 370 Kanonen, unzählbare Standarten und Rossschweife, 15,000 Zelte und unermessliche Vorräthe fielen in die Hände der Sieger. Die schönste Beute machte der edle Bischof Kolonicz, der im Lager 500 verlassene Christenkinder sammelte.

Am nächsten Tage, dem 13., zogen die Befreier, voran polnische Edle mit den Siegeszeichen, dann der König mit Graf Starhemberg und den Fürsten, durch das Stubenthor in die Stadt, zu den Augustinern, wo der König in der Lorettokapelle die Messe hörte und selbst das Tedeum anstimmte, während 300 Kanonenschüsse den feierlichen Augenblick weithin verkündeten. Dann ging er in die Stephanskirche, wo ein Prediger über die Worte sprach: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hiess Johannes.“

1689 n. Chr.



Die Franzosen in der Pfalz.

Gez. v. van Oër.

Die Franzosen in der Pfalz.

(1689 n. Chr.)

Welch eine Scene grauenvoller und räthselhafter Natur! Eine von den Brandfackeln der Soldaten entzündete, von entfesselter, gieriger Leidenschaft durchtobte Stadt, aus deren brennenden Häusern die erschrockenen Bewohner ihre zusammengeraffte Habe zu flüchten eilen, während doch nirgends ein Kampf erblickt wird, der von Erstürmung und Widerstand zeugte. Ein Befehlshaber in der Tracht einer gebildeten Zeit, kein Führer wilder Barbarenhorden, kein Hauptmann von Krieg und Beute genährter Soldknechte, hält in geweihter Halle, deren Denksteine sein Ross mit den Hufen stampft, während die fromme Bestürzung den heiligen Schmuck, die Gegenstände der Andacht und Pietät in Hast zu retten bemüht ist und die Gebeine der Todten aus ihren Gräbern gerissen werden. Ohne der vor ihm knieenden Frauen und Kinder und verzweifelnden Armen zu achten, deutet er, den staunend nach dem Grund des Beginnens fragenden Standesgenossen gegenüber, auf das Papier, das der Träger solchen Verhängnisses ist. Was hat die Stadt verbrochen, das ihr so furchtbare Züchtigung zuzieht? Wessen Gewalt ist es, welche solche Schreckensmaassregeln verhängt hat? Es ist der allerchristlichste König von Frankreich, der in dieser Weise gegen die wehrlosen Angehörigen fremder, ihm ungefährlicher, mit ungerechtem Kriege überzogener Staaten die wahre Natur seiner Frömmigkeit und jener Gesittung kundthut, für deren Träger er und sein Volk gelten wollen.

Am 24. Sept. 1688 erklärte Ludwig XIV., unter Aufhebung des nur vier Jahre vorher (15. August 1684) zu Regensburg auf zwanzig Jahre geschlossenen Stillstandes, den Krieg an den Kaiser. Eifersucht über die grossen Erfolge, welche Oesterreich wider die Türken und in Ungarn erlangt hatte, mag ihn zumeist zu diesem Schritte bestimmt haben. Als Vorwand dienten: die nichtige Behauptung, dass der Kaiser damit umgehe, mit den Türken Frieden zu schliessen, um dann die Waffen gegen Frankreich zu kehren; ein grundloser Anspruch, welchen Ludwig für seine Schwägerin, die Herzogin von Orleans, auf einen grossen Theil der eben durch das Erlöschen des Hauses Simmern erledigten pfälzer Erbschaft erhob; ein Streit über die Besetzung des Erzstiftes Cöln, für welches Frankreich einen andern Bewerber begünstigte, als den Kaiser. Das Reich, in seinen kriegerischen Anstalten fast immer lässig, war im festen Vertrauen auf den Stillstand gänzlich unvorbereitet für den plötzlichen Krieg, so dass es den Franzosen leicht fiel, das Rheinland zu besetzen, Mainz, Trier und Bonn, mit deren Fürsten sie in halber Freundschaft standen, ohne allen Widerstand, Philippsburg und Heidelberg nach schwacher Vertheidigung einzunehmen. Da gab ein äusseres Ereigniss der Sache eine andere Wendung, die in ihren weiteren Folgen der deutschen, ja der europäischen Freiheit überaus günstig, für die nächste Zeit aber für einen Theil der deutschen Grenzländer ein Anlass schweren Unheils ward. Im November 1688 landete Prinz Wilhelm von Oranien mit einem zum Theil auch aus Deutschen, namentlich Brandenburgern, bestehenden Heere in England, worauf König Jakob II. vom Throne stürzte, nach Frankreich flüchtete und die britische Krone der Prinzessin Maria und ihrem Gemahle Wilhelm zufiel, damit aber der entschiedenste Widersacher der französischen Herrschaftspläne an die Spitze des britischen Staates gestellt ward.

In seiner Erbitterung über diesen für ihn allerdings furchtbaren Schlag und unter dem, vielleicht zur Beschwichtigung des eignen Gewissens erfassten Vorwand, auf solche Weise Frankreich vor einem Eindringen deutscher Heere sichern zu müssen, liess er zu Anfang des Jahres 1689 durch Louvois, der diese mordbrennerischen Gedanken geweckt oder genährt haben soll, den Befehlshabern seiner in Deutschland stehenden Truppen die Weisung

zugehen, alle Orte und Plätze, welche den Feinden zum Aufenthalt und zum Winterquartiere am Rhein dienen, oder den französischen Plätzen an diesem Flusse nachtheilig werden könnten, gänzlich zu zerstören, und dieser Befehl erweiterte sich nachmals zu dem einer allgemeinen Verbrennung der Ortschaften in alle den Gebieten, deren Fürsten zum Kaiser hielten. Schon zu Ende des Januars 1689 wurden viele Orte in der Umgegend von Heidelberg von den Franzosen niedergebrannt, und wo der Soldat zu solchen Gräueln gemissbraucht wird, pflegt das Thier, das im Menschen lebt, in seiner ganzen Brutalität hervorzutreten und das Unheil noch durch Rohheit und Gewaltthat aller Art zu verschlimmern. Es ward schamlos geplündert, geschändet, gemisshandelt. In Heidelberg wurden das Schloss und die Neckarbrücke theilweise in die Luft gesprengt; ein Theil der Stadt ging in Flammen auf; die Leichen der Kurfürsten wurden aus ihren Särgen gerissen. Als einige französische Offiziere ihren Befehlshaber Crequi nach dem Grunde solches Beginnens fragten, zeigte er ihnen ein Verzeichniss von 1200 Städten und Dörfern, die noch verbrannt werden müssten, weil die Deutschen sich mit dem ketzerischen Prinzen von Oranien gegen den katholischen König Jakob verbündet hätten. In der Ausführung trafen aber die Maassregeln Katholische wie Protestantische, wie denn diese Rächer des katholischen Glaubens in Worms allein 15 katholische Kirchen und Klöster verbrannten, und ihre Soldaten an den Altären mit den geweihten Hostien Spott trieben. Im März wurden Mannheim, Pforzheim und eine grosse Zahl kleiner Ortschaften und Schlösser zerstört und die darin gefundenen Lebensmittel vernichtet, oder nach französischen Plätzen gebracht. Oft wurden die Bürger in der Nacht erweckt und sahen ihre bis dahin friedliche Besatzung sich in Räuber und Mordbrenner verwandeln. Worms und Speier hatten sich im Wege der Capitulation ergeben, beträchtliche Contributionen geleistet und, auf französische Anordnung, ihre Festungswerke abgetragen. Dennoch wurde ihnen im Mai angesagt, dass diese Städte verbrannt werden sollten, die Bevölkerung aber sich nach dem obern Elsass, Burgund oder Lothringen zu begeben habe und die Habseligkeiten, die sie nicht mitführen könne, in der sichern Obhut der Domkirchen verlassen möge. Darauf loderte am 31. Mai die Brandfackel gleichzeitig in Worms und in Speier; was nicht verbrannte, wurde niedergerissen; die Kaisergruft im Dome zu Speier wurde ausgeraubt, die verbürgte Sicherheitsstätte der Dome geplündert und den Flammen preisgegeben. Die Verbrennung von Trier, dessen Kurfürst doch den Franzosen befreundet war, soll nur durch den König selbst verhindert worden sein, der hier wenigstens dem Andringen Louvois' Widerstand geleistet habe, so unempfindlich er sich auch sonst in dieser Sache, selbst den Fürbitten ihm befreundeter fürstlicher Personen gegenüber, gezeigt hatte. — Im Juni traf das Geschick der Verwüstung die Markgrafschaft Baden-Durlach und wurden Rastadt, Stollhofen und andere Ortschaften verbrannt, in gleicher Weise auch am Oberrhein den ganzen Sommer hindurch und noch im folgenden Jahre fortgewüthet.

Dies Alles zwecklos und sinnlos und nur zum eignen Schaden. Denn mit ungewöhnlichem Eifer waffneten jetzt die durch solche Frevel erbitterten Stände des Reichs, das am 3. April 1689 den Krieg an Frankreich erklärte, für die gemeinsame Sache. Zuerst von Allen erschien Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen im Felde, und dem Vorgange folgten die Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg und Maximilian Emanuel von Bayern, die sich gleichfalls persönlich an die Spitze ihrer gegen Frankreich entsendeten Truppen stellten. Schon 1689 wurden Mainz und Bonn wieder genommen, und jedem weitern Vordringen der Franzosen wehrte der kriegserfahrene Ludwig von Baden mit Meisterkunst. Die Siege Luxembourg's in den Niederlanden wurden niemals entscheidende, und die Erfolge der Franzosen in Italien und Spanien konnten für den Hauptkrieg keinen Ausschlag geben. Im Frieden von Ryswick (30. Oct. 1697) ergab sich für Frankreich doch nur die Behauptung einiger vor dem Kriege, durch Ueberfall, errungenen Vortheile, unter Verzichtleistung auf Anderes, und die Ansprüche an die Pfalz wurden, nach päpstlichem Schiedsrichterspruch, mit einer Geldzahlung von 300,000 Thlr. erledigt. Für so Weniges hatte man solche Schmach, solche Vorwürfe und solchen Hass auf Frankreich geladen!

— 1699 n. Chr. —



Maximilian Emanuel am Sterbelager seines Sohnes.

Gez. v. Ehrhardt.

Maximilian Emanuel von Bayern am Sterbelager seines Sohnes.

(1699 n. Chr.)

Die Nichtigkeit irdischer Grösse, menschlicher Entwürfe tritt uns in dem ernsten Gegensatze des Prunkes und Schimmers, mit dem sich die Mächtigen dieser Erde noch im Tode umgeben, und des tiefen Jammers entgegen, der auch ihre Herzen zerreisst, wenn eine höhere, unerforschliche Macht mit unabwendbaren Geschicken in ihre Kreise eingreift. Am Sterbelager dieses den Versuchungen und Bedrängnissen der Welt entrückten fürstlichen Kindes jammert aber nicht bloss der Vater, dem ein geliebtes Kind durch den Tod entrissen worden; auch der Fürst und Staatsmann verzweifelt hier, der an das Leben gerade dieses Kindes weitreichende Pläne und Hoffnungen geknüpft hatte und sich wohl bewusst ist, welch eine bedrohliche Wendung dieser Todesfall den Geschicken der Welt geben mag.

Der spanische Zweig des Hauses Habsburg war, seinem Mannsstamme nach, im Erlöschen, und seit langen Jahren bereits waren Verhandlungen und Umtriebe aller Art im Gange gewesen, die Nachfolge in die reiche Erbschaft zu ordnen. Der Natur des ganzen Verhältnisses gemäss, war es die Politik der spanischen Dynastie gewesen, ihr Erbe dem deutschen Zweige ihres Hauses zu sichern, in deren Adern ja ein gleicher Antheil des Blutes der castilischen und aragonischen Könige rollte, wie in den ihren. Die deutsche Erbfolgeweise, wie sie auch in dem Hause Habsburg galt, war aber eine andere, als die in den spanischen Reichen bestandene, und in dieser selbst waren verschiedene Erbfolgeordnungen in Uebung gewesen, abweichend von einander, aber mehr oder weniger auch eine weibliche Succession begünstigend. Den hieraus erwachsenden Besorgnissen zu begegnen, hatte man, bei den wiederholten Vermählungen spanischer Prinzessinnen an Glieder der in Frankreich und Oesterreich regierenden Häuser, die für Frankreich Bestimmten förmlich auf ihr Erbrecht verzichten lassen, den nach Oesterreich Vermählten dagegen ebenso ausdrücklich das Ihrige vorbehalten. So war es bei der Vermählung der älteren Tochter König Philipp's III., Anna, an Ludwig XIII. von Frankreich, dem sie Ludwig XIV. und den Herzog von Orleans gebar, und ihrer jüngern Schwester Maria an Kaiser Ferdinand III. gehalten worden, aus welcher Ehe Kaiser Leopold I. geboren ward. In gleicher Weise verfuhr Philipp IV., als er seine ältere Tochter, Marie Therese, mit Ludwig XIV., die jüngere, Margaretha Therese, mit Leopold I. verband. Die letztere hinterliess bei ihrem Tode (1673) nur eine Tochter, Marie Antonie. Diese galt nun für die bestberechtigte Erbin der spanischen Reiche, ward aber, als sie (1685) mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern vermählt ward, von ihrem Vater vermocht, auf ihre spanischen Ansprüche zu verzichten. Dieser Verzicht war auch von ihrem Gemahle gutgeheissen worden, ward jedoch von Spanien aus in seiner Rechtsgiltigkeit bestritten, weil er die Zustimmung des spanischen Königs nicht erhalten habe, und der Kurfürst glaubte sich später an seinen Beitritt nicht gebunden, weil nicht alle Bedingungen des Ehecontracts genau erfüllt worden seien. Nach dieser Sachlage war es klar, dass Frankreich keinerlei rechtsbegründeten Anspruch auf die spanische Erbschaft hatte, dass Oesterreich die beste Ueberzeugung von seinem Rechte darauf haben konnte, und dass ihm nur die in Betreff der Giltigkeit des Verzichts der Kurfürstin erhobenen, wenig stichhaltigen Zweifel entgegenstanden.

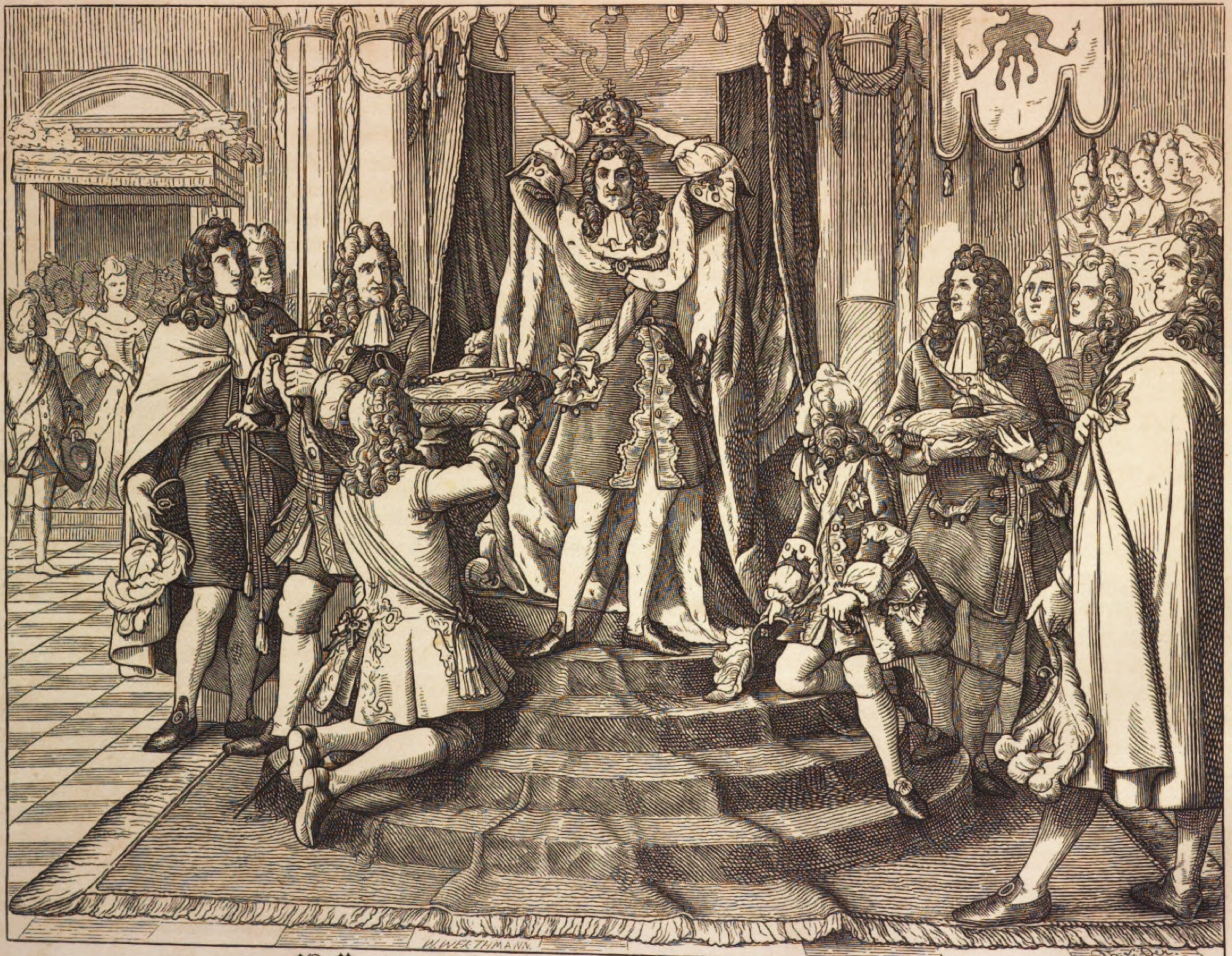
Es geschah aber wohl nicht ohne Rücksicht auf die spanische Erbfolge, dass der Kurfürst 1692 die Statthalterschaft der spanischen Niederlande übernahm und seinen Hof nach Brüssel verlegte. Bis dahin ein eifriger Anhänger Oesterreichs, dem er gegen Türken und Franzosen gedient hatte, ging er jetzt noch keinesweges in das französische Lager über, dem er in der Folgezeit angehören

sollte, erfasste vielmehr Entwürfe, welche dem französischen wie dem österreichischen Interesse gleichmässig entgegenstanden. Oesterreich wollte die spanische Erbschaft für sich, sei es auch nur als Dotation eines jüngern Prinzen, und Frankreich wollte jedenfalls verhindern, dass die Erbschaft nicht gänzlich an Oesterreich falle, seinerseits aber auch nicht leer von der Theilung ausgehen. Deshalb wurden schon seit längerer Zeit mehrfache, meist geheime Verhandlungen über die dereinstige Ordnung dieser Angelegenheit gepflogen. Oesterreich selbst hatte sich eine Zeitlang mit Frankreich über einen Theilungsplan vereinigt gehabt, da es sich selbst sagen musste, dass Frankreich zwar kein Recht, aber viel Macht zur Einsprache habe, und dass ein Widerstand gegen ein Uebergehen der gesammten Erbschaft an Oesterreich auch bei anderen Mächten Zustimmung und Beistand finden dürfte. War nun auch jene Verständigung durch spätere, von Frankreich verschuldete Zerwürfnisse aufgelöst worden, so wirkte doch ihr Gedanke in den europäischen Cabineten noch fort, und war für Spanien, dessen König und Volk in die Behauptung der Integrität ihrer Besitzungen einen Ehrenpunkt setzten, ein bleibendes Schreckgespenst.

Deshalb eben ward das Kind, dessen Leiche uns vorgeführt wird, für alle Die so wichtig, welche eine ungetheilte Vererbung der spanischen Reiche wünschten. Dem Kurfürsten Max Emanuel hatte nämlich seine österreichische Gemahlin, nach zwei Prinzen, die nur geboren waren, um wieder zu sterben, am 28. Oct. 1692 zu Brüssel den Prinzen Joseph Ferdinand geboren, und war dann, noch im Laufe desselben Jahres (24. Dec. 1692), zu Wien gestorben. Auf diesen Prinzen, den Einzigen, der in den Anspruch seiner Mutter eintreten konnte, richteten sich daher die Hoffnungen und Pläne Derer, welche den ungetheilten Uebergang der spanischen Reiche an eine neue, eigne, der früheren entsprossene Dynastie, mit Ausschliessung sowohl Oesterreichs als Frankreichs, für den zweckmässigsten Ausweg hielten. Doch nur in Spanien und in Brüssel theilte man diese Ansicht, und nicht dies waren die maassgebenden Punkte. Weder Oesterreich noch Frankreich wollten sich vor einem solchen Arrangement zurückziehen, und selbst die Seemächte, England und Holland, erkannten an, dass diesen Mächten ein Antheil wenigstens schwerlich zu weigern sein werde, wolle man nicht einen europäischen Krieg heraufführen. So kam es (11. Oct. 1698) im Haag zu einem Vertrag zwischen Frankreich und den Seemächten, worin man sich darüber einigte, dass bei dem Tode Karl's II. zwar Spanien, die Niederlande und Indien dem Kurprinzen von Bayern zufallen, der Dauphin aber Neapel und Sicilien und der Erzherzog Karl die Lombardei erhalten sollte.

Diese Vereinbarung fremder Mächte über eine Theilung der spanischen Monarchie verletzte den Nationalstolz der Spanier auf das Aeusserste, und es ist dem Könige Karl II. nicht abzusprechen, dass er diese Verletzung so tief empfand, wie nur irgend ein Spanier. Er liess sofort ein Testament aufsetzen, worin er den bayerischen Kurprinzen zum alleinigen Erben ernannte. Sobald der Kurfürst davon Kunde erlangt hatte, liess er seinen Sohn von München nach Brüssel kommen und traf alle Anstalten, ihn, den nunmehrigen Prinzen von Asturien, nach Spanien zu senden. Mitten unter den Vorbereitungen zur Abreise erkrankte aber der Prinz und starb am 6. Februar 1699, dem siebenten Tage seiner Krankheit. Wie es in jener Zeit gewöhnlich war, dass politisch wichtige Todesfälle, wenn sie unerwartet eintraten, als unnatürliche betrachtet und Denen zugeschrieben wurden, die ein Interesse daran haben konnten, so ist es auch hier geschehen, und zwar wurde damals in der herrschenden Meinung zunächst Frankreich beschuldigt, während am französischen Hofe durch Verdächtigungen gegen Oesterreich darauf geantwortet wurde, die doch bei den Zeitgenossen keinen Glauben finden wollten. In Ermangelung jedes materiellen Anhaltes muss der Argwohn nach beiden Seiten hin als grundlos bezeichnet werden. Der spanische Hof begünstigte nun zunächst die österreichische Bewerbung. Als aber der Erzherzog Karl nicht, wie gewünscht worden, nach Spanien übersiedelte, und in Spanien die Meinung durchdrang, Frankreich allein habe die Macht, die ungetheilte Behauptung der spanischen Reiche durchzuführen, entschied man sich für einen französischen Prinzen.

1701 n. Chr.



Krönung Friedrichs I., Königs in Preußen.

Gez. v. van Oër.

Krönung Friedrich I., Königs von Preussen.

(1701 n. Chr.)

Im Prunksaale eines fürstlichen Palastes, nicht, wie sonst bei Krönungen üblich, an geweihter Stätte, setzt sich ein Fürst die königliche Krone selbst auf, statt sie aus der Hand hoher Kirchenfürsten zu empfangen. Die ersten Beamten des Hofes, Staates und Heeres, die Stützen und Säulen der neuen Macht, umgeben den Thron, und an der Pforte des Nebengemaches blickt eine nicht blos durch Rang und Hoheit geschmückte fürstliche Frau dem Schauspiele zu, das auch ihre Krönung zur Folge hat.

Zu allen Zeiten des deutschen Reiches sind Gegensätze in ihm nicht zu verdrängen gewesen, und hat es sich untauglich gezeigt, der Gesammtheit seiner Aufgaben von Einem Punkte aus zu genügen. Die deutschen Kaiser mussten namentlich an den östlichen und nördlichen Marken des Reiches selbstthätigen Kräften die Wahrung seiner Interessen vertrauen, und durften es dann nicht befremdend finden, wenn diese sich auch in höherer Selbstständigkeit behaupteten. Als der Strom der Völkerwanderung in seinem Fluss war, waren den westwärts und südwärts stürmenden Germanen slavische Stämme friedlich gefolgt und hatten die östliche Hälfte Germaniens bis an die Saale und die nördliche bis an die Elbe und darüber hinaus in Besitz genommen. Wie aber Deutschland wieder ein eignes, von dem übrigen Frankengebiete gesondertes Reich war, nahmen die Deutschen die alten Sitze nach und nach wieder ein, indem sie die Slaven unterwarfen, ihre Länder zum Reiche zogen und sie allmälig dem deutschen Wesen gewannen. So entstanden und erweiterten sich auch die brandenburgischen Marken, die in den Händen der Askanier aus der ursprünglichen Abhängigkeit von dem Herzogthum Sachsen zu einem der ersten Reichslande aufstiegen und in die Reihe der Kurstaaten traten. Nach dem Erlöschen der brandenburgischen Askanier (1320) kamen diese Marken durch die Gunst deutscher Könige erst an bayerische, dann an lützelnburgische Prinzen, und trat eine Zeit tiefen Verfalles und böser Verwirrungen ein, aus welcher die Marken erst mit ihrem Uebergange an die Hohenzollern (1415) erhoben wurden, die namentlich an der Herstellung innerer Ordnung und stracklichen Regimentes arbeiteten, auch gelegentliche Erwerbungen oder Aussichten gegen aussen sorglich im Auge hielten. Norddeutschland bot den Raum und das Feld für eine Grossmacht, und von dem Gange der Ereignisse musste es abhängen, ob diese von Brandenburg oder von Braunschweig aus, oder vom Norden herauf, wo das Haus Holstein sich aufschwang, aufgebaut werden sollte. Für Brandenburgs Sieg ward es wichtig, dass das Herzogthum Preussen, ein durch die Schwerter des deutschen Ordens für diesen erobertes Land, durch seinen Hochmeister Albrecht von Brandenburg, der zum Lutherthum übertrat, in ein weltliches Erbe umgewandelt wurde (1525) und nach einiger Zeit (1618) dem Kurstaate zufiel. Diesen, der noch in den Reformationskämpfen nicht blos Sachsen, sondern auch Hessen und Braunschweig unbedingt nachstand und in den ersten Zeiten des dreissigjährigen Krieges in tiefe Schwäche versunken war, erhob zunächst der grosse Kurfürst Friedrich Wilhelm, der mit hoher Gewandtheit auch aus den Kämpfen der Mächtigeren einen Vortheil nach dem andern zu erndten, im westfälischen Frieden Theile von Pommern, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin, die Grafschaft Hohnstein und das Anrecht auf Magdeburg, dann in den Kriegen zwischen Schweden und Polen die Souverainetät in Preussen, das bis dahin ein polnisches Lehen gewesen war, endlich auch noch aus der Jülichschen Erbschaft Cleve, Mark und Ravensberg zu erwerben wusste.

Sein Sohn und Nachfolger, Kurfürst Friedrich III. (seit 9. Mai 1688), war allerdings dem Vater an Kraft, Begabung und sonstigem

Wesen vielfach ungleich. Schwächlichen Körpers, war er auch geistig nicht glänzend ausgestattet und wesentlich von Rathgebern abhängig, die er nicht immer nach Werth und Verdienst wählte. Dennoch hat er auch noch in seinen Schwächen dem Staate genützt, wie es denn ein eignes Geschick gewesen ist, dass vier auf einander folgende Regenten Preussens, sämmtlich in grosser Verschiedenheit von einander, doch alle einander in die Hände gearbeitet und den Aufbau preussischer Grösse gefördert haben. Friedrich's Liebe zu äusserm Prunk, pomphaften Festen und schimmernder Hofpracht entsprach es, den Hof mit dem äussern Glanze zu umgeben, mit dem sich die grossen Monarchieen schmückten, in deren Reihe Preussen eintreten sollte. Ihr entsprach es, nach einer Königskrone zu streben, wozu auch äussere Einflüsse und Umstände, Frankreichs arglistiges Zureden, Rangstreitigkeiten mit Venedig, die Erhebung des Hauses Braunschweig zur Kur, die Einsetzung des Prinzen von Oranien auf den Thron Grossbritanniens, die Erwerbung der polnischen Königskrone durch Friedrich August von Sachsen gewirkt haben mögen, deren Annahme aber weit mehr, als ein Spiel der Eitelkeit war, vielmehr dem Staate und seinen Trägern die Aufgabe stellte, der neuen Würde auch die entsprechende Unterlage reeller Macht zu verleihen. Jetzt kam es zu Statten, dass der Kurfürst in dem Herzogthum Preussen ein Land besass, das nicht zu dem deutschen Reiche gehörte und in dem er als europäischer Souverain waltete. Deshalb ist dieses Königthum nicht von Brandenburg, das des preussischen Staates Kern ist, sondern von Preussen benannt worden, und der Kurfürst von Brandenburg ward als König in Preussen bezeichnet. Aber es war doch kein fremdes Land, von dem er seine Krone trug.

Schon seit 1690 sind, unter manchen Unterbrechungen, lange Zeit fruchtlose Unterhandlungen an dem wiener Hofe gepflogen worden. Die Anekdotengeschichte sagt, dass zuletzt ein Missverständniss den brandenburgischen Agenten bestimmt habe, sich an einen Jesuiten, Pater Wolf, zu wenden, durch dessen Einfluss man in der That an's Ziel gelangt sei. Möglich, dass derartige persönliche Verwendungen mit im Spiele gewesen; den Ausschlag gab es aber doch, dass der Kaiser in einer Zeit, wo die spanische Erbfolge einen gewaltigen Krieg herbeizuführen drohte, wo ein Theil der deutschen Stände gleichzeitig in einen nordischen Krieg verwickelt war, wo Andere wegen der hannöverischen Kur verstimmt oder von Frankreich gewonnen waren, alle Ursache hatte, sich Brandenburg zu verbinden. Am 1. November 1700 starb Karl II. von Spanien, und am 16. Novbr. wurde der geheime Kronvertrag zwischen dem Kaiser und Brandenburg abgeschlossen, der den Kurfürsten, im Wesentlichen gegen das Versprechen festen Anschliessens an Oesterreich, treuen Beistandes und gewissenhafter Beobachtung der Reichspflicht, an das Ziel seiner Wünsche brachte.

Am 17. Decbr. verliess der Kurfürst mit seiner Gemahlin, drei Prinzen und einem so zahlreichen Gefolge, dass es 30,000 Vorspannpferde in Anspruch nahm, Berlin, um sich nach Königsberg zu begeben, wo er am 29. Dec. anlangte und wo, nachdem am 15. Jan. 1701 das Bevorstehende dem Volke durch Herolde verkündet, am 17. aber der Schwarze Adlerorden gestiftet und verliehen worden war, am 18. die Krönung mit ausserordentlicher Pracht in dem Audienzsaale des Schlosses begangen wurde. Graf Barfuss fungirte als Marschall des Reichs. Der König setzte sich selbst die Krone auf, die ihm sein unwürdiger Günstling, Graf Kolb von Wartenberg, überreichte und nahm das Scepter in die Hand, worauf er sich in das Gemach seiner Gemahlin, der geistvollen Sophie Charlotte von Hannover, begab und auch diese krönte. Dann wurden König und Königin in festlichem Prachtzuge in die Schlosskirche geleitet, wo ein lutherischer und ein reformirter Geistlicher, Beide für diese Ceremonie vom Könige zu Bischöfen ernannt, die Salbung vornahmen. Nun folgte eine Reihe glänzender Feste und Feierlichkeiten, die sich noch bis an den März fortzogen. Die meisten europäischen Staaten erkannten die neue Würde bald an, Frankreich und Spanien jedoch erst in dem utrechter Frieden. Nur der Papst, der deutsche Orden und einige polnische Grosse protestirten.

— 1701 n. Chr. —



Eugen überschreitet die Alpen.

Gez. v. Sachsse.

Eugen's Zug nach Italien.

(1701 n. Chr.)

Das Ziel ist erreicht und schwere Mühe belohnend öffnet sich ein lachender Anblick den Augen der jubelnden Krieger, denen der geliebte Führer die blühenden Gefilde Italiens zeigt, zu denen sie sich, mit unsäglichen Anstrengungen, den Weg gebahnt haben, Geschütze und Heergeräth über unwegsame Alpen ziehend, die bis dahin nur von Gemsen und Jägern betreten worden. Treue Führer gehen voran und verkünden freudig, dass nun das Schwerste bestanden sei. Was noch bevorsteht, der Kampf gegen feindliche Uebermacht, das schreckt Krieger nicht, die ein Eugen führt.

Karl II. von Spanien war gestorben (1. Nov. 1700) und mit ihm der spanische Zweig des Hauses Habsburg im Mannsstamm erloschen. Das Recht sprach die spanische Krone, seit zumal der Kurprinz von Bayern verschieden war, klar und unbestreitbar dem Hause Oesterreich zu, und ihm wäre sie auch von dem Hofe und Volke Spaniens am liebsten gegönnt worden. Aber auch Frankreich erhob Ansprüche, und da die europäische Politik diesen Ansprüchen gegenüber einen Krieg nur durch Theilungspläne verhüten zu können glaubte, dieser Gedanke aber dem spanischen Stolze unerträglich war, so befestigte sich in Spanien die, durch laues und langsames Verfahren von Seiten des zu sehr auf sein Recht vertrauenden wiener Hofes genährte Meinung, dass die Einheit der spanischen Reiche nur durch Frankreich, nicht wider Frankreich zu sichern sei, und so kam es, dass Karl II., um nur jede Theilung des spanischen Staatenstaates zu verhüten, die gesammte Erbschaft durch Testament einem Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zusprach. Ludwig nahm, statt bei dem vorher geschlossenen Theilungsvertrage zu beharren, was vielleicht den Frieden erhalten, jedenfalls die Seemächte auf seine Seite gebracht hätte, das Vermächtniss an; mit ihm einen Krieg, der darauf vierzehn Jahre hindurch Frankreich und halb Europa bewegen, und ihn eine Zeit lang an den Rand des Verderbens bringen sollte. Am 24. Nov. ward Philipp V. in Madrid als König ausgerufen. Nirgends in den spanischen Provinzen fand er Widerspruch. Die spanischen Statthalter in Brüssel, Mailand, Neapel und anderwärts unterwarfen sich und ihre Provinzen dem neuen Könige. Wer hätte auch die Verantwortung eines Widerstandes übernehmen wollen? Wer die Losung zu der verhassten Abtrennung der Provinzen geben? Nicht ein Unterthan, nur der Krieg der Mächte konnte die Entscheidung herbeiführen. Aber auch die europäischen Mächte, so gefahrdrohend es ihnen erscheinen musste, dass Ludwig XIV. erklärt hatte: von nun an gäbe es keine Pyrenäen mehr, dass er dem neuen Könige Spaniens zugerufen hatte: „vergessen Sie nie, dass Sie französischer Prinz sind“, dass somit Belgien, das Bollwerk Hollands und Deutschlands, die Lombardei, diese Brücke zu dem übrigen Italien, Frankreich zur Verfügung gestellt und dessen Rücken gesichert schien, erkannten fast sämmtlich, eine nach der andern, die neue Gestaltung der Dinge an. Der Herzog von Savoyen, der eine Tochter an Philipp V. vermählte, machte sich anheischig, die Lombardei zu sichern. Mantua nahm französische Truppen in seine Plätze auf. Der Papst war französisch gesinnt. Von Kurbayern und Kurcöln wusste man das Gleiche, und auch kleinere deutsche Staaten unterhandelten heimlich mit Frankreich, oder beschlossen neutrale Haltung. Sachsen war mit den gleichzeitig ausbrechenden nordischen Händeln beschäftigt, die auch Schweden, Dänemark, Russland in Anspruch nahmen. Am längsten zögerten England und Holland. Der grosse König Wilhelm III. erkannte gar wohl die Nothwendigkeit, dem drohenden Uebergewicht Frankreichs gegenüber für die Unabhängigkeit der europäischen Staatenwelt auch das Aeusserste zu wagen, musste aber erst dieser richtigen Ansicht auch die Anerkennung des englischen

Volkes, oder der mächtigen Parteien in ihm gewinnen, ohne deren Mitwirkung er keinen Krieg führen konnte. Die Holländer waren geschreckt, als durch den Vorschub des Kurfürsten von Bayern, als Statthalters der spanischen Niederlande, plötzlich in allen von ihren Truppen besetzten belgischen Plätzen französische Truppen Einlass fanden (7. Febr. 1701). So erkannten auch England und Holland den neuen König an (17. April).

Oesterreich nicht. Es gab sein Recht keinen Augenblick auf, und war entschlossen, auch alleinstehend das Schwert dafür zu zücken. Als der Papst es anging, dass es wenigstens nach Italien keine Truppen senden möge, wollte es nur unter der Bedingung darein willigen, dass die spanischen Besitzungen in Italien bis zu Austrag der Sache sequestrirt würden, worüber sich denn die Unterhandlung zerschlug. Dabei waren die Kassen Oesterreichs erschöpft, sodass die Finanzkammer erklärte, sie getraue sich nicht, 15,000 Mann im Felde zu erhalten, und mehr denn 29,000 Mann waren in der That nicht aufzubringen, da ein beträchtlicher Theil des Heeres in Ungarn nicht zu entbehren war. Das gläubige Vertrauen Kaiser Leopolds und der staatsmännische Blick Eugen's, welcher wohl voraussah, dass Oesterreich nicht lange allein bleiben werde, entschieden für den Krieg. Mit jenen 29,000 Kriegern, erprobten Veteranen seiner früheren Feldzüge, rückte Eugen gegen Italien, das der in Wahrheit grösste Feldherr des damaligen Frankreichs, der Marschall Catinat, vertheidigte, der die Engpässe Tirols an der Etsch aufs stärkste befestigt hatte und hier die anrückenden Kaiserlichen erwartete. Am 20. Mai kam Eugen im Lager zu Roveredo an, täuschte den Feind durch Scheinmaassregeln über seine Absichten, sendete aber einige tausend Mann nach den Gebirgen zwischen dem Trientinischen und dem Vicentinischen, wo eine sechstägige Arbeit das Unmögliche möglich machte. Graf Palfy zog sich mit einem Theile der Reiterei an der Etsch hinunter, die übrige Reiterei den Krümmungen der Brenta entlang. Das Fussvolk klimmte in zwei Linien die Felsen an der Quelle des Astico hinan. Geschütz und Gepäck wurden mit Maschinen und Flaschenzügen von Fels zu Fels gerückt, die Wagen auseinander genommen, stückweise auf den Achseln getragen, über die Felsen herabgelassen. Der am 27. begonnene Zug führte das Heer am 28. in die Ebenen von Verona und, ehe noch die Franzosen eine Ahnung von dem Unternehmen hatten, waren alle Theile des kaiserlichen Heeres in dem Thale Bolisella bei Breonio vereinigt (30.). Willfährig hatten die Gebirgsbewohner geholfen, den Weg durch die schwierigsten Stellen zu brechen und so zahlreich ihren Seidenbau verlassen, dass die Seidenzucht von Trient und Roveredo jenes Jahr nicht den hundertsten Theil ihres gewöhnlichen Ertrages abwarf. Venedig hatte den Durchzug gestattet und durch mitgegebene Führer begünstigt, weil es selbst das französische Uebergewicht in Italien fürchtete. Eugen überschritt die Etsch, und überraschte und schlug, nach einem nächtlichen Eilmarsch, St. Fremond bei Castagnaro und Carpi, worauf Catinat hinter den Mincio zurückwich. Die bedeutsamste Wirkung all dieser Vorgänge war aber der Einfluss derselben auf die Entschliessungen des Auslandes.

— 1702 n. Chr. —



Der römische König Joseph vor Landau.

Gez. v. Camphausen.

König Joseph vor Landau.

(1702 n. Chr.)

Eine Batterie vor einer belagerten Stadt. Leichname neben ihren Geschützen gefallener Krieger bezeugen, dass die Stelle auch für Diejenigen gefährlich ist, welche von da aus ihre zündenden Geschosse der bedrohten Feste zuschleudern. Aber furchtlos und mannhaft steht die hohe, über die Brustwehr hinausragende Gestalt eines fürstlichen Herrn auf dem ernsten Boden und betrachtet den Lauf und die Wirkung der Bomben, welche im hohen Bogen der Festung zufliegen. Es ist ein Kaisersohn und bald selbst ein Kaiser, der hier seine Feuerprobe vor einer alten Feste des Reichs besteht, die er dem Erbfeinde wieder abkämpfen will.

Der kühne Alpenzug des grossen Eugens und die, wenn auch, bei der Geringfügigkeit seiner Streitmittel, nicht entscheidenden, aber immerhin ruhmvollen Vortheile, die er in Italien erfochten, hatten weithin ihre Früchte getragen. Sie zeigten doch, dass Frankreich nicht, wie man anfangs gemeint hatte, die erschlichene spanische Erbschaft unbestritten für seinen Prinzen behaupten werde; sie kräftigten die Meinung für Oesterreich, hoben dessen Ansehen und bestimmten die Unschlüssigen. Was der grosse König Wilhelm III. von Anfang an bezweckt hatte, wofür er aber erst die Meinung seines englischen Volkes und die Parteien desselben zu gewinnen hatte, das wurde mächtig gefördert, als jetzt zwischen Oesterreich, England und den Generalstaaten ein zunächst nicht auf Philipps V. Entsetzung, aber doch auf Entschädigungen für Oesterreich und auf Garantien, dass Frankreich und Spanien nie in eine Hand kommen könnten, gerichteter Bündnissvertrag unterzeichnet ward (7. Sept. 1701), und nun auch Frankreich sich nicht mehr durch den Ryswicker Frieden gebunden hielt und den Prätendenten als König Jakob III. anerkannte. Von da an trat das, schon durch Oesterreichs Standhaftigkeit gewonnene, englische Volk entschieden in die Politik seines grossen Königs ein, die auch nach seinem Tode (8. März 1702) längere Jahre eher ausgedehnter, als beschränkter fortgeführt ward. Die Seemächte schlossen mit Dänemark, Kurpfalz, Kurhannover und Preussen Subsidienverträge. Die Kreise des Reichs, die sich anfangs zur Neutralität verbunden, traten jetzt der Allianz bei, und am 30. September und 6. October 1702 erklärte das Reich den Krieg gegen Frankreich und Spanien.

Bei alledem waren die Vortheile, welche Frankreich in seinem Besitze der Niederlande, seiner damals noch bestehenden Allianz mit Savoyen, seiner Verbindung mit Spanien, seinen Stützpunkten in Italien, wo auch der Papst es begünstigte, vor Allem in seiner innern Einheit, einer vielköpfigen Allianz gegenüber, voraus hatte, bedeutend genug, dass man es schon als einen Gewinn ansehen musste, wenn es nicht gleich im Anfang, wie in früheren Kriegen, entschiedene Fortschritte machte, ja eher einzelne Verluste erlitt. In Italien hielt Eugen den Gegnern, trotz ihrer Uebermacht, mindestens die Wage. In den Niederlanden ward ein Angriff der Franzosen auf Nymwegen vereitelt, mussten sie Venloo, Ruremont, Steevenswerth, Lüttich und andere Plätze räumen. In Deutschland nahm der tapfere Markgraf Ludwig von Baden, mit 40,000 Mann, die Linien von Lauter, und nun ward im Mai die Belagerung des von Vauban's ganzer Kunst befestigten Landau eröffnet, welche der Markgraf in den Linien von Weissenburg deckte.

Zu dieser Belagerung fand sich der römische König Joseph, der bald den deutschen Kaiserthron als Joseph I. besteigen sollte, von Wien aus, ein. Derselbe war der älteste überlebende Sohn Kaiser Leopolds I., aus dessen dritter Ehe, mit Eleonore Magdalene von Pfalz-Neuburg, am 26. Juli 1678 geboren und seit dem 24. Januar 1690 römischer König. Von seiner frommen Mutter mit weiser Strenge, von seinem Oberhofmeister, dem Fürsten von Salm, unter

Beistand des Dr. Wagner und des freisinnigen Weltpriesters von Rummel, seiner hohen Aufgabe gemäss erzogen, bildete er sich zu einem körperlich wie geistig frischen und kräftigen Manne, und unterschied sich durch sein männliches, gerades und offenes Wesen, durch seinen hellen Blick und seine aufrichtige, thatkräftige Anerkennung wahren Verdienstes von seinem Vorgänger, wie von seinem Nachfolger vortheilhaft. Vor Allem bezeichnet ihn die wahrhaft brüderliche Freundschaft, die er dem Prinzen Eugen, dem grossen Feldherrn und Staatsmanne des damaligen Kaiserstaates, bewahrte. Ebenso erglühte er früh in heisser Bewunderung für das Genie des Marlborough. Es war nicht aus seinem Sinne geflossen, bezeichnet aber die damaligen wiener Richtungen, dass ihm zu der Belagerung von Landau ein Tross von 232 Hof- und Wirthschaftsbeamten folgte, wie auch seine ihn begleitende Gemahlin, Wilhelmine Amalie von Hannover, 170 Personen und 77 Wagen in ihrem Gefolge hatte.

Er übernahm den Oberbefehl der eigentlichen Belagerung, auf deren Fortgang jedenfalls seine spornende Gegenwart und sein antreibender Eifer nicht ohne Einfluss blieben. Vergebens suchte der tapfere Marschall Catinat, die Linien zu durchbrechen, um die Belagerten zu entsetzen. Als dies fehlgeschlagen war, sank den Vertheidigern der für unüberwindlich gehaltenen, aber bereits hart bedrängten Feste, an deren Spitze der durch die Verwüstung der Pfalz berüchtigte Melac stand, der Muth, und am 10. September wurde Landau übergeben, worauf ein combinirtes Eindringen der deutschen und niederländischen Heere in Lothringen beabsichtigt, aber durch das Auftreten Bayerns zu Gunsten der Franzosen verhindert ward.

Zwar ging Landau bereits 1703 von Neuem an die französische Rheinarmee verloren, trotz der überaus tapfern Vertheidigung des heldenmüthigen Sachsen von Friesen, ward aber 1704, nach dem grossen, entscheidenden Siege von Höchstädt, abermals genommen, bei welcher Belagerung sich der römische König wieder einfand und damals die von ihm lange ersehnte persönliche Bekanntschaft Marlborough's machte. 1713 ist es unter den allgemeinen Unfällen wieder von den Franzosen gewonnen worden, und ihnen im Frieden geblieben, bis es endlich 1815, so Gott will und Kraft und Muth in Deutschland nicht verlöschen, für immer an Deutschland gekommen ist.

— 1703 n. Chr. —



Die Baiern in Tirol.

Gez. v. Schurig.

Die Bayern in Tirol.

(1703 n. Chr.)

Ein Kampf des Gebirgsvolkes gegen eingedrungene Feinde. Von den steilen Höhen entsendet das niemals fehlende Rohr des geübten Scharfschützen seine tödtlichen Geschosse; der Knabe reicht eifrig dem Vater das frisch geladene Gewehr zu; Frauen wälzen Felsstücke herbei, welche die gegen solche Waffen wehrlosen Feinde zermalmen sollen. Das in den Engpässen und Windungen tiefer Thäler verwickelte Heer sieht sich auf allen Seiten von unsichtbaren Feinden bedroht, vor denen keine Tapferkeit, keine Kriegskunst, kein Talent der Führer es retten kann. Das Land selbst vertheidigt die Seinen und ihre Sache.

Der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, ehedem ein treuer Freund und Verbündeter Oesterreichs, war schon lange durch kleine Vernachlässigungen erkaltet, dann durch Prunkliebe und Ehrgeiz und weibliche Einflüsse auf die französische Seite gezogen, endlich auch durch Lockungen einer falschen Politik verleitet worden, gänzlich in das französische Interesse einzugehen, und hatte in seiner Eigenschaft als Statthalter der spanischen Niederlande demselben wichtige Dienste geleistet. Als Kurfürst liess er erst 1702 die Maske fallen, und erklärte sich offen für Frankreich, überfiel Ulm und Memmingen, besetzte den Nordgau und entsendete seinen General Arco mit 10,000 Mann, eine Vereinigung mit dem französischen Marschall Villars zu bewirken. Was damals durch die feste Neutralität des schweizerischen Bundes und durch die klugen Massregeln des Markgraf Ludwig von Baden verhindert ward, das gelang 1703 durch die Kühnheit Villars', der einen Meisterzug durch den im Innern allerdings unbewehrt gelassenen Schwarzwald machte, während der Kurfürst Regensburg und Neuburg besetzte, und sich dann in Tuttlingen mit den Franzosen vereinigte. Das Natürlichste schien jetzt zu sein, dass Beide vereinigt auf Wien drangen und den Versuch machten, ob sich im Herzen der österreichischen Monarchie der Frieden dictiren lasse. Ungewiss bleibt es, woran und an wem es gelegen hat, dass dieser Gedanke nicht in Ausführung gebracht ward. Sicher scheint, dass der Kurfürst und Villars sich nicht verstanden, dass Beiden eine Trennung ihrer Operationen ganz gelegen war, und dass Villars den Kurfürsten in dem begierig ergriffenen Gedanken bestärkte, Tirol zu erobern, um von dort aus nach der einen Seite den ungarischen Malcontenten, nach der andern dem französischen Heere in Italien die Hände zu reichen. Auch in Paris ward der Plan gebilligt und der Herzog von Vendome erhielt Befehl, sich über Trient mit dem Kurfürsten zu vereinigen. Ihm zog der Kurfürst mit 16,000 Bayern und Franzosen entgegen, während Villars an der Donau zurückblieb.

Zu Anfang des Juni 1703 erschienen die Bayern plötzlich vor Kufstein, das, von seinen eigenen Vertheidigern in Brand gesteckt, bald in die Hände der Feinde fiel. Rattenberg ward nach kurzem Widerstand genommen und, obwohl überall das tiroler Volk sich in grosser Aufregung zeigte und jedem Zugeständnisse zürnte, zog der Kurfürst doch ungehindert über Schwaz, Hall, das Innthal entlang, in Insbruck ein, wo die Stände am 30. Juni ihm huldigten. Auch die Scharnitz ward, auf Befehl der Landesverwaltung, übergeben. Die Ehrenberger Clause brachte man durch die Drohung, die umliegenden Ortschaften verbrennen zu wollen, zur Uebergabe, den Tag, bevor der Entsatz kam. Diesen bereitete der allbeliebte, echt volksfreundliche Landrichter Martin Andreas Sterzinger zu Landeck, der die Männer des Gebirges versammelte, zu ihnen sprach, die begeistert ergriffenen Pläne des Widerstandes in Ausführung setzte, alle Thäler in Bewegung brachte, überallhin seine treuen Boten sendete. Das Landvolk verliess seine Dörfer und Höfe und sammelte sich. Kaiserliche Officiere, Major Heindl und Hauptmann Hafner, organisirten die Massen. Die Folgen

sollten sich bald nur zu furchtbar zeigen. Marquis Novion war gegen Finstermünz entsendet worden und hatte die Gegend von Insbruck bis Landeck besetzt, erkannte aber wohl das Gefährliche der Lage und schickte einen Eilboten nach Insbruck, um weitere Verhaltungsmassregeln einzuholen. Ein alter Bauer lauerte bei Imst am Wege und erschoss den Boten. Da keine Antwort kommt, rückt Novion weiter und findet die Pfundser Brücke verschanzt und mit Geschütz besetzt, ohne einen Feind zu sehen, einen Laut zu hören, bis in dem Augenblicke, wo er, die Gefahr erkennend, das Zeichen zum Rückzug giebt, von allen Seiten die Geschosse unsichtbarer Feinde sich fühlbar machen, von allen Höhen Felsstücke und Baumstämme auf die Krieger stürzen. Ein furchtbares Gemetzel erfolgte, und mit Mühe entrannen Novion und Graf Taufkirchen mit 40 Reitern, um an der Zambser Brücke, von 12 Schützen lange Zeit aufgehalten, durch das herbeiströmende Landvolk gefangen genommen zu werden. Das war Sterzinger's That, der den Hinterhalt ausgewählt, die Schützen vertheilt, das Zeichen zu einem Angriffe gegeben hatte, welcher den aus sicherm Versteck operirenden Tirolern nur einen Todten und acht Verwundete kostete.

Der Kurfürst zog inzwischen in sieben Schlachthaufen die Strasse über den Brenner, sich mühsam den steilen Weg über kahle Felsen, durch finstre, von tosenden Waldbächen durchströmte Wälder hinaufbrechend, bis am Passe Lueg, welchen Lechner, der Wirth zu Sterzing, mit den Männern aus Sterzing, Brixen, Meran und Passeyer vertheidigte, auch auf ihn der unsichtbare Feind seine tödtlichen Geschosse richtete, und 1500 Bayern gefällt waren, bevor man noch einen Feind sah. Ein einziger alter Schütze aus dem Clausthale, dessen zwei Söhne ihm unablässig den Stutzen luden, soll 52 Bayern erschossen haben. Die Edlen von Gemps und Gladsch vertheidigten die Mühlbacher Clause und die Eisackbrücke. Die Strasse nach Brixen war durch Verhaue versperrt, hinter denen Anton Benzel mit 500 Schützen lauerte, während auf dem Jauffen Brandis mit 3000 Männern aus Botzen stand. Max Emanuel zog sich auf Mattrey zurück, während die Scharnitz durch Heindl wieder genommen ward (21. Juli) und an demselben Tage Graf Verita mit drei Bataillonen in Hall seinen Untergang fand, Rattenberg und Kropfsberg wieder in die Hände der Tiroler fielen. Von Neuem bestürmte der Kurfürst den Pass Lueg und nahm ihn. Ein italienischer Bauer brachte ihm die trügerische Nachricht von dem Herannahen Vendome's. Aber die Botschaften von den Vorgängen in seinem Rücken nöthigten ihn zum Rückzug auf Insbruck, wie er denn auch vergeblich auf Vendome geharrt haben würde, der Abfall Savoyens in Italien zurückhielt. Auch der Rückzug war verderblich. An der Martinswand konnte nur mit verzweifelten Kämpfen, durch das Geschützfeuer, der Durchgang erzwungen werden, und fast wäre auf dem Wege von da nach Zirl der Kurfürst selbst gefallen, wenn nicht der auf ihn lauernde Schütze, Anton Schandl oder Martin Zeiler genannt, den prächtiger gekleideten Grafen Arco für ihn gehalten hätte. Arco fiel. Der Schütze hat später ein Freischiessen in München zu besuchen gewagt, wobei der Kurfürst hochherzig genug war, ihn selbst durch den Rath, sich heimlich davonzumachen, zu retten. Das Ausbleiben Vendome's und das Anrücken kaiserlicher Truppen bestimmten den Kurfürsten, sich, unter blutigen Kämpfen, nach Bayern zurückzuziehen, und damit das hochfliegende Unternehmen für gescheitert zu erklären.

— 1704 n. Chr. —



Eugen, Ludwig von Baden und Marlborough.

Gez. v. Camphausen.

Eugen, Ludwig von Baden und Marlborough.

(1704 n. Chr.)

Vor den Fenstern einer ländlichen Wirthschaft verhandeln an schlichtem Tische, um welchen hölzerne Stühle gereiht sind, drei Männer in Kriegertracht, aber sichtbar den höchsten militairischen und gesellschaftlichen Stellungen angehörend, vor der ausgebreiteten Karte, während das Dorf von ihren tapfern Schaaren durchzogen wird. Das neugierige Landmädchen, das aus dem geöffneten Fenster mit offenem Munde die Herren anstaunt, wird nicht errathen, worüber sie übereinkommen, wird in seinem Staunen nicht hören, was sie sprechen und wird auch was es hört nicht verstehen. Aber diese Berathungen entscheiden zunächst über Leben und Tod von Tausenden, in weiterer Folge über die Wendungen eines gewaltigen Krieges, über das Schicksal eines Welttheils.

Es sind die drei grössten Feldherrn der gegen Frankreich verbündeten Mächte: Prinz Eugen von Savoyen, Markgraf Ludwig von Baden und der Herzog von Marlborough. Eugen, einst durch Ludwigs XIV. Geringschätzung aus Frankreich vertrieben, war durch seine Siege in Ungarn berechtigt worden, dem Hofkriegsrathe zu trotzen, und verdiente sich durch seine Thaten in Italien den Anspruch auf das Präsidium dieser höchsten Stelle, das er vor Kurzem erhalten hatte. Selten ist ein Kriegsführer so populär gewesen, wie Eugen war. Das ruhige Gleichmass seines Wesens, seine Bescheidenheit, seine neidlose Freundschaft, die fleckenlose Reinheit seines Charakters, die Biederkeit desselben, die doch nicht rauh war, die furchtlose Kühnheit in jeder Gefahr, die sich doch mit weiser, alles bedenkender Vorsicht paarte, sein nach allen Seiten hin geist- und einsichtsvolles, aber nirgends sich anmassend aufdringendes Urtheil, seine schlichte Natürlichkeit, seine heitere Lebendigkeit, das alles macht Eugen von Savoyen zu einer der ansprechendsten Erscheinungen in der Geschichte. Ludwig von Baden-Baden, der Sieger von Nissa und Salankemen, ein tapferer und vielerfahrener Krieger, vor allem im Vertheidigungskriege gross, den Kopf nicht verlierend, auch wenn es schlecht ging, ein Meister der Kunst, feste Stellungen zu wählen, sie mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen, das Heer auch unter misslichen Umständen in Ordnung zu halten, mitten in der Bedrängniss einen Platz zu finden, wo das Ungewitter sich ausharren liess, Belagerungen zu leiten und zu decken, persönlich ein biederer Mann von altem Schlage, aber nicht ohne Pedantismus und Reizbarkeit, neigte sich jetzt bereits dem Ende seiner Laufbahn zu, und war jedenfalls durch die grösseren Geister, denen er jetzt als Dritter beigesellt war, überflügelt. Denn wohl war Johann Churchill, der seit zwei Jahren Herzog von Marlborough war, der erste Feldherr des Jahrhunderts, soweit es auf umfassende Berechnung, auf feine, scharfsinnige, alles erwägende Combinationen und deren geschickte, ruhige Ausführung ankam. Im Gedränge der Schlacht bewährte auch er jenen ruhigen, unerschrockenen Gleichmuth, der ihn in keiner Lage seines Lebens verliess, glänzte aber weniger, wie Eugen, durch jenen Blitz des Genies, der in unerwartet verschränkten Augenblicken das überraschende Rechte wie durch Eingebung finden lässt. Vor Allem war Marlborough, der eigentlich die Eigenschaften, die ihn zum grossen Diplomaten befähigten, mit Erfolg auf die Anordnungen der Feldzüge anwendete, ganz der Mann, die Fäden des vielverzweigten, zum Theil auf Parteien gestellten, den mannichfaltigsten Einflüssen und Schwankungen ausgesetzten Bündnisses zusammenzuhalten, unerschöpflich an Hilfsmitteln der Gefahr des Zerfallens entgegenzuwirken, durch das milde, einnehmende Wesen, hinter welchem sich mancher missliche Zug der Selbstsucht, aber keine Härte und Bosheit verbarg, auch die widerstrebendsten Naturen zu gewinnen.

Er hatte so eben einen Meisterzug vollendet. Nach dem ver-

fehlten Unternehmen auf Tirol hatte der Kurfürst von Bayern sich wieder mit Villars vereinigt. Ein trefflich angelegter Plan des Markgrafen Ludwig, sie zwischen zwei kaiserliche Heere zu bringen, scheiterte, wie es scheint, an den Fehlern des Grafen Styrum, der am 20. September 1703 zwischen Oberklau und Höchstädt von den Franzosen und Bayern überfallen und, nach anfangs errungenen Vortheilen, zuletzt gänzlich geschlagen ward. Diese Niederlage verurtheilte auch den Markgrafen zu längerer Unthätigkeit und hatte zunächst den Fall von Breisach und Landau zur Folge. Villars, der sich fortwährend mit dem Kurfürsten nicht vertrug, war zurückberufen worden; Marschall Tallard aber stand mit 45,000 Mann neuer Hilfstruppen am Rhein, dem Kurfürsten zuzuziehen und das Ernsteste schien von der Vereinigung dieser Streitkräfte zu besorgen. Die Besitznahme von Augsburg und Passau gab einen drohenden Wink, worauf sie sich richten würden. Unter diesen Umständen wurde Eugen aus Italien abberufen und kam im tiefsten Geheimnisse mit Marlborough überein, dass man zunächst durch einen grossen Schlag die im Innern Deutschlands aufgetretene Gefahr beseitigen müsse. Während der Kurfürst mit 40,000 Mann bei Ulm stand, hielt sich Tallard am Rheine bereit, ihn zu unterstützen oder selbstständig zu operiren. Da brach Marlborough mit 15,000 Engländern von Mastricht nach Coblenz auf, und Frankreich fürchtete einen Angriff auf die Mosel, weshalb Villars sich beeilte, Lothringen zu decken. Nun liess Marlborough die Maasarmee kommen, schickte das Gepäck nach Mainz und ging selbst über Main und Neckar. Jetzt fürchteten die Franzosen für den Elsass und Tallard ging über den Rhein und näherte sich Villeroi. Plötzlich brach die alliirte Armee gegen Ulm auf. In Mundelsheim trafen sich Marlborough und Eugen zum ersten Male und schlossen eine Freundschaft, die bis zum Tode währte. In Heppach kamen sie mit dem Markgrafen zusammen. Dieser stritt sich mit Marlborough über den Oberbefehl, bis Eugen den vermittelnden Vorschlag machte, dass Jeder einen Tag um den andern befehligen sollte. Er selbst begnügte sich mit der bescheidenen Aufgabe, mit den Rheintruppen Tallard zu beobachten, die glänzendere Unternehmung in Bayern Marlborough und dem Markgrafen überlassend. Durch meisterhafte Combinationen trafen die auf verschiedenen Wegen abgesendeten Truppen an den bestimmten Punkten zusammen und vereinigten sich (22. und 23. Juni) mit dem Heere des Markgrafen. Nun eilte man gegen die Bayern, deren Linie auf dem Schellenberg am 2. Juli durch Marlborough erstürmt wurde. Bayern wurde verwüstet, um den Kurfürsten, dem man vortheilhafte Bedingungen anbot, zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Er brach die Unterhandlungen ab, als es Tallard gelungen war, sich (3. Aug.) bei Augsburg mit ihm zu vereinigen. Aber auch Eugen gelang es, unter geschickter Theilung seines Heeres, sowohl Villeroi am Rhein zurückzuhalten, als mit dem grössten Theile der Reiterei zu seinen Verbündeten in Bayern zu stossen. Bei einer zweiten Zusammenkunft der drei Feldherrn, in Neuburg, wurde beschlossen, dass Eugen und Marlborough gegen das feindliche Heer ziehen, der Markgraf aber Ingolstadt angreifen solle. Dies war die Vorbereitung für eine grosse Entscheidungsschlacht.

— 1704 n. Chr. —



Gez. v. Camphausen.

Die Schlacht bei Höchstädt.

Die Schlacht bei Höchstädt.

(1704 n. Chr.)

Die Schlacht ist vorüber. Nur der fliehende Feind wird noch von den schnellen Reitern verfolgt. Ein dem siegreichen Heere angehörender Führer reitet über das leichenbedeckte Schlachtfeld. Da zeigt ihm ein Krieger, mit freudestrahlendem Antlitz, noch eine bedeutsame Beute des Sieges: den feindlichen Feldherr, der nicht blos die Schlacht, der die eigne Freiheit verloren hat und mit abgewendeten Gesicht, in welchem sich das Ringen nach Fassung mit den bitteren Gefühlen streitet, die seine Brust durchwogen, den Degen darreicht, den er tapfer, aber mit Unglück, geführt.

Die Schlacht, deren Ende, wie es sich wenigstens an Einer Stelle gestaltete, uns hier vor Augen geführt wird, bezeichnet einen gewaltigen Wendepunkt in der Geschichte ihrer Zeit. Es sind in demselben Kriege, welchem sie angehört, grössere, blutigere Schlachten geschlagen worden, bei denen noch gewaltigere Massen von Kriegern und Geschützen sich gegenüber standen, aber keine entscheidendere, keine, die so bestimmt den Anfang eines neuen Standes der Dinge in der europäischen Staatenwelt bezeichnet und zunächst dem ganzen Gange des Krieges eine so wesentlich andere Richtung gegeben hätte. Der Tag von Höchstädt war es, der dem Ehrgeize Ludwigs XIV. einen unübersteiglichen Damm entgegensetzte, den Träumen französischer Universalherrschaft ein Ende machte, Frankreich für längere Jahre von der Linie des bedrohenden Angriffs wieder auf die der Vertheidigung verwies, die Frage sich nicht mehr um weitergreifende Erwerbung, sondern nur noch darum bewegen liess, wieviel sich von dem Erworbenen retten lasse.

Am 11. August hatten Eugen und Marlborough ihre Heere in der Nähe von Donauwörth vereinigt und beschlossen, ein Lager bei Höchstädt zu beziehen, wo im Jahre vorher die Feinde einen Sieg erfochten hatten. Auch diesmal hätte es ihnen Sieg versprechen können, dass sie den Verbündeten zuvorgekommen und die feste Stellung bezogen hatten, welche diese sich ausgewählt. Dagegen waren sie von den Bewegungen der Verbündeten so wenig unterrichtet, dass sie von deren Vereinigung noch am 15. nichts wussten, und den im Lager Eugen's ertönenden Generalmarsch für das Zeichen nahmen, dass Eugen gegen Nördlingen abziehen wolle. Am Morgen desselben Tages drangen die vereinigten Heere der Verbündeten, 66 Bataillone und 178 Schwadronen stark, unter dem Schutze eines dichten Nebels, durch Moor und Gebüsch bis dicht vor die Stellung des Feindes. Dieser ward, in zwei Linien aufgestellt, auf seinem rechten Flügel von dem Dorfe Blenheim (Blindheim) gedeckt, das von Büschen und Sümpfen, Hecken und Zäunen umgeben war, und wo Tallard mit seinen Truppen stand, das aus Reitern bestehende Centrum von Oberklau, während der linke Flügel, welchen die Bayern und diejenigen Franzosen bildeten, deren Befehl von Villars an Marsin übergegangen war, sich an Lützingen lehnte und durch Gehölz geschützt ward. Als Tallard das Herannahen der Verbündeten endlich erkannte, erfasste er den verhängnissvollen Plan, sie über den Nebelbach, der sich unterhalb Blenheims in die Donau ergiesst, zu lassen, um sie zwischen dem Bach und seiner Stellung zu fassen, und zog deshalb seine Truppen zurück, einen übergrossen Theil zur Deckung des Dorfes Blenheim verwendend.

Marlborough überschritt demnach zuerst in Ruhe den Kesselbach und entfaltete seine Reihen. Jetzt erst, um 9 des Morgens, erhob sich das Geschützfeuer des Feindes, das die Verbündeten bis den Mittag aushielten und dann auch den Nebelbach überschritten und Brücken über die Sümpfe schlugen. Die ersten Angriffe scheiterten, und so oft die Bataillone der Verbündeten jen-

seits des Baches vordrangen, wurden sie durch die französische Reiterei bedrängt, welche ihrerseits durch die Massen des Fussvolks ihrer Gegner nicht durchbrechen konnte. Da beschloss Marlborough, das Fussvolk des Feindes durch Scheinangriffe festzuhalten, warf sich selbst aber, an der Spitze seiner Reiter, auf Tallards Centrum. Im Augenblicke des Vorsprengens streckte eine Kanonenkugel sein Pferd zu Boden; aber unversehrt sprang er auf, schwang sich von Neuem in den Sattel, befahl das Vorwärts und warf mit vier kräftigen Angriffen die erste Linie des Feindes auf die zweite. Schon sind Tallard's Reiter so geschwächt, dass sich aus zwei Linien nur noch eine bilden lässt. Als nun noch Marlboroughs Fussvolk über die Sümpfe kommt, wird das französische Centrum durchbrochen, gesprengt, gemetzelt. Tallard bemüht sich, die Fliehenden zu sammeln und nach Blenheim zu führen, wo ihm noch 26 Bataillone und eine Anzahl Dragoner und Reiter stehen. Da wird er von dem hessischen Obersten v. Boyenburg gefangen und dem tapfern Erbprinzen von Hessen-Cassel, der einst den schwedischen Königsthron besteigen sollte, vorgeführt, der ihm zurief: „Das ist die Revange vom Speierbach.“ Noch wird der Degen des französischen Befehlshabers, als Trophäe hessischer Tapferkeit, in Kassel aufbewahrt. Viele französische Reiter fanden den Tod in den Wellen der Donau. Drei Bataillone liessen sich lieber niedermachen, als dass sie sich ergaben.

Eugen hatte inzwischen, den Bayern und Marsin gegenübergestellt, welche das Uebergewicht der Zahl und der Stellung für sich hatten, deren Truppen noch frisch, während die seinen ermüdet waren, und die von dem Kurfürsten mit eben so viel Muth und Feuer als Geschick geführt worden, seinen Antheil am Siege durch die blutigsten Kämpfe erkaufen müssen. Beim dritten Angriff wollten seine Kürassiere weichen. Da schoss er zwei davon vom Pferde und setzte nun an der Spitze der Reiter durch die Sümpfe. Wiederholt war er in nächster Gefahr, gefangen zu werden; sein Pferd ward ihm unter dem Leibe erschossen. Aber mannhaft hielt er, auf das kräftigste durch den heldenmüthigen Leopold von Anhalt-Dessau unterstützt, den Kampf aufrecht, so den Kurfürsten hindernd, Tallard Hilfe zu leisten. Als nun die Nachricht von Tallard's Niederlage eintrifft, stürmt Eugen mit erneuerter Kraft auf die Feinde, die bereits von englischen Schaaren in die Flanke genommen werden. Der Fassung und Geistesgegenwart des Kurfürsten gelingt es, einen geordneten Rückzug zu vermitteln. Eugen verfolgte sie nur bis Lützingen, und wendete sich dann zu Marlborough. Den vereinigten Siegern ergaben sich jetzt, zu ihrem eigenen Erstaunen, die von ihrem Führer, dem auf feiger Flucht in der Donau ertrunkenen General Clerembault, verlassenen 26 Bataillone und 12 Schwadronen Franzosen, die noch bei Blenheim standen, ohne Kampf. Wüthend zerriss das Regiment Navarra seine Fahnen und zerschlug seine Waffen, bevor es sie auslieferte. Gegen 20,000 an Todten und Verwundeten sollen die Besiegten verloren haben. Eben so viel an Gefangenen, 300 Standarten und Fahnen, 144 Geschütze fielen in die Hände der Sieger, deren Verlust aber auch auf 11,000 an Todten und Verwundeten geschätzt ward.

Landau, Trier und Trarbach werden nun wieder genommen, Augsburg und Ulm befreit, ganz Bayern besetzt und unter österreichische Verwaltung gestellt. Oesterreich hatte nun Luft, zunächst die aufständischen Ungarn zu bewältigen. Wichtig war auch und für die nächsten Jahre entscheidend der moralische Eindruck des ersten grossen Unfalls, der den Waffen Ludwigs XIV. im Landkriege begegnet war. Eugen hatte nun freieres Spiel in Oesterreich und im Reiche, Marlborough in England und Holland; die Treue der Alliirten ward befestigt, die Missgunst geschreckt, Muth und Entschlossenheit der Kriegführenden belebt und der Siegeszauber war von den französischen Fahnen gewichen.

— 1705 n. Chr. —



Aufstand der Bayern.

Gez. v. Schurig.

Der Aufstand der Bayern.

(1705 n. Chr.)

Das ist ein ungleicher Kampf, der hier gekämpft wird. Den Gewehren und Lanzen der in geordneten Reihen herandringenden Soldaten gegenüber, vertheidigt sich noch eine kleine Schaar verzweifelter Männer, fast nur mit Werkzeugen, wie sie das Gewerbe des Landmannes, des Handwerkers für friedlichere, menschlichere Berufe bietet. Mit der festen Entschlossenheit der militärischen Zucht erprobter Krieger verrichten die Soldaten ihr Werk, und werden bald mit dem Häuflein zu Ende sein, das noch neben der flammenden Ruine nur noch daran denkt, das nicht mehr zu rettende Leben wenigstens auf das Theuerste zu verkaufen. Wehe noch immer Dem, den die Streiche jenes riesigen Greises treffen, der mit kaltem Ingrimme seinen furchtbaren Streitkolben schwingt, während neben ihm auch der Jüngling seines jungen Lebens nicht achtet und bald an seiner Seite verbluten wird; glücklicher immer noch, als die in die Hände des Feindes fallen, um nicht als rechtliche Feinde, sondern als Verbrecher behandelt zu werden, weil sie, ohne anderen Beruf, als das tiefe Gefühl der Treue für Vaterland und Fürsten, sich gegen fremde Bedränger erhoben haben.

Nach der Schlacht bei Höchstädt hatte sich der Kurfürst von Bayern mit dem Reste des Heeres nach Frankreich entfernt, der zurückbleibenden Kurfürstin überlassend, mit dem kaiserlichen Hofe über das Schicksal des Landes zu unterhandeln. Zwar ward ihr von den Offizieren der noch im Lande gelassenen Besatzungen zugeredet, auch jetzt noch weiteren Widerstand zu versuchen und durch ein allgemeines Aufgebot des Landes zu unterstützen. Indess war ihr schwerlich zu verargen, wenn sie dem Erfolge solches Versuches misstraute und den Weg der Unterhandlungen vorzog. War zwar auf demselben nicht besseres zu erlangen, als was auch nach weiteren Niederlagen aufgelegt worden wäre, so waren doch dem Lande das Blut und die Opfer eines Kampfes erspart, der ihr und ihren Räthen aussichtslos erscheinen mochte. Nach dem Ilbersheimer Vertrag vom 7. November 1704 mussten alle Lande, Städte und Festungen des Kurfürsten dem Kaiser überantwortet, alle bayerischen Truppen entlassen, die Regierung des Landes dem Kaiser anheimgestellt werden, und blieben der Kurfürstin und ihren Kindern nur das Rentamt München und 400 Mann Garde.

Auch das schien Oesterreich zu viel. Es soll dem kaiserlichen Hofe nicht zum Vorwurf gemacht werden, dass er seinen Vortheil über den Kurfürsten mit grosser Strenge gegen diesen gebrauchte. Denn die Schritte desselben, mittelst deren er an Kaiser und Reich die Treue brach, sich dem damaligen Erbfeinde der deutschen Nation, dem Bedroher der Unabhängigkeit des gesammten Europa's, anschloss, und die äusserste Gefahr in das Herz von Deutschland hereinzog, liessen keinerlei Rechtfertigung zu. Sie waren durch keinen Angriff von der anderen Seite, durch keinerlei achtbares Princip entschuldigt, sie entsprangen lediglich den falschen Berechnungen eines übel geleiteten Ehrgeizes, der selbst sichere Vortheile, die ihm von Oesterreich geboten waren, um ausschweifender Hoffnungen willen verschmähte. Wohl aber war es weder edel, noch klug von der damaligen kaiserlichen Regierung, dass sie, wider den Rath des weisen und milden Eugen, das eroberte Land nicht gegen die Härte und Habsucht ihrer Beamten schützte, oder doch den dagegen erlassenen Verordnungen keine durchgreifende Geltung zu schaffen wusste, und dass sie dem durch solche Bedrückungen erbitterten Volke durch ungrossmüthiges Verfahren gegen die kurfürstliche Familie einen Anlass gab, die Handlungen der Selbsthilfe mit der Weihe patriotischer Treue und Ergebenheit für das angestammte Fürstenhaus zu umgeben.

Schon im Frühjahre 1705 besorgte die österreichische Regierung Verschwörung und Aufruhr in Bayern. Das Volk hatte dem

Kaiser huldigen müssen, hatte es aber sichtbar mit Unmuth und Erbitterung gethan, und bewahrte eine trotzige Haltung. Man entdeckte verborgene Vorräthe von Kriegsbedarf. Es blieb nicht unbekannt, dass Franzosen im Lande umherzogen und das Volk aufstachelten. In gleichem Sinne waren Beamte des Kurfürsten thätig: sein Geheimsecretär Urban Heckenstaller, der Geheimschreiber Neusanner, der Kammerrath Lier. Die beiden Letzteren wurden verhaftet; der Erste entkam. Das alles nahm man zum Vorwand, auch München zu besetzen, während die Kurfürstin, die man zu einer Reise nach Venedig beredet hatte, abwesend war und ihr dann die Rückkehr ins Land zu verwehren. Als nun eine allgemeine Aushebung für den Kriegsdienst des Kaisers angeordnet wurde, erhob sich ringsum der Aufstand um so rascher und leichter, als man obendrein unklug genug gewesen war, das hart behandelte Land von Truppen zu entblössen. Unter den ersten Führern der Aufständischen, die sich im Anfang nur in einzelnen Schaaren zeigten, thaten sich der Praktikant Plinganser, der Student Meindl, Oertel, Dalmay hervor. Plinganser nahm (16. Nov.) Burghausen, Meindl (27.) Braunau. Ueberall schaarte sich das Landvolk. Die höheren Stände jedoch, der Adel zumal, nahmen wenig Antheil und wo sie es thaten, da wirkten sie für gemässigte, versöhnende, wohl auch zaghafte Massregeln, hinter denen die stürmischeren Volksführer, mit oder ohne Grund, Verrath witterten. Diesem Umstande wurde vielfach das schliessliche Scheitern einer Unternehmung zur Last gelegt, die doch wohl auch so der Wucht der gegebenen Verhältnisse nicht gewachsen gewesen wäre. Meindl liess sich zu einem Stillstand bereden, der den Oesterreichern das Heranziehen von Truppen möglich machte, die zunächst den tapferen Fleischer Kraus in Kehlheim bezwangen.

Plinganser hielt noch fest und zog mit einem Heere, das auf 40,000 Mann angewachsen gewesen sein soll, gegen München. Die Verständnisse, die man da hatte, der Plan des für den zweiten Tag nach Weihnacht verabredeten Angriffs, der von der Bevölkerung der Stadt unterstützt werden sollte, waren jedoch bereits der Regierung verrathen und diese hatte wenigstens die nöthigsten Vorkehrungen treffen und für das Heranrücken von Verstärkungen sorgen können. Der Angriff erfolgte aber von der Vorhut der Bauern, die von ihren Führern nicht länger zu halten war, schon am Morgen des Weihnachtstages. Durch die Vorstadt Au, wo die Zunft der Zimmerleute sich an sie anschloss, drangen sie herein. Der riesige Schmied Balthasar Mayr von Kochel, der im Türkenkriege sich schon als „der starke Grenadier“ bekannt gemacht, hob einen Flügel des Thores am rothen Thurm aus den Angeln und die Bauern stürmten über die Brücke herein. Doch alles war planlos und ohne Ordnung und Kriegskenntniss. Zwischen den einzelnen Schaaren bestand kein geregeltes Zusammenwirken. Diese drangen herein; Jene warteten haussen auf das, was von der Stadt aus geschehen sollte, und warteten fruchtlos. Den Rücken gegen heranziehende Feinde zu sichern, daran dachte niemand. Die aber blieben nicht aus. Die eingedrungenen Bauern werden vorn von der Besatzung der Stadt, im Rücken vom General Kriechbaum angegriffen und zogen sich, unter grossen Verlusten, nach Sendlingen zurück. Hier vertheidigten sie sich, unter der Führung des tapferen Franzosen Gautier, hinter Verhauen und Hecken, zuletzt hinter der Mauer des Kirchhofs, verzweifelt. Gautier rettete etwa 500 in den Forstenrieder Wald, fiel aber, bevor er selbst diese Zuflucht erreichte. Ein Häuflein kämpfte noch in Sendlingen fort, wo 1500 der Aufständischen, darunter 34 Zimmerleute aus Au, getödtet und mehr noch verwundet wurden. Hier fiel auch jener riesige Schmied, dessen Stachelkeule bis zuletzt noch unter den Feinden gewüthet hatte. Das Volk nannte das Blutbad die Sendlinger Mordweihnacht und schmückt noch jetzt alljährlich die Gräber der Gefallenen.

Plinganser setzte den Kampf fort, scheiterte aber an Verrath, Uneinigkeit, und zunehmender Muthlosigkeit der Massen, sowie an der steigenden Uebermacht der Feinde. Als Pardon geboten ward, wurde der Abfall allgemein. Plinganser zerbrach das Schwert und entkam mit Meindl in die Schweiz, um erst nach Jahren in das befreite Vaterland zurückzukehren.

— 1709 n. Chr. —



Die Schlacht bei Malplaquet.

Gez. v. Camphausen.

Eugen bei Malplaquet.

(1709 n. Chr.)

Ruhig, scheinbar friedlich liegt die Stätte, auf welcher die Befehlshaber halten, denen die kleine Reiterschaar zur Bedeckung folgt. Die Hand aber des Feldherrn zeigt auf die Punkte, wo der gewaltigste Kampf des ganzen Krieges im Ausbrechen ist, vielleicht schon lange getobt hat. Ruhig hält der Feldherr; aber er lenkt die wogende Schlacht und harrt des Momentes, wo er dahin und dorthin mit entscheidendem Wirken eingreifen wird. Auch in diesem Kampfe hat er nicht blos geleitet, hat er auch mitgefochten und mannhaft die Gefahren der Seinen getheilt.

Nach der Schlacht von Höchstädt folgten Jahr auf Jahr erneuete Siege der Verbündeten über Frankreich. Wurden sie auch im Jahre 1705 durch deutsche Schwerfälligkeit und holländische Bedenken an grösseren Thaten behindert, so war dafür das Jahr 1706 durch zwei grosse Siege bezeichnet, deren Einen der Herzog von Marlborough bei Ramillies (23. Mai) über Villeroi erfocht und damit den Franzosen die spanischen Niederlande, bis auf die Festungen, die man erst nach und nach zu brechen hatte, entriss, während Eugen den anderen bei Turin (7. September) davontrug und damit die Gebiete Savoyens und bald ganz Italien von den Franzosen befreite. Mailand und Neapel huldigten dem jüngeren Sohne Kaiser Leopolds, der sich jetzt Karl III. von Spanien nannte, sich in Spanien einkämpfte, vorübergehend in Madrid residirte, aber freilich in dem Gegensatze der spanischen Provinzen gegen einander, Cataloniens besonders gegen Castilien, wie seine Stütze, so sein Hinderniss fand. Das Jahr 1708 sah Marlborough und Eugen wieder vereint, in den Niederlanden, wo sie den grossen Sieg bei Oudenarde (11. Juli) über die Herzöge von Burgund und Vendome gewannen, und darauf Ryssel (Lille), trotz Boufflers tapferer Vertheidigung, einnahmen (7. December), das ganze spanische Flandern vollständig befreiten, eine solche Stellung einnahmen, dass die Verbündeten dem erschöpften, begierig nach Frieden verlangenden Frankreich nicht allein das vollständige Aufgeben der spanischen Erbschaft an Karl III., die Rückgabe Landaus, Strassburgs, Kehls und Breisachs an das Reich, die Abtretung oder Schleifung einer Reihe von Grenzfestungen, zur Bedingung des Friedens machen und Aussicht haben konnten, dass es darauf eingehen werde, sondern dass sie von Ludwig XIV. sogar begehren zu können glaubten, er solle seinen Enkel Philipp V. nicht nur verlassen, sondern im Nothfall durch seine eigenen Truppen vom Throne stossen. Das war zu viel und gab dem Franzosenkönig einen ehrenhaften Grund, oder willkommenen Vorwand, die Unterhandlungen abzubrechen.

Der Krieg währte fort und Frankreich stellte eine neue, an Zahl wenigstens die früheren übertreffende Armee unter den Befehl des noch nicht geschlagenen Marschalls Villars, der eine unangreifbare Stellung bezog. Ihm entgegen standen wieder vereinigt Eugen und Marlborough. Sie griffen, bald diese, bald jene Festung an, den Feind aus seinen festen Stellungen zu locken, der doch bemüht war, die eine Sicherheit nur mit einer neuen zu vertauschen. Endlich gelang es ihnen, bei einem solchen Wechsel der Positionen ihn zu erfassen, bevor er die neue Stellung unangreifbar befestigt hatte. Doch verschuldeten die Bedenken der holländischen Commissare den Verzug eines Tages und verstatteten damit den Franzosen, sich in der von Gehölzen, Hecken und Mooren gedeckten Stellung von Malplaquet nach allen Seiten hin zu verschanzen.

Hier ward am 11. September 1709 die grösste Schlacht des spanischen Erbfolgekrieges geschlagen, eine Schlacht, in der sich 240,000 Mann und 300 Kanonen gegenüberstanden. Das Uebergewicht der Truppenmacht und der Vortheil der Stellung war auf

Seiten der Franzosen. Die Verbündeten hatten die durch eine Reihe von Siegen geschaffene Zuversicht bewährter Soldaten, das tüchtigere Kriegsmaterial und das Zusammenwirken zweier Feldherrn für sich, die in vollster Einigkeit handelten und von denen Jeder gewiss war, dass der Andere an seinem Orte das beste thun werde. Eugen mit den Oesterreichern, den Reichstruppen und den englischen Garden stand auf dem rechten, Marlborough mit den übrigen englischen und den holländischen Corps auf dem linken Flügel. Das Centrum bildeten 22 Bataillone unter dem brandenburgischen General Grafen Lottum. Eugen, der am eifrigsten zur Schlacht gerathen, begann auch den Angriff, als nach 8 Uhr des Morgens eine allgemeine Salve des ganzen Geschützes den Nebel zerstreut hatte, in dessen Schutze die Verbündeten ihre Anstalten zum Angriff getroffen. Vier Angriffe kostete es, die Franzosen aus dem Gehölze von Sars zu vertreiben, zu dessen Deckung Villars Truppen auf Truppen vom Centrum zu seinem linken Flügel hinzog. Bei dem letzten Angriffe ward Eugen am Kopfe verwundet, was seine Umgebungen erst an dem herabströmenden Blute bemerkten, weigerte sich aber, sich verbinden zu lassen, indem er sagte: „Werde ich geschlagen, so lohnt es sich nicht der Mühe; im Gegenfalle werde ich stets noch Zeit haben, nach meiner Wunde sehen zu lassen," und stürzte sich in den dichtesten Kampf. Der Herzog von Argyle erstieg die Brustwehr der französischen Verschanzung; das Gehölz war genommen; Marlborough hatte die Entblössung des französischen Centrums bemerkt und auch dieses mit überlegener Macht geworfen; aber immer noch vertheidigte Villars sich Schritt vor Schritt, bis er durch eine schwere Wunde am Knie zur weitern Führung unfähig ward. Als der Sieg über den linken Flügel und das Centrum der Franzosen entschieden war, konnten Marlborough und Eugen auch ihrer Linken den Sieg sichern, welchen sich Marschall Boufflers mit 80 Bataillonen und der Prinz Johann Wilhelm Friso von Oranien mit General Cadogan, denen nur 40 Bataillone zu Gebote standen, auf das tapferste streitig machten. Nachdem Eugen mit der bis dahin unthätigen Reiterei den linken Flügel der Franzosen nochmals geworfen, fasste er ihren rechten, welchen Marlborough vom linken abgeschnitten hatte, in die Flanke und nöthigte ihn damit zu einem Rückzug, der von Boufflers in Ordnung bewerkstelligt ward. 42,000 Todte und Verwundete bedeckten den Wahlplatz dieser blutigen Schlacht und der Verlust der Sieger war grösser, als der der Besiegten. Doch waren die Franzosen ausser Stande, in diesem Jahre sich anders als vertheidigend zu verhalten und Mons fiel nach vier Wochen in die Hände der Alliirten. Malplaquet sah die letzte grosse Schlacht, den letzten grossen Sieg der Verbündeten in diesem Kriege.

— 1711 n. Chr. —



Gez. v. Sachsse.

August II. und der Zwingerbau.

August II. beim Zwingerbau.

(1711 n. Chr.)

Aus dem Getümmel der Schlachten und sonstigen Blutscenen wenden wir uns in das Reich der Künste und ihrer friedlichen Werke, zu einem Prunkbau geführt, der mitten in einer Zeit, die von zwei gewaltigen Kriegen zugleich durchtobt ward, und in einem Lande errichtet wird, das sich eben erst von den Opfern und Drangsalen feindlicher Invasion zu erholen anfängt. Mit Sicherheit, die das Vertrautsein mit der oft besuchten Stelle verräth, steht der kunstsinnige Fürst auf demselben Gerüst, wo der Baumeister seine Werkstatt aufgeschlagen und ist in belebtem und sichtbar vertrautem Gespräch mit dem geschätzten Künstler, der die eigenen Ideen des geschmackvollen Gönners rasch zu erfassen und geschickt zu verwirklichen weiss. Auch in diesem Bauwerke, dessen Anfänge uns gezeigt werden, spricht sich der Sinn für das Prächtige und Ueberreiche, für Formen und Ausstattungen aus, wie sie den eigenthümlichen Charakter jener Zeit bezeichnen, die in ihren Moden und Trachten, ihren Bauwerken, ihren Gärten, ihren Gemälden, ihren Dichtungen ebenso erkennbar ist, und ebenso harmonisch sich ausprägt, wie in ihren politischen Massregeln und kriegerischen Leistungen, und deren Geschmack in jenem Fürsten einen der glänzendsten Repräsentanten gehabt hat. Pläne und Risse sind ausgebreitet und tiefer noch steht das Modell, nach welchem der Bau geleitet wird. Hinter dem König lauscht ein Hofmann des ersten Ranges nach dem Gespräch, um vielleicht weiterhin seine eigenen Auslassungen darnach einzurichten. Graf Flemming scheint nach den geleerten Flaschen aus der Kellerei des Hofes zu lorgnettiren, die auf dem Tische des Künstlers stehen, und nimmt sich hoffentlich vor, sie bald durch gefüllte zu ersetzen. Verdrüsslich klettert der sonst so lustige alte Kriegsmann, der jetzt ins Hofkleid gesteckt ist, Kyau, die Leiter herauf und sein Mienenspiel scheint von den Herrn im Hintergrunde nicht ohne Beifall beobachtet zu werden. Trägt er unter dem Arme vielleicht die Urkunde, die dem wackeren Pöpelmann die verdiente Ernennung zum Oberlandbaumeister bringt? Auf einer Seitenterrasse drängen sich die Arbeiter, mit ehrerbietigen und bewundernden Blicken den geliebten Fürsten begleitend, der ihnen Brot und dem Lande den Glanz giebt, wie die Zeit ihn schätzte, und den sie bald mit jubelndem Zuruf begrüssen werden.

Friedrich August, dieses Namens der erste Kurfürst von Sachsen, als König von Polen August II. benannt, hat das gewöhnliche Loos, dass die Beurtheiler geschichtlicher Charaktere, sei es aus Oberflächlichkeit oder aus Parteigeist, nur Licht oder nur Schatten sehen, überreichlich erfahren, und ist ebenso Gegenstand ausschweifender Schmeichelei, und übertriebenen und einseitigen Tadels gewesen. Er war geistig nicht vorragend, aber keineswegs unbegabt; er war kein sittlicher, aber auch kein böser Mensch; er hat manches Unheil über sein Land gebracht, aber auch manchen Segen gestiftet. Vieles in seinen Fehlern und Unfällen war Fehler der Zeit und Schuld der Verhältnisse. Seine Schuld war es, dass er diesen Verhältnissen nicht immer die richtige Rechnung trug, und dass er die guten Anlagen und Kräfte, die in ihm lagen, von Jahr zu Jahr mehr in Ueppigkeit und Genusssucht versinken, den anfangs regen Eifer allmälig zur Gleichgiltigkeit erkalten liess. Ausgestattet mit einer Körperkraft, die ihm den Beinamen des Starken verschafft hat, war er auch geistig nicht ohne schätzbare Vorzüge. Er bewies öfters einen klaren Blick, ein verständiges Urtheil, einen feinen Takt, und selbst wenn er sich von unwürdigen Günstlingen leiten liess, durchschaute er, der Menschenkenntniss keineswegs ermangelnd, ihre Schwächen gar wohl, und wusste auch die Grenze zu ziehen, über die er sie nicht hinausgehen liess. Streben und Ehrgeiz waren in ihm und

Staatl. Bibliothek Regensburg

auf den langen und weiten Reisen, auf denen er in der Jugend seine natürlichen Anlagen ausbildete, hinterliess der junge Sachsenprinz, den kein Abenteuer schreckte, nichts Wissenswürdiges abstiess, überall den günstigsten Eindruck. Auch er, wie so Viele seiner Ahnen, führte kaiserliche Heere gegen Feinde Deutschlands, und wenn sein Feldzug in Ungarn durch keine grossen Thaten bezeichnet war, so hat er doch selbst, in einer freimüthigen Denkschrift, dem kaiserlichen Hofe die tiefen Gebrechen des damaligen kaiserlichen Heerwesens dargelegt, die er klar erkannte, deren Abstellung nicht in seiner Hand lag, und vor deren Abstellung kaum der grösste Feldherr etwas Wirksames ausführen konnte. Der Ehrgeiz, der ihn die polnische Krone übernehmen liess, war kein richtig geleiteter, lag aber ganz in der Zeit, war demselben Sinne entsprossen, der das Haus Braunschweig die Kurfürstenwürde suchen, Brandenburg sich mit der preussischen Königskrone schmücken liess und Kurbayern selbst zu dem schlimmen Abwege der Verbindung mit dem Feinde wider das Reich verlockte. Die Zusicherungen, die er bei seinem Uebertritte zu der katholischen Glaubensform gegeben, hielt er, und das Land blieb lutherisch, wenn auch der Regent einem anderen Glauben zugethan war. In den ersten Jahren seiner Regierung beabsichtigte er eine durchgreifende Revision ihm nicht entgangener Gebrechen und traf in der Gründung des Revisionsrathes sehr kräftige Massregeln dazu. Der Plan scheiterte an dem geschlossenen Widerstreite der bedrohten Interessen, vielleicht an der Unzulänglichkeit der Persönlichkeiten, theilweise an der Beimischung weniger reiner Beweggründe, an der Anwendung ungeeigneter Mittel. Er besass guten Takt dafür, wie weit er gehen konnte, war nicht ohne Maass und war frei von Härte. Manche bedeutsame Massregeln, die der Befriedigung der Bedürfnisse einer neuen Zeit gewidmet waren, datiren aus seiner Zeit, und wenn sein Ehrgeiz und seine Prachtliebe dem Lande grosse Summen gekostet haben, so ist doch auch viel unter ihm zur Weckung und Belebung der Künste und Hilfsquellen des Landes gethan, und so sind doch auch jene Schätze in einer geschmackvollen, von der Zeit bewunderten Weise und vielfach so verwendet worden, dass ihre Früchte nützlich fortwuchern, nachdem die Opfer längst verschmerzt und vergessen sind.

Dahin gehörten namentlich auch die Bauten, die er in und ausser Dresden aufführen liess, und die den Grund zu jener Entwickelung gelegt haben, welche Dresden zu einem der Anziehungspunkte des gebildeten Publicums aller Länder gemacht hat. Die hölzerne Stadt hinterliess er, wenn nicht marmorn, doch steinern. Namentlich das am rechten Elbufer gelegene Altstadt-Dresden wurde unter ihm, als Neustadt-Dresden, fast gänzlich neu und planmässig erbaut. Seiner Regierung gehört der Bau des Rathhauses auf dem Altmarkte, der Palais der Grossen, des japanischen Palais, des Cosel'schen Palais, des Cadettenhauses, der Neustädter Hauptwache, der Umbau der Elbbrücke, der Bau der Frauenkirche, vieler Bauten in Moritzburg und Pillnitz an. So auch der Zwinger in Dresden, der eigentlich den Vorhof zu einem Winterpalais bilden sollte, und dessen Ausführung der wackere Matthias Daniel Pöpelmann besorgte, der auch den Bau der Elbbrücke (1729—31) leitete. Das Werk, das hier uns vorgeführt wird, hat in unseren Tagen, wie seine Erneuerung nach den Verwüstungen argen Frevels, so seinen würdigen Schlussstein durch jenes edle Bauwerk erhalten, das die unschätzbaren Werke der Kunst enthält, zu deren Ansammlung gleichfalls August den Grund gelegt.

1707 n. Chr.



Karl XII. in Dresden.

Gez. v. Sachsse.

Karl XII. in Dresden.

(1707 n. Chr.)

Eine Abschiedsscene nach einer merkwürdigen Zusammenkunft, die zwischen zwei Königen stattgefunden, welche einen mehrjährigen erbitterten Krieg mit einander geführt und vor Kurzem erst durch einen Frieden beendigt hatten, der für den besiegten Theil zu hart war, als dass er wahre Aussöhnung und Freundschaft hätte begründen können. Der Gegensatz in dem persönlichen Wesen beider Fürsten prägt sich auch in ihrer äusseren Erscheinung aus, die uns den Einen im schlichten Gewand des Kriegers, den Andern in allem Prunke der damaligen Hoftracht zeigt. Und doch liegt in dem halb spöttischen, halb verlegenen Lächeln des siegreichen Kriegers und in der ruhigen, würdigen Haltung seines königlichen Wirthes etwas, das darauf hinweist, wie in diesem Augenblicke nicht August sich als der Besiegte fühlte.

In dem ersten Abschnitte des nordischen Krieges, in dessen Verlauf der Altranstädter Friede noch lange kein schliesslicher war, ist August II. vielfach geschlagen und besiegt, von seinem polnischen Throne verdrängt, durch feindliche Invasion in seinen Erblanden gebrandschatzt, von einem keineswegs grossmüthigen, von einem harten und übermüthigen Sieger zu grausamen Zugeständnissen genöthigt und den schwersten, sich lange hinziehenden Geduldsproben unterworfen worden. Die herrschende Meinung, die nach dem Erfolge, und dabei oftmals nur nach dem ersten und augenblicklichen Erfolge urtheilt, hat ihm dabei das ganze Unternehmen zum Vorwurfe gemacht, in welchem er sich 1699 mit Russland und Dänemark gegen den jungen König von Schweden verbündete, woraus jener nordische Krieg entsprang, der in seltsamer Weise neben dem spanischen Erbfolgekrieg, von dem das westliche und südliche Staatensystem bewegt ward und neben den ungarischen Wirren im Südosten herlief. Abgesehen aber davon, dass jenes Unternehmen in den Richtungen der Zeit lag und dass es an sich die besten Aussichten auf Erfolg bot, hatte jedenfalls August unter den drei Verbündeten am Sichersten einen Rechtsgrund, ja eine sittliche Verpflichtung für sich. Für ihn galt es, dem Staate, dessen Krone er trug, Polen, Länder zurückzuerobern, die demselben von Schweden einst auch gewaltsam und unter gleicher Benutzung günstiger Umstände entrissen worden, und hinsichtlich deren Schweden ohnedies den darüber abgeschlossenen Friedensvertrag durch seine Bedrückungen der liefländischen Ritterschaft verletzt hatte. Wohl aber hätte man das Verhältniss der Mittel besser erwägen, die Unternehmungen zusammengreifender einrichten, sich vor Allem fragen sollen, ob man dem schwedischen Heere gleich tüchtige Truppen, und Karl XII., den man freilich erst in seinen späteren Thaten erkannte, einen ihm gewachsenen Feldherrn entgegenzustellen hatte. Karl schritt mit einer überraschenden Energie ein, nöthigte zunächst Dänemark, das ihn zuerst angegriffen (1700), zum Frieden (18. August), brachte dann den Russen die grosse Niederlage bei Narva bei (30. November), worauf er sie längere Jahre so gut wie ganz bei Seite liess, und warf sich nun mit ganzer Erbitterung auf Polen, wo er die Nation von dem Fürsten zu trennen wusste und lediglich auf Verdrängung Augusts hinarbeitete. Er schlug und vertrieb (19. Juli 1701) die Sachsen, welche Riga belagerten, erwirkte durch den Sieg bei Clissow (20. Juli 1702) die Einnahme von Krakau (11. August), siegte bei Pultusk (1. Mai 1703), nahm Thorn ein (13. October), brachte eine Conföderation zu Stande, welche August des Thrones verlustig erklärte (14. Februar 1704), liess, unter dem Schutze und Einflusse seiner Armee, Stanislaus Lescynski zum König wählen (12. Juli), siegte nochmals bei Fraustadt (13. Februar 1706) und drang nun durch Schlesien nach Sachsen, wo er die wenigen sächsischen Truppen, deren grösster Theil noch in Polen stand und

noch nach Abschluss, aber vor erlangter Kenntniss des Friedens, bei Kalisch (29. October 1706) den ersten Sieg über die Schweden erfocht, nach Thüringen und Franken zurückdrängte und nun sein Hauptquartier zu Altranstädt aufschlug.

Hier dictirte er dem wehrlosen Gegner den Frieden (24. September 1706). Hier nöthigte er ihn zu dem bittersten Zugeständniss: der Auslieferung Patkul's zu einem grausamen Tode, zu einem Zugeständniss, das August schwerer fiel, als die vorübergehende Verzichtung auf Polen. Hier drängten sich die Gesandten der Mächte, dem siegreichen Kriegsfürsten den Hof zu machen, ihn anzulocken, oder ihn abzuhalten, dass er sein Schwert in die schwankenden Waagschaalen des westlichen Krieges werfe. Hier blieb er, auch nach dem Frieden, noch fast ein Jahr stehen und setzte sein Heer und seine Kriegskasse auf Kosten Sachsens in blühenden Stand. Mit 20,000, nach Anderen 26,000 Mann, schlecht genährter und schlecht gekleideter Truppen war er in Sachsen eingerückt; mit mindestens 32,000, nach Anderen mit mehr als 40,000 Mann bestens ausgerüsteter Truppen verliess er es wieder, nachdem er dem Lande über 23 Millionen an Geld und Naturallieferungen gekostet und Tausende von Rekruten gewaltsam hatte ausheben lassen.

Endlich am 1. September 1707 brach er sein Hauptquartier auf, nachdem er schon seit dem 15. August seine Vorhut hatte nach Schlesien abgehen lassen. Am 6. lag er in Oberau bei Meissen und von hier aus machte er jenen berühmten Besuch in Dresden, der zu unserer Betrachtung den Anlass gab. Ueber die speciellen Umstände stimmen die Berichte nicht, wohl aber darin überein, dass der Besuch die Folge eines plötzlichen Entschlusses war, im höchsten Grade überraschend kam, nur sehr kurze Zeit dauerte und dass Karl selbst ihn für gewagt hielt, sich aber darauf verliess, man werde in Dresden sich nicht rasch genug entschliessen können. Es ist denn auch die gewöhnliche Ansicht, dass August sich hier eine gute Gelegenheit habe entschlüpfen lassen, all sein Unglück wieder gutzumachen, sowie auch erzählt wird, auf die Nachricht, dass am anderen Tage eine Rathsversammlung in Dresden gehalten worden, habe Karl oder sein Gesandter in Wien gesagt: „sie berathen heute, was sie gestern hätten thun sollen.“ Ebenso, dass die Cosel dem Könige August in der That zugeflüstert habe, er solle den Schwedenkönig festnehmen lassen, Karl jedoch dazwischengetreten sei. Wir sind indess überzeugt, dass August, auch wenn er zu der reifesten Ueberlegung Zeit gehabt hätte — und dann gerade am wenigsten — sich zu einem Schritte nicht entschlossen haben würde, wie er einer weit zurückliegenden verworrenen und gewaltthätigen Vergangenheit, nicht aber den damaligen Zuständen entsprach, die furchtbarste Verwüstung des Landes durch die noch immer übermächtige schwedische Armee verursacht und schliesslich doch keine Frucht getragen haben würde, da man doch den gefangenen Eisenkopf nicht zum Nachgeben zwingen, den wieder Freigelassenen nicht abhalten konnte, zu thun, wie Franz I. nach seiner spanischen Gefangenschaft gethan hatte. Im Uebrigen lag der ganze Gedanke weit eher in Karl's, als in August's Wesen und August hatte bereits einen kühnen Vorschlag Schulenburg's, den Schwedenkönig aus seinem Lager zu entführen, abgelehnt.

Karl soll sich übrigens auf einem Spazierritt, auf dem er die Dresdner Thürme erblickte, plötzlich zu dem Besuche entschlossen haben, und mit nur 4 (oder 7) Begleitern nach Dresden geritten sein. Hier habe er sich am Thore als schwedischen Dragoner oder Trabanten bezeichnet, und sei unvermuthet bei dem Könige eingetreten, oder, wie ein anderer Bericht sagt, von Flemming erkannt und ins Zeughaus, wo der König gerade gewesen, geführt worden. Er besuchte noch die übrige königliche Familie, ritt dann mit dem Könige zur Besichtigung der Wälle und von da durch ein jetzt verschwundenes Thor an der Stelle des heutigen Zwingers wieder fort. Bis dahin oder nach Anderen bis Neudorf begleitete ihn der König, der es erlebt hat, das Gebäude, das Kriegsglück errichtet, durch Eine Niederlage zusammenstürzen, seinen Gegner von seiner Machthöhe fallen, Schweden weit von seiner damaligen Grösse heruntergedrängt zu sehen, und den polnischen Thron von Neuem zu besteigen.

— 1712 n. Chr. —



Karls VI. Rückkehr nach Wien.

Gez. v. Ehrhardt.

Rückkehr Karls VI. nach Wien.

(1712 n. Chr.)

Einer Abschiedsscene, die mindestens nicht das Gepräge befreundeter Herzlichkeit trug, folgt eine Scene des Wiedersehens, welche nicht von vertrauten und freudigen Stimmungen zeugt und wohl von manchen trüben Erinnerungen und ungewissen Erwartungen begleitet ist. Während dort der Scheidende eine heitere kriegerische Ungezwungenheit behauptete, tritt hier in dem rückkehrenden Herrscher, dessen bedecktes Haupt darauf hinweist, wie er sich als den Ersten in diesem Kreise weiss, der Ausdruck strenger Förmlichkeit hervor. Eine fürstliche Frau empfängt ihn, hinter welcher ihr geistlicher Rathgeber und ihre Damen stehen, während sich an ihrer Seite, doch auf niederer Stufe, die Männer tief verbeugen, die ihr bis dahin geholfen, die Stelle des abwesenden Herrschers zu vertreten. Es ist nicht die Gemahlin des Letzteren, sondern die Wittwe seines Bruders und Vorgängers, die ihn empfängt, während seine Gemahlin noch in fernen von Krieg durchtobten Landen seine Sache aufrecht erhält und erst nach Jahren und nach manch bestandener Fährlichkeit in seine Arme zurückkehren soll.

Karl VI., geb. 1. October 1685, war der jüngste Sohn Kaiser Leopolds I., aus dessen dritter Ehe mit Eleonore Magdalene von Pfalz-Neuburg. Zwar war bei seiner Geburt nur noch ein älterer Bruder am Leben. Da dieser aber kräftig und vielversprechend aufwuchs, so war Karl anfangs dem geistlichen Stande bestimmt worden. Bald aber führte die sich eröffnende Aussicht auf die spanische Erbschaft, bei der es viele Schwierigkeiten zu beseitigen versprach, wenn sie einem jüngeren Erzherzog zugetheilt und damit jede Veränderung in dem Gleichgewichte des Staatensystems vermieden ward, auf andere Bestimmungen. Frühzeitig schon ward von dem spanischen Hofe, der an sich ganz für die österreichische Succession war, der Wunsch ausgesprochen, dass der Erzherzog Karl, mit 10,000 Mann, nach Spanien geschickt werden möge, und gewiss wäre seine Sache wenigstens für das eigentliche Spanien entschieden gewesen, wenn er sich bei dem Ableben des Königs an Ort und Stelle befunden hätte und sogleich in Besitz getreten wäre. Unentschlossenheit des Wiener Hofes und Geldmangel verhinderten aber damals, die Gelegenheit zu benutzen, und sie kehrte in gleicher Weise nicht wieder. Indem man aber, statt auf jenen Vorschlag einzugehen, die Statthalterschaft von Mailand für den Erzherzog begehrte, that man seiner Sache nur Schaden, da nun der Verdacht entstand, man wolle sich für den Nothfall wenigstens eines Theiles der spanischen Monarchie versichern, die Ungetheiltheit derselben aber die fixe Idee des Königs sowohl, wie der spanischen Nation war. Dieser Vorgang hat wesentlich mit zu den Umständen gehört, welche den Grund zu der allmäligen Erkaltung des spanischen Hofes gegen das österreichische Interesse legten, und führte zunächst dazu, dass die Blicke des Ersteren sich entschieden auf den Kronprinzen von Bayern richteten. Nach dessen Tode neigte man sich allerdings wieder zu Oesterreich, und nochmals verlangte man die Herüberkunft des Erzherzogs mit 15,000 Mann. Jetzt aber war sie nicht ausführbar, weil ein geheimer Artikel des zwischen den Seemächten und Frankreich über eine Theilung der spanischen Monarchie geschlossenen Vertrages die Seemächte verpflichtete, die Ueberfahrt zu hindern. Nun glaubte Karl II. von Spanien kein anderes Mittel zur Rettung der Untheilbarkeit zu haben, als dass er den gefährlichsten Prätendenten, den Herzog Philipp von Anjou, dem die französische Macht zur Seite stand, zum Erben ernannte (2. October 1700), der denn auch, nach dem Tode Karls II. (1. November 1700) überall in Besitz trat und allerwärts anerkannt ward, — nur von Oesterreich nicht.

Dieses eröffnete vielmehr muthig den Krieg allein, und hatte

die Genugthuung, allmälig eine grosse Coalition auf seine Seite treten zu sehen. In Verfolg des von dieser gegen Frankreich und dessen Schützlinge geführten Krieges erfasste man den ohnehin sehr nahe liegenden Gedanken, dem Könige Philipp in Spanien selbst einen Gegenkönig aufzustellen, dessen siegreiches Durchdringen in Spanien leicht dem ganzen Kriege ein Ende machen konnte. Man wurde in diesem Gedanken durch die übertriebenen Schilderungen bestärkt, die man von ausgewanderten Unzufriedenen über die in Spanien bestehende Missstimmung gegen die neue Regierung empfing. Dabei gelang es, Portugal in die Coalition zu ziehen (16. Mai 1703), welches, wie die sämmtlichen Alliirten, den Erzherzog Karl als König Karl III. von Spanien anerkannte, ihn in seine Staaten aufzunehmen und mit 28,000 Mann zu unterstützen versprach, dem aber dafür Abtretungen von Grenzplätzen und in Südamerika, und Subsidien von den Westmächten versprochen wurden. Karl III. verliess Wien am 19. September 1703 mit grossem Gefolge, und ward in Holland und England mit königlichen Ehren empfangen. Am 18. Januar 1704 lief er mit einer Flotte von 22. Kriegsschiffen von England aus, ward aber auf der Höhe von Cap Finisterre von einem furchtbaren Sturm erfasst und kam am 30. Januar nach Torbay zurück. Er weigerte sich, wieder ans Land zu gehen, ungeachtet er bis zum 17. Februar auf günstigen Wind harren musste. Am 7. März 1704 langte er in Lissabon an, blieb aber nun über ein Jahr in Portugal. Dann aber wohnte er der kühnen Unternehmung Peterborough's bei, die ihm zunächst in Barcellona festen Fuss in Spanien schaffte (9. October 1705), worauf bald ganz Catalonien, Valencia und Aragonien sich für ihn erklärten. Dies aber rief in natürlicher Nachwirkung ein um so eifrigeres Anschliessen Castiliens und der von diesem aus bestimmten Provinzen an Philipp V. hervor, und wohl dürfte der Admiral von Castilien Recht gehabt haben, wenn er darauf drang, direct auf Madrid zu ziehen.

Ein Angriff Philipps V. auf Barcellona (April 1706) ward abgeschlagen. Die Portugiesen drangen nach Madrid und nöthigten dieses, Karl III. zu proclamiren, der gleichzeitig in Saragossa einrückte, dort aber dem französischen Feldherrn Berwick Zeit liess, ihm den Weg nach Madrid zu verlegen. Als dann die Franzosen mit Uebermacht auf ihn eindrangen (1707), stützte er sich auf seine treuen Catalonier, während seine zu kühnerem Angriffe geneigten Feldherren bei Almanza (25. August 1707) durch Berwick geschlagen wurden. Valencia und Aragonien gingen verloren. In Catalonien hielt er aus, empfing hier seine junge Gemahlin Elisabeth Christine von Braunschweig (1. August 1708) und sah sich vom Graf Guido Starhemberg 12,000 Mann Verstärkungen zugeführt, worauf die Siege von Almenara (27. Juli 1710) und Saragossa (20. August) abermals den Weg nach Madrid eröffneten. Diesmal betrat es Karl III., aber ohne es gewinnen zu können. Neue Hilfe von Frankreich drohte, den König von Catalonien abzuschneiden. Am 11. November verliess er Madrid bereits wieder und auf dem Rückzug ward Stanhope bei Brihuega durch Vendome geschlagen und gefangen, und Starhemberg hatte bei Villaviciosa einen fast nur von Officieren und Reitern geführten Kampf zu bestehen (10. December), bei dem nur eben das Schlachtfeld behauptet ward.

Karl blieb nun wieder in Barcelona und erfuhr hier den am 17. April 1711 erfolgten Tod seines kaiserlichen Bruders Joseph I., der ihn an die Spitze der österreichischen Staaten berief und eben damit den ganzen Stand der politischen Verhältnisse und Interessen wendete. Am 24. September 1711 verliess er Catalonien, dem er, wie als Pfand seiner fortdauernden Theilnahme, seine Gemahlin zurückliess, die dann erst nach dem Frieden zu ihm zurückgekehrt ist, landete am 12. October 1711 in Genua, empfing in Mailand die Huldigungen der italienischen Fürsten, und begab sich darauf nach Frankfurt am Main, wo er am 22. December zum Kaiser gekrönt ward. In Wien zog er am 26. Januar 1712 ein. In der Hofburg empfing ihn die Kaiserin Wittwe, Wilhelmine Amalie von Hannover, seine Schwägerin, der, mit dem Prinzen Eugen und anderen hochbetrauten Staatsmännern, noch von seinem Bruder die Regentschaft übertragen worden war. Der letzte Habsburger trat nun selbst an die Spitze des Staats.

— 1717 n. Chr. —



Eugen als Sieger bei Belgrad.

Gez. v. Camphausen.

Eugen als Sieger bei Belgrad.

(1717 n. Chr.)

Die Schlacht ist gewonnen. Die Feinde fliehen und werden mit Feuer und Ingrimm verfolgt. Der Halbmond auf dem Gezelt des Lagers, die zur Flucht gewendeten Rossschweifbanner, die Turbane, die Kameele, die von den Fliehenden in rascher Umkehr entsendeten Pfeile bezeugen, dass es Bekenner des Islam sind, die hier von tapferen christlichen Kriegern geworfen worden. Es ist eine Türkenschlacht, der letzte grosse Sieg, den Eugen auf seiner ruhmgekrönten Laufbahn erfochten, und ein Sieg, der zu einem Frieden führte, wie Oesterreich nicht vorher noch nachher einen so günstigen mit den Türken geschlossen hat.

Oesterreich hatte aus dem von so vielen Siegen begleiteten spanischen Erbfolgekriege, zuletzt, weil die Seemächte es verliessen und mit dem Ausbleiben der Subsidien auch die übrigen Alliirten zurücktraten, doch nur Mailand, das es bis heute behauptet hat, Neapel, Sardinien, Mantua, den Präsidialstaat, die ihm zeitig wieder entgingen, und die spanischen Niederlande, die in den Wirren der französischen Revolution verloren wurden, davongetragen, während es Spanien selbst und dessen überseeische Besitzungen Philipp V. überlassen musste und auch dem Reiche nur das im Kriege selbst Verlorene, nichts früher Entrissenes zurückschaffen konnte. Während des Krieges war von Frankreich aus auch in Ungarn die Flamme der Empörung angefacht worden. Franz Ragotzky hatte sich an die Spitze einer unzufriedenen Partei gestellt und, während die Waffen Oesterreichs in Italien, Bayern, am Rhein beschäftigt waren, hatte er die wenigen österreichischen Truppen in Ungarn auf eine kleine Anzahl von Plätzen und Positionen beschränken können, und hatten sich seine Streifcorps selbst über die Erzherzogthümer, Mähren und Steiermark verbreitet, ja bis an die Thore von Wien gewagt. Selbst als Kaiser Joseph I. den Thron bestieg und sich auf der einen Seite bereit zeigte, allen billigen Wünschen der Ungarn gerecht zu werden, auf der andern in die Lage versetzt war, mit grösserem Nachdrucke sein eigenes Recht zu wahren, als Herbeville und Rabutin Siebenbürgen wieder unterworfen, die Seemächte einen Stillstand vermittelt hatten (Mai 1706), hörten die Aufständischen doch noch immer auf die Sirenenstimme Frankreichs, und da dieses ihnen erst dann vollen Beistand versprach, wenn sie sich völlig von Oesterreich lossagen würden, so erklärte der Reichstag von Onod (Juni 1707) Joseph für einen Usurpator und das Reich im Zustande des Interregnums. Joseph beharrte aber in Mässigung und Festigkeit. Auch Oesterreich hatte seine Partei, die ihren Reichstag zu Presburg abhielt (1708) und deren Wünsche bereitwillig erfüllt wurden. Der französische Beistand blieb aus. Feldmarschall Heister sprengte bei Trentschin (17. August 1708) die Insurgenten rasch auseinander; das Land kehrte nun eilends zur Sache des Kaisers zurück und der Vertrag von Zatmar (Januar 1711) bildete nun für länger als ein Jahrhundert die Grundlage eines, nur kurze Zeit durch Josephs II. vorzeitige Reformen unterbrochenen, einträchtig-friedlichen Verhältnisses.

Diese ungarische Verwirrung unterschied sich von früheren ähnlichen Versuchen wenigstens insofern zum Vortheil, als die Ungarn sich diesmal doch nicht dahin vergassen, offen und unmittelbar die türkische Hilfe und mit ihr die türkische Herrschaft herbeizurufen. Aber auch die Türken selbst wurden durch den Einfluss der Seemächte zu neutralem Verhalten vermocht, und ihr nächstes kriegerisches Auftreten galt nicht Oesterreich, sondern Russland, gegen welches der nach dem Unglückstage von Pultawa zu ihnen geflüchtete Karl XII. von Schweden sie aufstachelte. Sie erklärten Russland den Krieg (21. November 1710), in dessen Verlaufe sich Peter I. am Pruth von unermesslicher feindlicher

Ueberzahl eingeschlossen fand und seine Rettung nur der Feilheit und Indolenz, dem Türkenthum seiner Gegner verdankte. Nach dem Frieden am Pruth (21. Juli 1711) und nachdem sich die Türken des lästigen Schwedenkönigs zuletzt mit halber Gewalt entledigt hatten, wendeten sie sich (1714) gegen Venedig und dessen Besitzungen in Dalmatien und Morea. Im Anfang fand Venedig nur bei dem Papste, bei Toscana und bei den tapfern Malteserrittern einigen Beistand. Dalmatien ward durch seine Völker vertheidigt. Aber Korinth, Aegina, Napoli di Romania ergaben sich und bald war das ganze Morea in den Händen der Türken. Auch auf Candia mussten die festen Plätze nach mannhaftem Widerstande fallen (November 1715), und nur Korfu wurde durch den deutschen Grafen Johann Mathias von der Schulenburg, der aus sächsischem Dienste in venetianischen übergegangen war, heldenmüthig und siegreich vertheidigt.

Bereits war auch Oesterreich auf den Kampfplatz getreten. Vergebens hatte es seine Vermittelung angeboten, vergebens Herstellung des Karlowitzer Friedens und Schadenersatz für Venedig verlangt. Als dies kein Gehör fand, ward der kaiserliche Resident abberufen und der Krieg, zu welchem Eugen die Rüstungen mit Kraft betrieben hatte, begann. Eugen führte nur 64,000 Mann nach Ungarn; aber es waren die Veteranen von Höchstädt, Turin und Malplaquet. Mit ihnen ging Eugen vor den Augen von 150,000 Türken, die der Grossvezier Ali führte, über die Donau (2. August 1716) und lagerte sich bei Peterwardein. Hier wollten ihn die Türken einschliessen. Er kam aber ihrem Angriff zuvor und erfocht (5. August) einen glänzenden Sieg, der zunächst seine Stellung in Ungarn sicherte und es ihm möglich machte, Temeswar, als Stützpunkt seiner weitern Unternehmungen, zu erobern (12. October) und seine Streifcorps bis Jassy und Bukarest zu senden. Der Grossvezier selbst war in der Schlacht geblieben, nachdem er vorher den gefangenen General Breuner hatte niedermetzeln lassen, damit „der Hund ihn nicht überlebe,“ wie er ausrief.

Noch einmal rüstete sich die Pforte, fortwährend von dem Flüchtling Ragotzky angetrieben, mit Kraft zu einem neuen Feldzuge. Aber auch zu Eugen, welchen Alexander von Württemberg, Max Starhemberg, Palffy, Bonneval, der noch wenig ahnete, wie bald er selbst in den Reihen der Türken fechten sollte, aufs wackerste unterstützten, strömten jetzt Freiwillige aus allen Landen, wie denn mehr als dreissig Glieder europäischer Fürstenhäuser seinen Fahnen folgten. Am 15. Juni 1717 ging er mit 70,000 Mann über die Donau und lagerte sich am 19. vor dem von 30,000 Türken vertheidigten Belgrad, mit dem rechten Flügel sich an die Donau, mit dem linken an die Sau lehnend. Allmälig wuchs sein Heer durch eintreffende deutsche Hilfsvölker bis auf 80,000, und schon lag ein grosser Theil der Wasserstadt in Trümmern. Da erschien (1. Aug.) der Grossvezier Hadschi Ali mit 200,000 Mann und schloss nun seinerseits das Belagerungsheer ein, das sich von äusserer Uebermacht bedrängt und im Innern von Seuchen heimgesucht fand. Schon war Eugens Heer auf 60,000 herabgeschmolzen. Da beschloss Eugen, auch die furchtbarste Uebermacht anzugreifen, wiewohl er selbst das Wagniss für ungeheuer erkannte. Während er 20,000 Mann zurücklassen musste, um die Besatzung Belgrads im Zaum zu halten, blieben ihm nur 40,000, um mindestens 180,000 wohl verschanzte Feinde zu schlagen. Dennoch gelingt es: durch die Ueberraschung der Türken, gegen die man zwei Stunden nach Mitternacht am 16. August losbrach, durch die persönliche Tapferkeit Eugens, der sich im Momente der höchsten Gefahr selbst auf die feindlichen Reiter stürzte, durch die Tapferkeit, mit welcher die Bayern unter de la Colonie die gefährlichste Batterie erstürmten. Um 9 Uhr flohen die Türken nach allen Seiten, nachdem sie 23,000 an Getödteten und Gefangenen verloren. An demselben Tage noch ergab sich Belgrad, und im Frieden von Passarowitz (21. Juli 1718) erhielt Oesterreich Belgrad, den Temeswarer Banat, einen Theil von Serbien und die Wallachei bis an die Aluta. Auch Venedig ward in diesen Frieden eingeschlossen, ohne dass ihm doch Morea zurückzuschaffen gewesen wäre. Der Friede war die Frucht der Thaten des Prinzen Eugen, des „tapfern Ritters“, und des Heeres, das er geschaffen und mit seinem Geiste belebt hatte.

1745 n. Chr.



Die modenesische Gallerie in Dresden.

Gez. v. Sachsse.

Erste Betrachtung der modenesischen Gallerie in Dresden.

(1745 n. Chr.)

Ein kunstsinniges fürstliches Paar ist mit der ersten Betrachtung von Meisterwerken beschäftigt, die so entschieden zu den höchsten Schöpfungen des menschlichen Genius gehören, dass Niemand, der jemals von ihnen Kunde erhalten, verkennen kann, um welche Erzeugnisse der bildenden Kunst es sich handelt. Die Bilder sind noch nicht an einer ihrer würdigen Stelle angebracht. Wohl vor Kurzem erst in den Besitz ihrer jetzigen glücklichen Inhaber gelangt, sind sie eben erst den Kisten entnommen worden, in denen sie in irgend einem Vorgemach oder Treppenhause gelagert hatten, und begierig verschlingt jetzt das Auge des Kenners diese wundervollen Gemälde. Zunächst ist der Fürst in die Betrachtung von Titians Zinsgroschen versunken, welcher vor ihm auf einer Staffelei steht, und von einem dienstthuenden Hofherrn, der aber mehr auf das Präsentiren seiner eignen Persönlichkeit, als auf das Gemälde bedacht zu sein scheint, in dem Beschauen günstigster Stellung gehalten werden soll. Dann sollen Corregio's Nacht und Veronese's Hochzeit von Kana an die Reihe kommen. Aber wer ist der Herr mit der lächelnden, selbstgefälligen Miene, der sich mit seiner langen Liste störend einmischt und mehr das Geschäft, durch welches die Kunstwerke erworben worden, als diese selbst im Sinne zu haben scheint? Und doch hat sein königlicher Gebieter nur für das Bild ein Auge, nur für die Bemerkungen Ohr, die ihm seine kunstsinnige Gemahlin in gleicher Ergriffenheit darüber mittheilt. Abgewendet dagegen von den Schöpfungen der Kunst, die ihm nicht einmal eine flüchtige Neugier zu erwecken scheinen, steht im Hintergrunde ein dritter Hofherr, der mit Sehnsucht des Augenblickes harren mag, wo die Herrschaften sich entfernen werden und er sie zu dem ihm viel reeller dünkenden Genusse der Tafel begleiten darf.

Friedrich August II. von Sachsen, als König von Polen August III., war am 17. October 1696 geboren, in seinen früheren Jahren an dem von Dresden getrennten Hoflager seiner Mutter, der frommen Christine Eberhardine von Brandenburg-Baireuth, und seiner Grossmutter, der dänischen Anna Sophie, erzogen, von 1711 an aber bis 1719 fast ununterbrochen aus Sachsen entfernt, in Polen, in Frankfurt zur Kaiserwahl, in Italien, Frankreich, Oesterreich gewesen, auf dieser Reise zu Bologna (27. Nov. 1712) zur katholischen Kirche übergetreten, welcher Schritt aber erst fünf Jahre später (11. October 1717) öffentlich declarirt wurde, und hatte sich am 20. August 1719 mit der Erzherzogin Marie Josephe, ältesten Tochter Kaiser Josephs I., vermählt, mit der er dann am 2. December 1719 wieder in Dresden einzog, das er seit 1712 nicht gesehen hatte. Als Kurprinz lebte er still und ohne Einfluss, folgte aber 1. Februar 1733 seinem Vater in der Regierung Kursachsens und, in Folge der am 5. October 1733 erfolgten Wahl und des glücklichen Ausganges des darauf entbrannten Krieges, auch auf dem polnischen Throne. Er ward am 17. Januar 1734 zu Krakau gekrönt, fand aber erst seit dem Juni 1736, wo der Pacificationsreichstag zu Warschau gehalten ward, allseitige Anerkennung. Weniger noch, als sein Vater, versuchte er in die polnischen Staatshändel, dieses bunte Gemisch von Uebermuth, Selbstsucht, Leidenschaft und Intrigue, dieses beständige Vergeuden grosser Kräfte für kleinliche Zwecke, einzugreifen, und blieb in seinem friedlichen Erblande, bis die Stürme des siebenjährigen Krieges ihn nöthigten, in Polen das Einzige zu suchen, was es ihm ausser seiner Krone und seinem Titel geben konnte, eine sichere Zuflucht.

August III. hatte nicht das Talent, die Kraft, vor allem nicht den unternehmenden Thätigkeitstrieb geerbt, der seinem Vater wenigstens in dessen jüngeren Jahren eigen war, war jedoch keineswegs unbegabt, war wohl unterrichtet, überaus gutmüthig, seiner

Kirche aufrichtig ergeben und in seinem sittlichen Wandel streng, ein treuer und zärtlicher Gatte und Vater seiner zahlreichen Familie. Wie er noch Kurprinz war, hatte die Volksmeinung grosse Hoffnungen auf ihn gerichtet, wie sie sich noch in der abenteuerlichen Geschichte von „Prinz Lieschen“ aussprechen, und wie sie erst von seinem Sohne und Enkel und seinen Urenkeln erfüllt werden sollten. Gewiss wollte er auch das Gute, und nicht aus seinem Willen floss das Uebel, das unter seiner Regierung in Sachsen wucherte und dem Lande innere und äussere Drangsale zuzog. Wohl aber waren es Mangel an Willen und Kraft und vor allem eine tiefgewurzelte Scheu vor Beschwerde und Sorge, die ihn zum Spielball schlauer Selbstsüchtler machten, welche seine Gunst erwarben und behaupteten, indem sie jeden ihn persönlich berührenden unangenehmen Eindruck fernzuhalten und ihm reichlich die Mittel zu schaffen wussten, ruhig und sorglos seinen Neigungen zu leben. Sein erster Günstling war Sulkowsky, der den König schon auf dessen frühen Reisen begleitet hatte und immer seitdem in seiner nächsten Umgebung gewesen war. Diesen stürzte Brühl (1738) und Brühl beherrschte seitdem den König bis zu seinem Tode, trotz der Unfälle, die seine schwankende, jedes tieferen Blickes ermangelnde, die grossen Staatssachen nur im Style von Hofintriguen behandelnde Politik herbeizog, trotz der steigenden Beschwerden, die seine Willkühr im Lande hervorrief, trotz der Feindschaft, mit der ihm selbst die Königin und die Prinzen entgegenstanden, und ungeachtet er keinerlei Kenntniss oder Fähigkeit besass, ausser die, sich seinem Herrn unentbehrlich zu machen. Die aber besass er im höchsten Grade.

Doch auch Brühl hat, indem er den Neigungen seines königlichen Gebieters huldigte, dem Lande Vortheile schaffen müssen, welche fortwirken, nachdem die Leiden, die er verursacht, längst verschmerzt sind. Neben dem Glanze des Hofes, den Andachtsübungen seiner Kirche, die durch August III. (1739—1751) das schöne Bauwerk erhielt, das zu den ersten Zierden der Residenz an der Elbe gehört, und der Jagd, waren die schönen Künste der Gegenstand der Lieblingsneigungen des Königs, der seinen Sinn und Geschmack dafür auf seinen Reisen gebildet hatte. Die Pracht des Theaters, die Höhe, welche Kapelle und Oper unter dem „divino Sassone,“ Johann Adolf Hasse, erreichten, leben nur noch in den bewundernden Berichten der Zeitgenossen und in dem Geiste, der sich in den noch bestehenden Instituten vererbt hat. Ein bleibender Segen und Stolz sind für Dresden, für Sachsen die Schätze der Künste und des Wissens geworden, zu deren Ansammlung hauptsächlich August II. den Grund gelegt, die aber unter August III. ihre werthvollsten Bereicherungen erfuhren. Vor Allem verdankt die weltberühmte Dresdner Gemäldegallerie dieser Regierung ihre glänzendsten Zierden, wie es denn ihr vergönnt war, mit einem Schlage eine Sammlung von hundert Meisterwerken italienischer Kunst, welche den Estes von Modena gehört hatte und den Namen der modenesischen Gallerie führte, für Sachsen zu erwerben. Der Preis, um den dies gelungen war, wird verschieden angegeben: 12 Tonnen Goldes, 100,000 Pfund Sterling, 130,000 Zechinen, die zu diesem Zwecke eigends in Venedig geprägt worden wären. Jedenfalls war er so, dass man dreist behaupten kann, er würde schon für einzelne Stücke dieser Sammlung allein mit Leichtigkeit erlangt werden, wenn jemals der Gedanke gefasst werden könnte, diese Kleinodien zu veräussern. Auch Raphael's Madonna di S. Sisto ward unter August III. aus einem Kloster in Piacenza für nicht mehr als 18,000 Ducaten erworben. Mit diesen Erwerbungen trat die Dresdner Gallerie in die Reihe der ersten Gemäldesammlungen der Erde. Seit 1745 richtete der Oberlandbaumeister Knöfel ein Stallgebäude am Neumarkt zur Aufnahme des Gesammtbesitzes an Gemälden ein und 1747, nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges, erfolgte die Aufstellung in diesem Locale, das sie bewahrt hat, bis sie in unseren Tagen einem ihrem unschätzbaren Werthe wahrhaft entsprechenden Meisterbaue vertraut worden sind, wo sie nun als ein kostbares Gemeingut der civilisirten Menschheit, dessen Bewahrung Sachsens Ehrenamt ist, dauernd gesichert und ihr vollster Genuss aufs Würdigste vermittelt ist.

— 1700 n. Chr. —



Leibnitz in Berlin.

Gez. von v. Oër.

Leibnitz bei der Kurfürstin von Brandenburg.

(1700 n. Chr.)

In einem Kreise, der in Tracht und Haltung und allen Umgebungen die höchste Gesellschaft einer Zeit bezeichnet, auf welche die Nachkommen geringschätzig herabzublicken pflegten, die aber in der Reihe der grossen Staatsmänner und Feldherren, kräftiger, ursprünglicher Charaktere, gefeierter Dichter und bahnbrechender Forscher der Wissenschaft, die in ihr wirkten, jedenfalls eine staunenswerthe Schöpferkraft bewährt hat, ragen zwei Gestalten hervor, die eines Heroen der geistigen Welt, der an der Erdkugel die verborgenen Gesetze der Welt erklärt, und die einer hohen fürstlichen Frau, deren sinnender Blick das Verständniss der tiefen Lehren und die freudige Theilnahme kundthut, die sie den ernsten Mittheilungen widmet.

Gottfried Wilhelm Leibnitz, am 3. Juli 1646 geboren, der Sohn eines Lehrers der leipziger Universität, den er früh (1652), doch nicht so früh verlor, dass er nicht von ihm eine Richtung auf die eine grosse Grundlage seiner geistigen Arbeiten, die Geschichte, hätte gewinnen sollen, dann von der frommen und gebildeten Witwe erzogen, entwickelte frühzeitig ungewöhnliche Gaben, einen keine Anstrengung scheuenden Wissenseifer, und die Klarheit und Stärke des Geistes, mit denen er den dürftigen Mechanismus der Wissenschaft seiner Zeit nur benutzte, um weit über ihn hinaus der Zeit voranzueilen. Schon als fünfzehnjähriger Knabe bezog er, mit vielseitigem und dabei gründlichem Wissen und vor allem mit selbstdenkendem Geiste ausgestattet, die Universität seiner Vaterstadt, und die erste wissenschaftliche Leistung, mit der er sich (1663) einen akademischen Anfangsgrad verdiente, galt demselben Principe der Individualität, das den Angelpunkt des ganzen spätern Systems seiner Philosophie bildete. Er ergriff die Rechtswissenschaft als ostensiblen Beruf, aber gestützt auf Geschichte und Philosophie, und vielfach noch mit mathematischen und physikalischen Studien verbunden, und trat schon 1664, bald nach dem Tode seiner Mutter, aus der Reihe der Lernenden in die der Lehrenden. Da seine Jugend ihm in der Heimath hinderlich war, so ging er nach Altorf, wo er das Doctorat erwarb, lebte dann kurze Zeit, halb aus Muthwillen, halb durch den Reiz alles Mystischen angelockt, in einer rosenkreuzerischen Gesellschaft in Nürnberg, ward aber durch den Freiherrn von Boineburg und den Kurfürsten von Mainz in staatsmännische und gesetzgeberische Arbeiten gezogen, und trat schon 1670, trotz seiner Jugend und seines protestantischen Glaubens, als Rath in das erste Tribunal des mainzer Kurstaates. Hier verband er mit seinen staatsmännischen Geschäften, bei denen er nie die Anbahnung eines besseren Zustandes für Deutschland aus den Augen verlor und, indem er treu und geschickt seinen Fürsten diente, auch für seine eigenen patriotischen Pläne zu wirken wusste, die vielseitigsten philosophischen, mathematischen und physicalischen Untersuchungen, und ward schon 1673 Mitglied der londoner Societät der Wissenschaften, während nur seine Confession die Aufnahme in die pariser Akademie verhindert zu haben scheint. Einer Gesandtschaft sich anschliessend, besuchte er Paris und London und blieb auch später noch einige Zeit allein in Paris, bis er 1676, zuerst als Bibliothekar und Rath, nach Hannover berufen ward. Hier blieb er, in äusserer Stellung vielfach gehoben, zum Geheimen Justizrath Hannovers und Preussens, vom Kaiser zum Reichsfreiherrn und Reichshofrath ernannt, mit anderen Titeln und Auszeichnungen begnadigt, grosser Fürsten vertrautester Rathgeber, der deutschen Politik seiner Landesherren das thätigste Werkzeug, der geschichtlichen Quellen ihres Staates kritischer Sammler, den Erlesensten seiner Zeit befreundet und mit ihnen in rastlosem geistigen Austausch, an allen bedeutsamen geistigen Bewegungen seiner Zeit eifrigen Antheil nehmend, bis an sein

Ende (14. Nov. 1716), den Aufenthalt daselbst nur durch wissenschaftliche und geschäftsmännische Reisen, wie nach Wien, Italien, Berlin, zu Zusammenkünften mit Peter dem Grossen unterbrechend. Leibnitz war der grösste Philosoph seiner Zeit, als Mathematiker und Naturforscher nur Newton ihm gleich, tiefsinniger, geistvoller Theolog, scharfsinniger Jurist, gründlicher Geschichtsforscher, genialer Sprachkenner und Meister der Publicistik, dies alles aber harmonisch verschmelzend und durchdringend.

Zu dem fürstlichen Kreise, dem er befreundet war, gehörte, wie die Kurfürstin Sophie von Hannover, so deren Tochter Sophie Charlotte (geb. 20. Oct. 1668), seit dem 8. Oct. 1684 des damaligen Kurprinzen, nachherigen Kurfürsten von Brandenburg und ersten Königs von Preussen, Friedrich, zweite Gemahlin, Ihr und Leibnitz, mit dem sie in lebhaftem Briefwechsel stand und dem sie alle ihre Zweifel und Fragen zur Lösung vorlegte, gehört die Gründung der berliner Akademie der Wissenschaften an. Als sie im Herbste 1697 ihr Bedauern geäussert hatte, dass in Berlin kein eigener Kalender verfasst werde, kein Astronom und keine Sternwarte zu finden sei und das damalige Ministerium sich geneigt zeigte, wenigstens für den letzteren Punkt zu sorgen, knüpfte Leibnitz sogleich weitere Pläne an diesen Gedanken. Die gleichzeitig entstandene Bewegung für Annahme des verbesserten Kalenders gab ihm einen Anlass und bereits 18. März 1700 wurde durch vereinte Bemühungen der Beschluss erwirkt, eine „Akademie des sciences“ in Berlin zu gründen. Bald kam Leibnitz selbst nach Berlin, wo am 11. Juli 1700 die Stiftung der Akademie feierlich begangen wurde. Sie sollte, nach ihrem von Leibnitz verfassten Stiftungsbriefe, eine deutschgesinnte Societät sein, nicht die abstracte Wissenschaft, sondern deren Anwendung auf das materielle und geistige Wohl der bürgerlichen Gesellschaft sich zur Aufgabe setzen, auch die Verbreitung des christlichen Glaubens durch auswärtige Missionen in den Kreis ihrer Wirksamkeit ziehen. Dies alles freilich Bestimmungen, für die sich in der Zeit der spätern Wiederbelebung der Akademie unter Friedrich II. kein Verständniss mehr fand, und die auch den neueren Zeiten des Institutes fremd geblieben sind. Leibnitz wurde zum immerwährenden Präsidenten ernannt, musste aber freilich im Anfange die Societät auch fast allein darstellen, sowie er auch weiterhin nicht viel Freude an seiner Schöpfung erlebt und nach 1711 Berlin nicht wieder besucht hat. War doch schon seit dem 16. Febr. 1705 seine hohe Gönnerin verschieden, die ihm nach den glänzenden Festen der Königskrönung geschrieben hatte: „Glauben Sie nicht, dass ich diese Grösse und diese Kronen, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den philosophischen Unterhaltungen vorziehe, welche wir in Lützenburg gehabt haben,“ dem Schlosse der Königin, in das sie sich oft mit ihrer Vertrauten, dem geistvollen Fräulein v. Pöllnitz, zurückzog, wenn sie der Pracht des Hofes müde war. Noch auf ihrem Sterbebette gedachte sie ihres philosophischen Freundes, und sagte zu einer ihrer Damen, die an ihrem Bette weinte: „Beklagen Sie mich nicht, denn ich gehe jetzt meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz niemals hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts.“

—— 1713 — 1740 n. Chr. ——



Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.

Gez. von v. Oër.

Das Tabakscollegium Friedrich Wilhelms I.

(1713 — 1740 n. Chr.)

Wieder wird uns ein fürstlicher Kreis in seinen geselligen Erholungsstunden vorgeführt. Es ist der Sohn jener hohen Frau, die uns das vorhergehende Bildwerk den Lehren eines grossen Denkers und Forschers lauschend zeigte, den wir hier im Kreise seiner Vertrauten sehen. Und doch welch schneidender Gegensatz zu jener Scene! Tabakswolken umhüllen das Gemach, in welchem die Gäste sich an der einfachen Tafel versammeln, um ihren königlichen Herrn durch derbe Späse zu erheitern, sich seinem Geschmack an den Genüssen des schlichten Bürgers jener Tage zu fügen, wohl auch berechnete Höflingskunst und diplomatische Schlauheit in das Gewand soldatischer Derbheit, oder groben Scherzes zu hüllen.

Friedrich Wilhelm I. von Preussen hat hohe Verdienste um diesen Staat und zeigte auch sonst vielfach achtbare Züge, die sich manchen Beschränktheiten seines Geistes und manchen Schroffheiten seines Charakters beimischten. Er brachte in den durch geistlose Prachtliebe und schlaffe Günstlingswirthschaft verwahrlosten Staatshaushalt den Geist der Ordnung und Sparsamkeit, und wenn er auch der äusseren Würde des Staates nichts vergab, so waren doch seine persönlichen Neigungen auf prunklose Einfachheit gerichtet. Er ging in den Bahnen des grossen Kurfürsten fort, indem er feste, überlegene Kraft der Regierung zur Geltung zu bringen und zu behaupten wusste. Er hat Manches für Hebung der Volkswirthschaft, für Verschönerung der Hauptstadt des Reiches gethan. Er hat die Grenzen des Reiches erweitert und seinem grossen Sohne das Heer gebildet und den Schatz gesammelt, mit denen Dieser Preussen zur Grossmacht erhoben hat. Zu der militärischen und monarchischen Erziehung des preussischen Volkes hat er wesentlich beigetragen und die Regierungsweise, deren Ausdruck er war, hat sich sehr nachhaltig erwiesen in Preussen. Persönlich war er nicht ohne Wohlwollen und Rechtssinn, wenn er auch von seinen eigenen Rechten seine besonderen Begriffe hatte, nicht ohne Gefühl für die Pflichten eines Regenten, geradsinnig, einfach, die nächsten Beziehungen mit gesundem Blicke beurtheilend, züchtig und treu als Gatte, religiös im Sinne der orthodoxen Kirche seines Landes. Freilich aber sah er den Staat etwas stark aus dem Gesichtspunkte einer Mischung von märkischem Grundherrn und preussischem Soldatenführer an, war aufbrausend, polternd, streng, ja hart gegen seine Umgebungen, ein Haustyrann in seiner Familie, gewaltthätig, wo eine Collission mit seinen Lieblingsneigungen eintrat, keinen Widerstand gegen seinen Eigenwillen duldend, ohne Sinn für höheres Geistesleben und sinniges Zartgefühl und in seinem Geschmack nichts weniger als verfeinert.

Für das letztere zeugt eben das famose Tabakscollegium, das uns der Künstler vor Augen führt, und für welches in Berlin, in Potsdam, in Wusterhausen, dem Sommeraufenthalte des Königs, besondere Tabaksstuben bestanden. Dieselben waren nach Art einer holländischen Prachtküche eingerichtet; an der Wand befand sich ein hohes Gestell, das die blauen Teller trug, die zu Tabak und Speisen gebraucht wurden, und noch heute zeigt man in dem wohl erhaltenem Gemach die grosse silberne Kanne, aus welcher das Bier in die Krüge und Deckelbecher geschenkt wurde. Hier versammelten sich die Gesellschafter des Königs an jedem Abende in den Wochentagen, in der sechsten Abendstunde und verlängerten ihre Sitzungen oft bis nach Mitternacht. Der damals noch nicht alte Dessauer, wenn er in Berlin war, von wo er sich gegen das Ende dieser Regierung ganz zurückzog, der bis kurz vor seinem Tode überaus einflussreiche, verschmitzte Grumbkow, der kaiserliche Gesandte von Seckendorf, der holländische Gesandte, General Ginckel, den der König sehr gern hatte, Obrist v. Derschau, dem die Betreibung der Häuserbauten in Berlin oblag, die Generäle Graf Alexander

Dönhof, v. Gersdorf, v. Sydow, vier Männer, die mehr als alle Minister vermocht haben sollen, die Generäle de Forcade, v. Blankensee, v. Flanz, v. Natzmer, v. Marwitz, die braven v. Buddenbrock und von Waldow, die den Muth hatten, in schwerer Gefahr für den Kronprinzen zu sprechen, der ob seiner Riesengestalt dem König besonders werthe v. Haake, Obrist v. Rochow u. A. bildeten den Stamm dieses vertrauten Kreises. Minister, Gesandte, fremde Notabilitäten, die Berlin besuchten, wurden von Zeit zu Zeit eingeladen und verzeichneten ihre Namen in das Fremdenbuch, in dem man noch heute die Handschrift des grossen Zaren Peter I., des Stanislaus Lesczinsky und Anderer liest. Die Dienerschaft hatte sich nach Verrichtung ihrer Geschäfte zu entfernen und die Gäste ganz ihrer ungezwungenen Vertraulichkeit zu überlassen. Der König ging um 7 zur Königin, bei ihr zu speisen, kam aber bald zurück. Die übrigen Gäste fanden auf Nebentischen kalte Küche, sassen aber die längste Zeit in vollem Staate um die Tafel herum, aus holländischen Pfeifen Tabak rauchend, oder doch, wie der Dessauer und Seckendorf, die leere Pfeife im Munde führend, und jeder einen Krug mit Ducksteiner Bier und ein Glas vor sich habend. Um 8 erschienen die jungen Prinzen, gute Nacht zu sagen.

Zum Vorleser und Erklärer der auf dem Tische liegenden Zeitungen war ein Gelehrter bestellt, Jakob Paul Freiherr v. Gundling, ein Mann, der die Würde der Wissenschaft entweihte, indem er im Gewande des Pedanten die Rolle jener lustigen Räthe des Mittelalters spielte, ohne den Freimuth, mit welchem Diese ernste Wahrheit in das Gewand des Scherzes kleideten, ohne die Entschuldigung, die ihnen in dem Ausgeschlossensein von edleren Berufen zur Seite stand, zuletzt nur dadurch ergötzend, dass er der Zielpunkt der groben Spässe der ganzen Gesellschaft wurde, und doch einflussreich genug, um von fremden Höfen bestochen zu werden. Zum Oberceremonienmeister ernannt (1717), musste er das Prachtcostüm anthun, das ein besser berufener Vorgänger am grossen Krönungsfeste getragen, und zu dem auch eine gewaltige Staatsperücke gehörte. Als ihm einst der Kammerherrnschlüssel, den er seit 1726 trug, im Rausche abgeschnitten worden war, musste er zur Strafe acht Tage lang einen langen vergoldeten hölzernen Schlüssel auf der Brust tragen, bis ihm der Entkommene zurückgestellt wurde. Die groben Spässe, denen er ausgesetzt war, arteten oft in die empfindlichsten Misshandlungen aus, so dass selbst Gundling einmal dem glänzenden Elend entfloh, und sich nur durch seine verkehrte Eitelkeit zu dem schmachvollen Dienste zurücklocken liess. Diesem Mann, der noch im Tode verspottet und in einem Weinfasse beerdigt ward, verlieh man die Freiherrnwürde, und er ward der Nachfolger des grossen Leibnitz, als Präsident der Akademie der Wissenschaften!

— 1731 n. Chr. —



Aussöhnung Friedrichs II. mit seinem Vater.

Gez. von v. Oër.

Friedrich II. ausgesöhnt mit seinem Vater.

(1731 n. Chr.)

Ein Gemisch von Empfindungen drückt sich in den Zügen der Theilnehmer einer bewegten Scene aus, die inmitten einer hohen, festlichen Gesellschaft vorgeht. Es ist eine Scene des Wiedersehens, die aber sichtbar Vielen überraschend kommt und, bei dem Gedanken an den Grund der vorhergehenden Trennung und den Charakter der Zwischenzeit, der Freude auch schmerzliche Gefühle beimischt. In einfachem Kleide erscheint der Jüngling, den die hohe, mit festlichem Prunkgewande geschmückte Frau an ihr Herz drückt, dessen Arm der ernste, gebietende Mann gerührt ergreift, dem die jugendliche Schöne mit offenen Armen entgegeneilt. Es ist Friedrich II., als Kronprinz, seinen Eltern, seinen Geschwistern zurückgegeben.

Ein fast noch stärkerer Gegensatz, wie der, welcher Friedrich Wilhelm I. von seinem Vater und Diesen von dem grossen Kurfürsten trennte, bestand zwischen Friedrich und seinem königlichen Vater. War Friedrich Wilhelm I. ein treuer Ausdruck seiner Zeit, so war Friedrich der einer Zukunft, auf deren Heranreifen er selbst soviel Einfluss äussern sollte. Einiges mag er mit dem grossen Kurfürsten gemein gehabt haben, namentlich dessen praktischen Blick, die Verbindung von Kühnheit und Umsicht, die Herrscherkunst, die Gewandtheit in der äussern Politik und das Festhalten des specifisch-preussischen Interesses dabei; doch ist der grosse Kurfürst geradere Wege gegangen, sah die Menschen nicht so lediglich aus den Augen des Herrschers an, wie Friedrich das späterhin mehrfach that, war religiös und ungleich deutschgesinnter. Zu der Prachtliebe und Weichlichkait des ersten Königs zeigte Friedrich nur in seiner Jugend einige Hinneigung. An Genialität überragte er unbezweifelbar alle seine Vorgänger. Wie er sich aber in seiner Jugend darstellte, stand er im schroffsten Gegensatze zu seinem Vater, mit dem er sich doch im spätern Alter auch in manchen Punkten berührt hat. Die Züge aber, die er als Jüngling zeigte, erklären es wohl, dass allmälig die entschiedenste Verstimmung sich zwischen Vater und Sohn ergeben und zu einer Höhe reifen musste, wo eine gefährliche Krisis kaum zu vermeiden war. Dem feinen Geschmacke des Prinzen widerstanden die Lieblingsgewohnheiten des Vaters, seiner Weichlichkeit die spartanische Einfachheit und Strenge, das ewige Jagen und Reiten und Zechen, seinem Geiste der militärische Kamaschendienst; er fand weder an dem Tabakscollegium seines Vaters, noch an dem Exerciren der grossen Soldaten Behagen. Kaum ins Jünglingsalter getreten, riss ihn jugendliches Feuer, vielleicht Verführung, in sinnliche Ausschweifungen, die den züchtigen Vater äusserst entrüsteten. Er machte Schulden und der sparsame Vater fürchtete, sein Sohn werde dereinst den geordneten Haushalt zerrütten, der sein Stolz war. Die am Hofe gepflegte geistlose Orthodoxie entfremdete ihn der positiven Religion, was dem Vater ein Gräuel war. Ein Gundling konnte ihm keine Achtung vor deutscher Wissenschaft einflössen und sein Geschmack zog ihn zu der französischen Literatur hin, die der Vater, wie alles Franzosenthum, hasste. Waren die Vertrauten seines Vaters durch ihr rauhes Wesen für ihn abstossend, oder hatte er gar die Falschheiten und Ränke Einzelner unter ihnen erkundet und sie dafür hassen oder verachten lernen, so war der Vater mit der Wahl der Gesellschaft, mit der sich sein Sohn umgab, mindestens ebenso unzufrieden und glaubte, nicht immer ohne Grund, die Freunde des Prinzen bestärkten ihn in dem, was ihm missfiel. Wenn nun Friedrich seinem Vater so viele Ursache zur Unzufriedenheit gab, so waren wieder des Vaters Wesen und Erziehungsweise nicht geeignet, diese Misstände in friedlicher und wohlthätiger Weise auszugleichen. Er war wenig dazu befähigt und besass weniger noch die Unbefangenheit und Geduld dazu, die besseren Züge in Geist und Charakter seines Sohnes zu erkennen und zu würdigen, die

Wege zu finden, auf denen diesen besseren Zügen der Sieg über das überwuchernde Unkraut zu sichern war. Die kränkenden Vorwürfe, mit denen er den Prinzen überhäufte, der Hohn und Spott, mit denen er ihn unablässig verfolgte, die persönlichen Mishandlungen, die er ihm zufügte, die Strenge, mit der er ihn zu verhassten Dingen anhielt, mussten dem Prinzen auf die Dauer unerträglich werden. Dazu kam die Vielgeschäftigkeit einer Mutter, die mit ihren Kindern in steter Verschwörung gegen den doch gefürchteten Haustyrann stand, und deren Lieblingsplan die Vermählung ihres Sohnes mit einer englischen Prinzessin aus einem Hause war, von welchem zunehmende Spannung ihren Gemahl unversöhnlich trennte. Friedrich aber versprach sich von dieser Verbindung Freiheit und Geld.

So kam der unheilvolle Fluchtversuch zur Reife, der den Vertrauten des Prinzen, dem jungen Katte, das Leben kostete und selbst das Haupt des Kronprinzen bedrohte, den der Vater schon längst für der Regierung unwürdig gehalten und zu freiwilliger Verzichtleistung hatte bestimmen wollen, den er jetzt vor ein Kriegsgericht stellte und, über den er, unter dem Widerspruch weniger freimüthiger Männer, ein Todesurtheil verhängen liess (1730). Die Vorstellungen besonnener Vaterlandsfreunde und vor allem die Verwendung des kaiserlichen Hofes retteten Friedrich, seinen Vater und Preussen vor so Grauenvollem, erhielten dem preussischen Throne seinen grössten Fürsten. Aber auch als die Begnadigung des Kronprinzen entschieden war, blieb er zunächst nach Küstrin verbannt, und wurde hier zu einem überaus strengen, eingezogenen und arbeitsamen Leben angehalten. In der That fügte er sich nun, nahm sich der Geschäfte an, suchte sich zu instruiren, und gab sich Mühe, sich nach den Wünschen seines Vaters zu richten. Endlich am Ende des Jahres 1731 erhielt Friedrich Erlaubniss, sich wieder in Berlin zu zeigen und erschien bei einem Balle, der drei Tage nach der Vermählung seiner geliebtesten Schwester, der Prinzessin Friederike, dieser, freilich auch durch den König erzwungenen Verbindung zu Ehren, gegeben ward. Er kam in bürgerlicher Tracht, in hechtgrauem Kleide, stellte sich unbemerkt hinter den Tisch, an dem die Königin spielte und küsste ihr die Hand (23. Nov.). Erst am 30. durfte er auf einem von dem kaiserlichen Gesandten v. Seckendorf gegebenen Feste in Uniform erscheinen. Der König hatte ihm vergeben und von nun an ward das Verhältniss zwischen Vater und Sohn, der dem Ersteren das Opfer brachte, sich mit der guten, aber ungeliebten Prinzessin von Bevern zu vermählen, ein Anständiges, selbst Liebevolles.

— 1734 n. Chr. —



Friedrich II. als Kronprinz im Lager des Prinzen Eugen.

Gez. von v. Oër.

Friedrich II. im Lager Eugen's.

(1734 n. Chr.)

Der junge Mann, der uns in bescheidener Bürgertracht inmitten eines glänzenden, geschmückten Hofes begegnet war, damals noch von einem Sturme gemischter Gefühle bewegt und von bittern Erinnerungen niedergebeugt, tritt uns jetzt in dem männlichen Kriegsgewande, mit selbstbewusster, freudig und kühn gehobener Miene, im von Kanonendonner umschallten Zelt eines Feldherrn entgegen, einem greisen Helden die Hand reichend und einen Trinkspruch bringend, der mit Freuden begrüsst wird. Die aufgehende und die untergehende Sonne begegnen sich hier. Der grösste Feldherr des preussischen Namens reicht dem grössten Feldherrn die Hand, der Oesterreichs Fahnen geführt hat.

Dass Vater und Sohn versöhnt waren und dass der Erstere Zutrauen zu seinem Sohne zu fassen begann, ergab sich am deutlichsten, als er ihm erlaubte, sich 1734 in das Lager Eugen's zu begeben und den Feldzug am Rheine mitzumachen. Doch liess er ihn nicht ohne Vorsichtsmassregeln ziehen, in denen sich noch immer der streng überwachende Geist des misstrauischen Vaters ausprägte. Graf Adolf Friedrich Schulenburg, General Heinrich Alexander v. Kleist, Obrist v. Bredow waren ihm beigegeben, und in der Instruction war namentlich vor böser Gesellschaft gewarnt, deren es unter den jungen Vornehmen mehr als gute gäbe. Der Prinz musste vor Antritt der Reise sein Wort geben, während der ganzen Campagne keine Karte, keinen Würfel oder um was sonst für ein Spiel es sich handeln möge, anrühren, sich auch auf keinerlei Wette einlassen zu wollen. Den Prinzen Eugen sollte er auf allen militärischen Ausflügen begleiten und sich nach allem, was dabei vorkomme, sorglich bei den ihn begleitenden Generälen erkundigen, indem „des Prinzen Eugen's Durchlaucht selbst darum zu fragen, wider den Respect sei.“ Noch folgten Warnungen vor unnöthiger Gefährdung, Anempfehlung sorgfältiger Instruirung über Alles, von den Schuhen der Soldaten an bis hinauf zur hundertpfündigen Kanone und den Dispositionen des obersten Feldherrn und Sparsamkeitsvorschriften.

Sonderliche Thaten zu sehen und mitzuwirken dabei, fand Friedrich freilich bei diesem Besuche im kaiserlichen Feldlager keine Veranlassung, wohl aber manchen Stoff zu kritischen Bemerkungen über mangelhafte Heeresverfassung und Kriegsweise. Nicht dass der Feldherrngeist des grossen Eugen durch die Schwäche des Alters gebrochen gewesen wäre, wie wohl seine Neider und die Ränkeschmiede des Hofes und Heeres und alle die kleinen Geister, denen ein grosser und selbstständiger Mann unerträglich ist, von ihm glauben zu machen suchten. Noch war er der Alte und das Verfahren, das er einschlug, war das unter den gegebenen Verhältnissen Weiseste und Beste, wenn es auch keine äusserlich glänzenden, Geräusch machenden Thaten in sich schloss. Aber auch Er hatte die tief gewurzelten Gebrechen des damaligen österreichischen Staats- und Kriegswesens nicht zu bewältigen vermocht und seine früheren Grossthaten nur trotz derselben durchgesetzt, weil ihn damals das Vertrauen Leopolds I., der ihm ein Vater, die Freundschaft Josephs I., der ihm ein Bruder war, unterstützte. In Karl den VI. erkannte er nur einen Herrn und einen Solchen, der wenig Sinn für die kriegerischen Verdienste seines grossen Dieners besass, und in dem staatsmännischen Wirken sein Meister zu sein sich einbildete, weil er in den krummen und verborgenen Wegen verschlungener Intriguen suchte, was Eugen auf klare Einsicht und offene Aussprache zu bauen und wobei er einfach und gerade zu verfahren gewohnt war. Dazu war der Krieg selbst, um den es sich handelte, kein solcher, in welchem die Grösse des Princips, dem es galt, die Mängel der Hilfsmittel hätte aufwiegen und eine willige und kräftige Mitwirkung auch nur des deut-

schen Reiches vermitteln können. Der Umstand, dass Oesterreich bei der polnischen Königswahl, die durch den Tod August's II. nöthig geworden war, sich für den sächsischen Bewerber erklärt hatte, war von Frankreich benutzt worden, um gegen Oesterreich zur Begünstigung spanischer, auf Italien gerichteter Wünsche aufzutreten, weil es den Zeitpunkt geeignet glaubte und eine kräftige Unterstützung Oesterreichs durch andere Mächte nicht besorgte. Italien ward der Hauptschauplatz dieses Krieges und der Punkt, wo die Entscheidung wesentlich zu erwarten war. Eugen, der sorglich gewarnt hatte, zu diesem Kriege Anlass zu geben, ward an den Rhein gesendet, um Deutschland zu vertheidigen. Das Reich hatte zwar, durch Oesterreichs Einfluss, wo nicht durch das richtige Gefühl bestimmt, dass jeder Angriff Frankreichs auf Oesterreich, wo immer und aus was für einem Anlass er erfolge, jede Schwächung des Letzteren zu Gunsten Jenes, auch ganz Deutschland bedrohe und schwäche, den Krieg an Frankreich erklärt und 120,000 Mann zu stellen versprochen. Aber statt der 120,000 Mann fanden sich, wie Eugen vorausgesagt, anfangs nur 12,000 am Rheine ein, die sich durch 10,000 Preussen und einige kleinere Zuzüge auf 25,000 und nur allmälig, im Laufe des Feldzuges, bis auf 60,000 vermehrten. Nur 25,000 waren es, als Eugen am Rheine anlangte, von dem allgemeinen Jubelruf der Soldaten: Hoch lebe unser Vater! begrüsst. Mit Mühe war Preussen zu bewegen gewesen, jene 10,000 zu senden. Die Kurstaaten Bayern, Pfalz und Köln leisteten keine Reichshilfe. Die sächsischen Truppen waren zum grossen Theil in Polen beschäftigt. So konnte Eugen die Eroberung Philippsburgs (18. Juli 1734), vor welchem der feindliche Feldherr, der tapfere Berwick, gefallen war, nicht hindern, und musste es als seine einzige Aufgabe erkennen, die Franzosen von weiterem Eindringen abzuhalten, bis es gelungen wäre, die Seemächte und namentlich England zu kräftigem Auftreten für den Kaiser zu bewegen. Durch kluge Märsche und gut gewählte Stellungen, vereitelte er in der That schon 1734 jede weitere Bewegung der Feinde, und hielt auch 1735 mit nur 30,000 Mann die dreimal stärkere Armee der Franzosen im Schach. Schon hatte er Trier befreit und machte sich, nach Ankunft neuer Hilfstruppen, bereit, zum Angriff zu schreiten, als die Cabale siegte und er zurückgerufen ward, um für immer von seiner glorreichen Feldherrnlaufbahn, bald auch (21. April 1736) vom Leben zu scheiden. Am Rheine fiel auch nach seinem Abgang nichts Bedeutendes vor. Unfälle in Italien aber, obgleich auch hier Mercy und Königsegg tapfer geführt und Oesterreichs Krieger sich mannhaft geschlagen hatten, führten es mit sich, dass dieser kurze Krieg die Erwerbung Neapels und Siciliens für einen spanischen Infanten, einige Vergrösserung des Hauses Savoyen und die Vereinigung Lothringens mit Frankreich zur Folge hatte, wogegen Parma und Piacenza an Oesterreich kamen, das Haus Lothringen nach Toscana verpflanzt und August III. auf dem polnischen Throne behauptet ward. (Friedenspräliminarien vom 3. Oct. 1735; Wiener Friede vom 18. Nov. 1738).

— 1734 — 1740 n. Chr. —



Friedrich II. als Kronprinz in Rheinsberg.

Gez. von v. Oër.

Friedrich II. in Rheinsberg.

(1739 n. Chr.)

Ein schöner Kreis von Männern und Frauen, meist im Glanze der Jugend strahlend, sämmtlich unverkennbar den höchsten Schichten der Gesellschaft, nicht bloss der äusseren Stellung, sondern auch der feineren Weltbildung nach, angehörig, überlässt sich den harmlosen Freuden, wie sie ein ländliches Lustschloss mit seinen von Kunst und Natur geschmückten Umgebungen bietet. Eine geräumige Gondel, leicht vom Ruder bewegt, trägt sie durch den stillen See und verscheucht die Schwäne nicht, die sich aus schöner Hand ihre Spende holen. In ungezwungener Freiheit verfolgt jedes Glied der Gesellschaft seine Lieblingsrichtung. Eben trägt ein Künstler die Züge des Mannes auf sein Papier, der inzwischen mit der Gebehrde begeisterten Ergriffenseins französische Verse vorliest, deren Eindruck sich in verschiedener Weise auf den Zügen der Zuhörenden abspiegelt. Am Maste aber lehnt der Führer und Mittelpunkt des Ganzen, ein hoher Jüngling, der sich jetzt in sinnender Stille einer nur geistig belebten Ruhe hingiebt, welcher in Kurzem eine lange Reihe von Jahren voll Arbeit und Sorge, voll stürmischer Bewegung und Gefahr, aber auch des Ruhmes und Segens voll, nachfolgen wird.

Der König hatte, nach der Verheirathung des Kronprinzen, demselben das Städtchen Rheinsberg in der Mark zum Wohnsitz angewiesen, ein altes Stammhaus der Bredows, das, nachdem es einmal aus dem alten Hause gefallen, durch wechselnde Hände gegangen war, bis es von der Krone erkauft ward. Solange das Schloss noch nicht zur Aufnahme des Prinzen eingerichtet war, wohnte er zu Ruppin, und erst 1736 ward Rheinsberg bezogen und (4. September) feierlich eingeweiht; erst 1739 ist der Schlossbau, in den letzten Jahren von Knobelsdorf geleitet, völlig beendet worden. Das gothische Schloss lag vor einem kleinen See, welchen Eichen und Buchen umgaben. Friedrich hatte einen zweiten Thurm aufführen und mit dem Aelteren durch einen Säulengang verbinden lassen, über welchen eine schön geschmückte Gallerie lief. Am Portal stand die Inschrift: Friderico tranquillitatem colenti. Es war Ruhe, nicht nach, sondern vor der Arbeit, aber doch auch Ruhe nach stürmischer Bewegung und schweren Leiden.

In dieser philosophischen Ruhe hat Friedrich, wie er selbst gestanden, die glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht. Doch muss man sagen, dass, was sein Geschick und seine Bestimmung ihm verboten: sein Leben in solcher Ruhe zu verbringen, auch sein eigener Sinn ihm schwerlich gestattet haben würde. Ein Geist, wie der Seine verlangte nach Thaten, und wenn ihm auch der Sinn für Kunst und Wissenschaft eigen war, das selbstthätige Schaffen in diesen Gebieten war nicht der wahre Beruf seines Geistes. So füllten die Jahre von Rheinsberg nur etwa die Zwischenzeit aus, bis äussere Wendungen diesem Geiste vergönnten, sich in das wahre Feld seines Wirkens zu werfen. Diese Zwischenzeit war den Studien, dem Gartenbau und den Genüssen einer munteren und hochgebildeten Gesellschaft gewidmet. Die Gärten, die Treibhäuser, die Viehwirthschaft in Rheinsberg wurden, unter der Fürsorge des Prinzen, berühmt und oft ward von hier aus der König mit seinen Lieblingsgerichten überrascht. Die Geselligkeit zu Rheinsberg war heiter, ungezwungen und mit seltenen Ausnahmen, wo auch Friedrich einmal sich in einem Bachanale gefiel, edel. Zu den Rheinsberger vertrauten Umgebungen des Prinzen gehörten von Männern hauptsächlich Georg Wenzel von Knobelsdorf, ein ernster, biederherziger Schlesier; der muntere, geistreiche Kurländer Dietrich von Kayserling, Friedrichs Caesarion; der sächsische Diplomat Ulrich Friedrich von Suhm, ein gediegener Mann, welchem Friedrich in mehrfacher Beziehung zu persönli-

chem Danke verpflichtet war; der ritterliche Heinrich August de la Motte Fouquè; der heitere, lebendige, liebenswürdige Karl Stephan Jordan, welchen Friedrich seinen Hephästion nannte, und der dem zum König gewordenen Prinzen auf dem Sterbebette das Beste von Allem sagte, was er ihm jemals gesagt; drei junge Officiere aus Friedrich's Regiment, die nachmals sämmtlich Generäle wurden: Johann Jobst Heinrich Wilhelm von Buddenbrock, Friedrich Freiherr von Wylich, Konrad Heinrich von Gröben; der muntere Franzose, Rittmeister Graf Egmont von Chazot, den nachmals ein Duell aus Preussen nach Lübeck vertrieb; der Tourist Baron Bielefeld; Oberst von Bredow, als Wirthschaftschef und Vertrauensmann des Königs; von Künstlern der gefeierte Karl Heinrich Graun, die Brüder Franz und Georg Benda, der Maler Antoine Pesne. Hofmarschall war der wackere Greis von Wolden, der kurz vor der Thronbesteigung des Prinzen in dessen Zimmer am Schlage starb, und dessen junge und schöne Gemahlin, eine Tochter des Ministers von Borck und Schwägerin Maupertuis, eine Zierde der Rheinsberger Damenwelt war, welche ausserdem hauptsächlich durch die Damen der Kronprinzessin gebildet ward: die Oberhofmeisterin von Katsch, eines Ministers Wittwe, die Fräuleins von Schack und von Wallmoden. Dazu kamen noch oftmal als willkommene Gastinnen die Oberhofmeisterin der Königin Wittwe, Frau von Morien, die spätere Oberfhomeisterin der Königin, Frau von Kannenberg, die Frauen von Brand, von Hake, von Veltheim.

Geistig berief Friedrich in seinen Rheinsberger Kreis die im literarischen Leben seiner Zeit hervortretenden Männer, die seine Blicke auf sich gezogen und mit denen er in regen schriftlichen Austausch seiner Gedanken und Meinungen trat: Fontenelle, Maupertuis, Gravesand, Gresset, Rollin, Henault, Algarotti; vor Allen Voltaire, an den er seine erste Zuschrift von Rheinsberg aus, am 8. August 1776, richtete. Für sich selbst beschäftigte sich Friedrich in jener Zeit hauptsächlich mit Philosophie, sowie er auch mit den Predigern Beausobre und Achard einen lebhaften Ideenaustausch über religiöse Fragen unterhielt. Aus solchen Beschäftigungen rief ihn eine plötzliche Botschaft zum Throne, zum Kampfe.

— 1740 n. Chr. —



Der Tod König Friedrich Wilhelms I. von Preußen.

Gez. von v. Oër.

Der Tod König Friedrich Wilhelms I. von Preussen.

(1740 n. Chr.)

Ein sterbender Fürst, der sich aus seinem Ruhegemach in ein geräumigeres Zimmer herüberfahren liess, um hier, tief durchdrungen von der Eitelkeit aller menschlichen Macht, der Nähe des Todes gewiss und bis ans Ende der Pflichten gegen sein Land eingedenk, dem jetzt als würdig erkannten Sohne die Insignien des Regimentes, Krone und Scepter, in feierlicher Versammlung der königlichen Familie, der Minister und Generäle, zu übergeben und ihm damit die künftigen Geschicke des Staates und Volkes ans Herz zu legen. In tiefer Rührung betrachten die Anwesenden die ernste, ergreifende Scene. Vergessen sind jetzt die Härten und Wunderlichkeiten des alten Mannes, unter denen mehr oder weniger sie alle gelitten, und nur seines biederen Sinnes, der Reinheit seines Willens, der Pflichttreue, die ihn nach seiner Einsicht leitete, wird gedacht. Eine alte Zeit geht zu Grabe und eine neue bricht an. Aber auch diese neue Zeit steht auf den Schultern der alten und benutzt ihr Erbe.

Friedrich Wilhelm I. war in den letzten Jahren seines Lebens völlig und aufrichtig mit seinem grossen Sohne versöhnt und von dessen ganzer Führung befriedigt. Sie suchten sich gegenseitig nur Freude zu machen und sich liebevolle Beweise ihrer Zärtlichkeit zu geben. Einmal in dieser Stimmung, mochte der König auch über Manches in dem Rheinsberger Treiben hinwegsehen, was, wie harmlos und selbst achtbar es sein mochte, in früheren Jahren gewaltige Stürme erregt haben dürfte, weil es ganz ausser dem Verständniss und der Weise des Königs lag. Auch mochten die Ohrenbläser, die ehedem manchen Zwist erregt und geschürt hatten, sich jetzt zurückziehen, weil sie kein williges Ohr mehr fanden. Möglich auch, dass die abnehmende Gesundheit des Königs ihn weicher und nachsichtiger stimmte. Denn wie er schon früher an Blutwallungen und Schlaflosigkeit, an Gehörschwäche und Podagra gelitten, so hatte er jetzt seit fünf Jahren mit den Vorboten und ersten Anfällen der Wassersucht zu kämpfen gehabt. Im Winter des Jahres 1739—40 erkrankte er zu Berlin von Neuem heftig daran, und ahnete die Nähe des Todes so sicher, dass er seinen ehemaligen Feldprediger, den lutherischen Propst Roloff, kommen liess, um sich durch ihn zum Tode vorbereiten zu lassen. Als dieser ihm wegen so mancher Regierungshandlung ernstlich zusprach, sagte der König: „Er schonet meiner nicht, und spricht als ein guter Christ und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke ihm dafür, und erkenne nun, dass ich ein grosser Sünder bin.“

Bei herannahendem Frühjahr schien es sich mit der Gesundheit des Königs zu bessern, sodass er (27. April 1740) nach Potsdam übersiedelte. Doch schenkte er selbst diesem Anscheine keinen Glauben und sagte, als er in den Wagen gehoben ward: „Leb wohl, Berlin, in Potsdam will ich sterben.“ In der That trat im Mai wieder eine Verschlimmerung seines Zustandes ein, und von Neuen ward geistlicher Zuspruch berufen: Der Hofprediger Cochius und der Feldprediger Oesfeld. Wie schon früher gegen Roloff, so erklärte er sich auch jetzt bereit, all seinen Feinden zu vergeben, selbst seinem Schwager Georg II. von England, der ihm doch, wie er sagte, „alles gebrannte Herzeleid angethan.“ Er beauftragte die Königin, ihrem Bruder zu schreiben, dass er ihm alles Böse, das er ihm zugefügt, verzeihe. Doch solle sie damit warten, bis er verschieden sei. Am 27. Mai, einen Freitagsabend, kam der von Rheinsberg abberufene Kronprinz, und hatte an diesem und den folgenden Tagen ernste und eingehende Unterhandlungen mit dem König über die wichtigsten inneren und äusseren Angelegenheiten des Landes. Die Art, wie er sich dabei benahm und aussprach, gewann ihm die Achtung des Königs in so hohem Grade, dass derselbe nach einer solchen Unterredung zu seinen Um-

gebungen sagte: „Erweist mir Gott nicht viele Gnade, dass er mir einen so würdigen Sohn gegeben hat?“ Noch am 30. Mai liess er sich zur Parade und in die Ställe führen. In der folgenden Nacht hatte er heftige Schmerzen, und liess sich gegen ein Uhr des Morgens, am 31. Mai, in seinen Rollstuhl in das Zimmer der Königin fahren. Hier nahm er von seiner Familie und den in Potsdam anwesenden Ministern, Hofbeamten und höheren Officieren, bis zum Hauptmann, Abschied. Hierhin liess er in Aller Gegenwart die Krone, das Scepter und die Schlüssel zur Schatzkammer bringen und durch den Minister v. Podewils förmlich und feierlich seinem Sohne übergeben, liess auch ein Protokoll über diese Handlung aufnehmen. Im Vorzimmer war der Sarkophag aus schwarzem Marmor aufgestellt, den er sich schon längst hatte fertigen lassen. Noch einmal liess er sich ans Fenster führen, seine Pferde zu sehen und seinem grossen Feldherrn, Leopold von Dessau, wie seinem treuen Generaladjutanten v. Hake, jedem ein solches zum Andenken zu schenken. Ueber einem Gespräch mit dem Kronprinzen ward er ohnmächtig und musste in sein Schlafgemach zurückgebracht werden, wohin ihm die Königin und der Kronprinz folgten. Als er bei seinem Erwachen die Dienerschaft in einer neuen Livree, die er angeordnet und deren Anlegung er befohlen hatte, erblickte, rief er: „Eitelkeit, Eitelkeit, nichts als Eitelkeit.“ Von da an beobachtete er nur noch den Verlauf seines allmäligen Hinsterbens, fragte von Zeit zu Zeit den Leibarzt nach dem Lauf seines Blutes, verfiel in immer öftere Ohnmachten und entschlief zwischen ein und zwei Uhr nach Mittag, erst im 52sten Lebensjahre stehend, „mit der Neugier eines Naturforschers“ — so schrieb Friedrich II. an Voltaire, — „der erforschen will, was in dem Augenblicke des Hinscheidens vorgeht, und mit dem Heldenmuthe eines grossen Mannes,“ vielmehr mit der Ergebung und Zuversicht eines gläubigen Christen. Er wurde zu Potsdam in der Garnisonkirche begraben, und hatte selbst die Sterbelieder gewählt, die bei seiner Leichenfeier gesungen, selbst den Wein bezeichnet, der bei dem Trauermahle getrunken werden sollte. Vier Söhne: Friedrich II., August Wilhelm, der nachmals so bitter empfinden sollte, wie hart auch sein Bruder zu zürnen vermöge, der Vater des spätern Königs Friedrich Wilhelm II., Heinrich, als Feldherr seinem Bruder ebenbürtig und in späteren Jahren der Erneuerer des heitern, bewegten Lebens in Rheinsberg, und Ferdinand, dessen Sohn jener hochbegabte Prinz Louis war, der 1806 bei Saalfeld fiel, und sechs Töchter weinten an seinem Grabe. Die Königin Wittwe hat ihn um siebzehn Jahre überlebt.

— 1740 n. Chr. —



Friedrich II. bricht in Schlesien ein.

Gez. v. Hünten.

Friedrich II. bricht in Schlesien ein.

(1740 n. Chr.)

Der Rubicon ist überschritten. Bereits sind die Führer eines feindlichen Heeres, bereits ist der jugendliche Kriegsherr, welcher hoch zu Ross den nachfolgenden Schaaren das Land zeigt, das der Schauplatz ihres Muthes und ihrer soldatischen Fertigkeit werden soll, und dem der freudige Zuruf der Krieger antwortet, an dem Grenzpfahl mit dem Doppeladler vorüber, der die Stelle bezeichnet, die zwei Reiche scheidet, und getreu und unverzagt ihrer Fahne folgend rücken die Truppen in das Nachbarland, wenig um Gründe, wenig um Folgen sich kümmernd, aber entschlossen, in jeglichem Falle zu thun, was die Pflicht des Soldaten ist. Keinerlei Anstalt zur Gegenwehr wird sichtbar; kein Widerstand ist bereitet; keine Vorhut, kein Späher feindlicher Truppen lässt sich blicken. Ein plötzlicher Ueberfall ist es, der den kunstliebenden Jüngling von Rheinsberg, den jüngst gekrönten Philosophen zum Eroberer stempeln und Preussen zur Grossmacht erheben soll. Und doch hätte es der Ueberfall nicht vermocht, wenn nicht ein langes vorhergehendes Wirken auf einander folgender Regierungen Wege und Mittel gebahnt hätten. Und doch hätte der Ueberfall nicht dauernd gefruchtet, wenn nicht Jahre voll späterer Kämpfe das Errungene zu befestigen vermocht hätten.

Das Jahr 1740 hatte nicht bloss Friedrich Wilhelm I. von Preussen, es hatte auch Kaiser Karl VI. und in ihm den Letzten vom Mannesstamme des Hauses Habsburg von seinem irdischen Wirken abberufen. Viele Jahre seiner langen Regierung hatte er zu dem Zwecke verwendet, das unter den Namen der pragmatischen Sanction bekannte organische Grundgesetz, welches sowohl die Einheit und Untheilbarkeit des österreichischen Staatenstaates, als den Uebergang seiner Kronen zunächst auf die älteste Tochter des Kaisers, Maria Theresia, und deren Nachkommen, verbürgen sollte, im Innern und gegen Aussen zu Anerkennung und Geltung zu bringen. Es war in der That für alle österreichischen Staaten rechtskräftiges Gesetz worden, und hatte nach und nach, unter manchen Mühen und Opfern, bei allen europäischen Staaten, auf deren Stimme in der Sache etwas ankommen konnte, ausdrückliche Anerkennung gefunden. Als aber der Erbfall selbst eintrat, als Karl VI. in einem Augenblicke starb, wo die Kriegskraft des Reiches durch einen unglücklichen Türkenkrieg geschwächt, seine Finanzen zerrüttet waren, und man ein junges Weib auf dem Throne sah, dessen Gemahl kein Machtgewicht in die politische Wagschale werfen konnte, erwies sich das Werk der Verträge den verlockenden Begierden, der versuchenden Gelegenheit gegenüber nichtig. Bayern, das die pragmatische Sanction schon vor längeren Jahren (1. Septbr. 1726) anerkannt, aber schon seit einiger Zeit Schwierigkeiten erhoben hatte, weigerte sich jetzt offen und entschieden, die Thronfolgerin anzuerkennen. Ebenso Spanien, das bereits ein Heer zusammenzog, mit dem es wenigstens in Italien etwas zu gewinnen hoffte. Frankreich handelte weniger offen, suchte vielmehr nach Zögerungsvorwänden, wich aber doch einer erneuerten Anerkennung der pragmatischen Sanction aus. Doch griffen all diese Staaten noch nicht sogleich an, sondern unterhandelten erst in geheimen Bündnissverträgen über die Theilnahme an dem bevorstehenden Kampfe und die Theilung der zu hoffenden Beute.

Der zuerst zu den Waffen griff gegen die jugendliche Erbin so vieler Throne, that es nicht in Bestreitung ihres Rechts, nicht in Verwerfung der Ordnungen, in deren Kraft sie ihrem Vater gefolgt war und die er vielmehr ausdrücklich anerkannte und sie zu schützen sich erbot. Allerdings brachte auch Friedrich II. Rechtsgründe vor, alte Ansprüche auf einige schlesische Herzogthümer. Diese Ansprüche hätten an sich nicht das Ganze seiner Forder-

ungen begründen können und waren jedenfalls von jener zweifelhaften Natur, bei der man im Privatleben wohl einen Process erheben, Niemand aber vorhersagen kann, wie sein Ausgang sein wird. Der wahre Boden, auf welchem Friedrich verfuhr, war der politische: das Bedürfniss Preussens, die Kraft desselben, die günstige Gelegenheit und Oesterreichs Lage. Er schickte den Grafen Gotter nach Wien und liess Oesterreich seinen Beistand zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, und zu Gunsten der Kaiserwahl Franz' von Lothringen anbieten, wenn ihm dafür Schlesien abgetreten würde. Preussen war aber so hoch gestiegen, dass es weiter musste, wenn es nicht zurück wollte. Es konnte in diesem bevorstehenden Kampfe nicht neutral bleiben und wenn es auch bereit war, sich auf die Seite des Rechts zu schlagen, so wollte es dies doch nicht in der Weise thun, dass es völlig leer ausginge, während ihm auf der anderen Seite unverkennbare Vortheile winkten. Keine Erwerbung war ihm bequemer, als die von Schlesien, und in dieser Provinz selbst fand es bei den gedrückten Protestanten Sympathien. Es lässt sich auch behaupten, dass Maria Theresia klug gehandelt hätte, wenn sie auf die preussischen Anträge eingegangen wäre, vorausgesetzt, dass man sich gleichzeitig in Bereitschaft gesetzt hätte, mit Preussen vereint jedem weiteren Ansinnen von anderer Seite her mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Dann würde Sachsen gewiss, Bayern wahrscheinlich sich beschieden und Frankreich die Hebel verloren haben, die es in Deutschland ansetzte. Der Spanier aber hätte man sich leicht erwehren und auch wohl einen Ersatz für Schlesien finden können, wenn man somit der Last des Erbfolgekrieges überhoben gewesen wäre. Es ist aber doch auch natürlich, dass man einem Fürsten, dessen plötzlicher Anfall gerechten Unwillen erregen musste und dessen Macht man überdem zu niedrig anschlug, nicht ohne Weiteres ein altes Kronland abtreten mochte, wohl auch besorgte, mit solcher Nachgiebigkeit nur Andere zu ähnlichen Forderungen zu reizen. Maria Theresia musste Bedenken tragen, ihre Regierung mit einer Verletzung jenes Grundsatzes der Untheilbarkeit zu beginnen, dessen Vertreterin sie zu sein bestimmt war.

Dazu kam, dass Friedrich auch nicht den Anfang, geschweige denn den Erfolg der Unterhandlung abgewartet, sondern sich sogleich in Besitz gesetzt hatte. Ehe noch sein Gesandter nach Wien gelangt war, brach Friedrich von einem am 13. Decbr. 1740 zu Berlin gegebenen Maskenballe auf, traf am 15. Decbr. in Crossen ein und stand am 16. mit 28,000 Preussen auf dem Boden Schlesiens, in welchem sich kaum zwei österreichische Regimenter befanden und nur drei Festungen zu halten waren. Schon am 3. Januar 1741 zog er feierlich in Breslau ein. Oesterreich hatte, da England zum Vergleich rieth, Erbietungen gemacht, welche Friedrich nicht genügten, und die Unterhandlungen wurden abgebrochen. Im Frühjahre 1741 kam es zum wirklichen Kampfe; aber die Schlacht bei Mollwitz, schon für verloren gehalten, weil die österreichische Reiterei der von Friedrich selbst geführten preussischen obsiegte, ward durch die Festigkeit und das raschere Feuern des von dem alten Dessauer geschulten preussischen Fussvolkes gewonnen (10. April 1741) und Schlesien damit behauptet.

— 1741 n. Chr. —



Maria Theresia und die Ungarn.

Gez. v. Camphausen.

Maria Theresia und die Ungarn.

(1741 n. Chr.)

Eine Königin, die im Glanze der Jugend und Schönheit strahlend, die geheiligte Krone auf dem Haupte, von dem Throne, den das Wappen des Reichs schmückt, zu den Führern und Vertretern eines heldenmüthigen Volkes spricht, deren Schutz und Beistand sie für ihre und ihres kaum geborenen Sohnes Rechte, in Wahrheit für den Bestand und die Wohlfahrt eines grossen gefeierten Reiches in Anspruch nimmt. Welchen Eindruck die Worte der hohen Frau auf die empfänglichen Gemüther eines von südlichem Feuer durchglühten Volkes gemacht, spricht sich in Mienen und Gebehrden einer Versammlung aus, die mit aufgehobenen Händen, gezückten Schwertern, begeistertem Zuruf der Königin angelobt, Gut und Blut für ihre Sache zu opfern.

Wohl thürmten sich von allen Seiten Gewitterwolken über dem Throne der jungen Königin von Ungarn und Böhmen. Bereits hatte Friedrich II. ihr Schlesien entrissen, und der Versuch, es wieder zu erobern, schlug fehl. Dann hatte in Frankreich die ehrgeizige und kriegerische Partei die Oberhand gewonnen, worauf das zuerst zwischen Bayern und Spanien geschlossene Bündniss von Nymphenburg (28. Mai 1741) durch den Beitritt Frankreichs, Sachsens und Preussens verstärkt ward. Durch französische und spanische Subsidien unterstützt, eröffnete Baiern den Feldzug mit Besetzung von Passau und Oberhaus (31. Juli), die zu dem Gebiete eines friedlichen und neutralen Bischofs gehörten. Dann gingen die Franzosen, von dem Marschall Belleisle geführt, über den Rhein, durchzogen Bayern und fielen mit den Bayern in Oberösterreich ein (September). Von da aber lenkten sie, statt das bedrohte Wien anzugreifen, nach Böhmen ab, wider Prag, da der Kurfürst, daran verzweifelnd, sich selbst an die Stelle Maria Theresia's zu schwingen, und ungewarnt durch das Schicksal eines andern Königs von Böhmen aus dem wittelsbachischen Hause, des Winterkönigs, wenigstens ein tüchtiges Beutestück sich zu sichern gedachte. Prag ward durch Ueberfall genommen, Karl Albrecht zum König von Böhmen gekrönt (19. November), und bald darauf als Karl VII. zum Römischen Kaiser gewählt (24. Jan. 1742).

Diesen Angriffen und Erfolgen stand die jugendliche Königin scheinbar wehrlos gegenüber. Ihr einziger Bundesgenosse, England, schien noch nicht geneigt, ihr thatkräftig beizustehen; die Regierung wenigstens nicht, wenn auch das Volk. Es zeigte sich aber doch, dass ihr Vater nicht so vergeblich, wie man meinte, der pragmatischen Sanction solche Mühen und Opfer gebracht hatte. Es war doch diesem Gesetze zu verdanken, dass Maria Theresia sich überall in Besitz gesetzt hatte, dass sie als die rechtmässige Regentin ihrer Lande dastand, dass ihr die Treue ihrer Unterthanen verpfändet war, dass auch das Ausland wohl Abtretungen verlangen, nicht aber das Ganze in Frage ziehen konnte. Sie hatte mit jener Grundlage ihrer Regierung das Bewusstsein und die Macht des Rechtes gewonnen, und die öffentliche Meinung in ihrem Staate, wie in ganz Europa, verkannte dieses Recht nicht und konnte sich ebensowenig der Theilnahme für die jugendliche Königin, die von so vielen Seiten her angegriffen ward, erwehren.

Sie selbst blieb muthvoll und fest. Wohl aber fühlte sie, dass es gälte, alle Kräfte ihres an solchen so überströmenden Reiches anzuspannen, und vor Allem richtete sie ihre Blicke auf Ungarn, das in seinem damaligen Verhältniss zu der Gesammtmonarchie in gewöhnlichen Zeiten nur wenig zum gemeinsamen Besten that, sondern abgesondert in seiner mittelalterlichen Ungebundenheit hinlebte. Bereits im Mai 1741 war sie auch in Ungarn gekrönt worden, hatte es aber dann wieder verlassen, während die Stände versammelt blieben. Im September erschien sie von Neuem in Pressburg, liess die Stände (11. September) aufs Schloss beschei-

den und sprach zu ihnen: „Unsere betrübte Lage ist von der Art, dass Wir selbe den Ständen nicht verhehlen können. Es handelt sich um die Erhaltung des Königeichs Ungarn, der heiligen Krone, Unserer Person, Unserer Kinder. Von Allen verlassen, flüchten Wir Uns einzig zu der von Alters her angestammten Treue der Ungarn. Ihrer Treue vertrauen Wir Uns und Unsere Kinder. In dieser gegenwärtigen Gefahr muss ohne Zögerung Rath geschafft und das Schwert ergriffen werden, um Unsere und des Reiches Feinde zurückzutreiben. Wir vertrauen fest, dass die Stände, nach ihrer Liebe und Treue, Uns mit Rath und That zur Seite stehen werden." Als sie in dieser Thronrede der Kinder gedachte, brach sie in Thränen aus und konnte kaum die Rede zu Ende bringen. Bei diesem Anblick weinten viele Anwesende, hoben die Hände empor und laute Zurufe bezeugten die Hingebung der tapfern Ungarn. (Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!) Noch an demselben Tage ward die Insurrection des Adels beschlossen, mit welcher und den Rekruten für die reguläre Armee, sowie den Freicorps, Ungarn an 100,000 Mann ins Feld stellte. Am 20. September ward der Gemahl der Königin, Franz von Lothringen-Toscana, zum Mitregenten gewählt, und am Abend desselben Tages trafen der junge Thronerbe, Erzherzog Joseph (geb. 13. März 1741) und seine Schwester, die Erzherzogin Mariane (geb. 6. Oct. 1738, gestorben unvermählt am 19. Oct. 1789) zu Schiff in Pressburg ein. Am folgenden Tage (21. Sept.) gingen die Stände nochmals ins Schloss, wo die Königin, mit ihrem Gemahl und dem von der Amme getragenen Prinzen, in ihrer Mitte erschien und mit Jubelrufen empfangen ward. Der Grossherzog leistete den Eid und setzte hinzu: „Blut und Leben für die Königin und das Reich." Als hier neue Jubelrufe erschallten, hob die Amme den Prinzen empor, der nun mit gleichen Rufen begrüsst ward. — Die Begeisterung war nicht bloss vorübergehend, und der Zug der Bayern und Franzosen auf Böhmen liess die Zeit, die Rüstungen zu vollenden, welche es Oesterreich verstatteten, mit einem dem Bedürfniss entsprechenden Heere auf dem Kampfplatze zu erscheinen.

— 1742 n. Chr. —



Belleisle's Abzug aus Prag.

Gez. v. Hünten.

Belleisle's Abzug aus Prag.

(1742 n. Chr.)

Unter der Decke einer frostigen Winternacht zieht eine Kriegerschaar einher, eilend, aber geräuschlos, durch keinen Trommelschlag ermuntert. Das ist nicht der eifrige Marsch zu gehofftem, nicht die fröhliche Heimkehr von errungenem Siege, es ist eine Flucht, wenn auch keine Niederlage vorherging, kein Verfolger zu spüren ist. Während von den berittenen Führern Einige noch einen letzten Scheideblick auf die königliche Stadt werfen, die sie mit ganz andern Empfindungen betreten hatten, als mit denen sie jetzt sie räumen, reitet der oberste Befehlshaber in tiefem Sinnen daher, über dem Gedanken vereitelter Pläne brütend, deren Urheber er gewesen und die, nach vielen Mühen und Opfern, so misslich ausgehen. Dass doch auch eine Regung der Reue in seiner Brust sich erheben möge über das Menschenwohl, das er seinem Ehrgeiz, das er Strebungen geopfert, die, wie gross und glänzend sie aus dem Gesichtspunkte des Egoismus erscheinen mochten, für die Geschicke der Menschheit es nicht werth waren, dass eine Stirne um ihretwillen gefurcht, ein Auge genässt wurde. Doch das wiederholt sich auf allen Seiten der Weltgeschichte.

Die Dinge hatten sich in Jahresfrist wunderbar günstig für Oesterreich gewendet. Es verdankte dies der Standhaftigkeit seiner Beherrscherin, der begeisterten Treue seiner Völker, und den Fehlern, die seine Gegner begingen und mit denen sie ihm die Zeit schafften, seine Rüstungen zu vollenden. Während der Kurfürst von Bayern sich Kronen aufsetzen lies, die ihm doch keine Macht gaben, während die Franzosen in Prag sassen, ohne damit etwas Anderes zu bewirken, als Misstrauen und Besorgniss bei ihren eigenen Verbündeten, nahm der Herzog von Lothringen bei Budweis eine Stellung ein, welche Böhmen absperrte, und nun drang der kühne Khevenhiller nach Oberösterreich, vertrieb die hier noch rastenden Franzosen, besetzte Passau, ward durch den Zuzug der treuen Tyroler verstärkt, überfiel jetzt Bayern und zog an demselben Tage, an welchem der Kurfürst von Bayern in Frankfurt zum Kaiser gewählt ward, in München, in der Hauptstadt der Erblande des neuen Kaisers, ein. Allerdings hatten eben diese Erfolge Oesterreichs seinen gefährlichsten Gegner, Friedrich II., der in der grössten Bedrängniss Maria Theresiens sich ihr in geheimen Unterhandlungen genähert und eine factische Waffenruhe gewährt hatte, veranlasst, noch einmal zu den Waffen zu greifen. Doch auch ihn unterstützten seine Verbündeten nicht wirksam genug, als dass er Lothringen aus seiner Stellung hätte verdrängen können, und der Sieg bei Czaslau (17. Mai 1742), den er mit Verlust seiner Reiterei erkaufte, hatte doch nur die Folge, ihn in dem Besitze Schlesiens zu sichern, worauf zu Breslau (11. Juni) und Berlin (28. Juli) ein Friede geschlossen ward, worin Maria Theresia Schlesien und Glaz, mit Ausschluss des Fürstenthums Teschen und einiger oberschlesischen Bezirke, abtrat, Friedrich aber seinem Bündniss mit Frankreich und Bayern entsagte. Auch Sachsen trat jetzt von diesem Bündniss zurück und machte seinen Frieden mit Oesterreich (23. und 28. Juli). Wie sich so die Reihen der Gegner Oesterreichs gelichtet hatten, so waren auf der andern Seite die Reihen seiner Verbündeten verstärkt worden. In England hatte die Sympathie der Nation für Oesterreich und Maria Theresia einen Ministerwechsel erzwungen, dessen Folgen ein kriegerisches Auftreten in den Niederlanden und die durch englischen Einfluss bewirkte Erklärung Sardiniens zu Gunsten Oesterreichs (1. Febr. 1742) waren.

In Folge aller dieser Verhältnisse und Vorgänge kam namentlich die französische Besatzung in Prag in eine missliche, fast hoff-

nungslose Lage. Eine gerechte Nemesis wollte, dass derselbe Marschall Belleisle, dessen persönlicher Ehrgeiz hauptsächlich der Kriegspartei in dem Rathe des französischen Königs die Oberhand verschafft hatte, an der Spitze dieser Besatzung stand und sich jetzt herbeilassen musste, nachgiebige Vorschläge zur Rettung derselben an Oesterreich zu machen und diese verworfen sah. Schon hatte Broglie einen Theil der Besatzung herausgeführt; aber der Versuch, dieses Corps aufzunehmen und mit ihm vereint wieder die Oberhand in dortigen Gegenden zu gewinnen, ein Versuch, zu dessen Durchführung Maillebois in Eilmärschen von den Grenzen der Niederlande nach der Oberpfalz rückte, und sich hier mit dem Grafen Moritz von Sachsen und mit Seckendorf vereinigte, ward durch den Herzog von Lothringen verhindert. Broglie's Truppen mussten nach Prag zurück und nur ihm selbst gelang es, sich zu Maillebois zu retten. Zuletzt musste es Belleisle noch als ein Glück und einen Ruhm betrachten, dass es ihm gelang, im strengsten Winter und unter der Decke der Nacht (17. Dec. 1742) den noch rüstigen Theil der Besatzung unbemerkt aus Prag zu retten und glücklich nach Eger und von da in die Heimath zu führen. Auch den Kranken und Verwundeten, die er zurückgelassen, ward, auf die Drohung, Prag in Brand stecken zu wollen, freier Abzug bewilligt. Böhmen aber war von den Feinden gesäubert und Maria Theresia ward (12. Mai 1743) zu Prag gekrönt.

Wie bitter die Gefühle sein mochten, mit denen der im Glücke so übermächtige Belleisle in jener Decembernacht aus der Hauptstadt Böhmens abzog, sie wurden doch durch die Aussicht gemildert, seine Truppen der Gefangenschaft zu entziehen und der Heimath wiederzugeben, und die glückliche Durchführung seines Zuges ward ihm zum Verdienst gerechnet. Tiefer vielleicht, als bei diesem Unternehmen, war seine Kränkung, als er 1744, in mehr diplomatischen Aufträgen nach Deutschland zurückgekehrt, in Elbingerode, wo er als Reisender übernachtete, von einem hannöverschen Amtmann verhaftet ward und nun ein Jahr als Gefangener in England verbringen musste. 1746 befehligte er in Italien, verlor aber hier seinen tapfern Bruder, der meist an seiner Seite gefochten hatte, bei Exiles. Nach dem Kriege ward er zum Kriegsminister ernannt, als welcher er noch den Kummer erlebte, seinen einzigen Sohn bei Crefeld fallen zu sehen. Die Feldherrnlorbeeren, soweit sie auch in dem österreichischen Erbfolgekriege auf französischer Seite erworben wurden, waren nicht dem Belleisle, waren keinem Franzosen, sondern dem Marschall von Sachsen zu Theil geworden.

— 1745 n. Chr. —



Schlacht bei Hohenfriedberg.

Gez. v. Camphausen.

Schlacht bei Hohenfriedberg.

(1745 n. Chr.)

Ein Kampf, der sich bereits zur Entscheidung gewendet hat. Durchbrochen sind die Reihen des Fussvolks, das in wilder Flucht seine Rettung sucht und von den jubelnden Reitern verfolgt wird, welche reiche Beute, Fahnen und Gefangene in Menge einbringen werden. Eins ist es doch, was hier schwer auf's Herz fällt: dass es Krieger desselben Volkes sind, die sich so bekämpfen und die sich wegen blosser Gebietsfragen einander feindlich entgegengeführt werden!

Oesterreichs Glück war sich seit der Räumung Prags durch die Franzosen im Ganzen gleich geblieben. Noch einmal hatte es Bayern erobert und Reichstruppen und Franzosen aus dessen Grenzen vertrieben. Die pragmatische Armee, wie man das Heer nannte, welches England und Holland in den Niederlanden zum Schutze der pragmatischen Sanction sammelte, hatte, geführt von Lord Stair und ermuntert durch die eigne Gegenwart König Georgs II., bei Dettingen die Franzosen geschlagen (27. Juni 1743). Von ihr im Rücken gedeckt, würde Lothringen schon damals den Krieg nach Frankreich verpflanzt haben, wenn das Zusammenwirken der Verbündeten so innig, ihre Einsicht so im Einklang, ihr Eifer so gleichartig gewesen wäre, wie einst in den Tagen Marlboroughs und Eugens. Dies war auf keiner Seite der Fall, und als endlich Lothringen und Traun in der That, nach einem geschickt berechneten Rheinübergang, in den Elsass und gegen Lothringen eindrangen, wurden sie plötzlich abberufen, um auf ganz anderer Seite dem gefährlichsten Gegner entgegenzutreten.

Je günstiger die Erfolge Oesterreichs sich stellten, desto ernstlicher und natürlicher wurden die Besorgnisse Friedrichs II. um seine schlesischen Erwerbungen, ja um die Sicherheit seiner ganzen Stellung. Dass Oesterreich Schlesien zurücknehmen werde, sobald es dies könne, dass es wohl auch noch weiter auf Preussens Schwächung ausgehen möge, darüber war er nicht in Zweifel, und deshalb war ihm an einem entschiedenen Uebergewichte Oesterreichs in dem schwebenden Kampfe nichts gelegen. Er schickte einen Vertrauten nach Frankreich, bewog dieses zur jetzt erst offenen Erklärung des Krieges an die Seemächte und Oesterreich und schloss ein geheimes Schutz- und Trutzbündniss mit ihm ab (5. Juni 1744). Nun trat er, unter dem Vorwande, den von ihm mit gewählten Kaiser und die angeblich von Oesterreich bedrohte deutsche Freiheit schützen zu müssen, offen gegen Oesterreich auf (August 1744), zog durch Schlesien, die Lausitz und Sachsen, bei dem man um die Erlaubniss zum Durchzug angefragt, die Antwort aber nicht abgewartet hatte, nach Böhmen, das fast wehrlos war, belagerte und eroberte Prag (17. Sept.), und brachte fast das ganze Land, über dessen Theilung er sich bereits mit Bayern verständigt hatte, in seinen Besitz. Doch auch dies waren nur trügerische und vorübergehende Erfolge. Die Franzosen hatten die Lust verloren, sich nochmals in das innere Deutschland zu wagen, verfolgten weder den zurückeilenden Lothringer, noch bedrohten sie, wie Friedrich erwartet hatte, Hannover, sondern begnügten sich mit der Belagerung Freiburgs. Das Heer des Kaisers bemächtigte sich nochmals Bayerns, ging aber nicht über dessen Grenzen hinaus. Sachsen, um dessen Beitritt sich beide Theile bemüht hatten, und dessen Monarchen Frankreich und Preussen einen Theil von Böhmen, Mähren und dem österreichischen Schlesien, später auch die Kaiserkrone, anboten, woneben sie dem Grafen Brühl die Reichsfürstenwürde und dem Beichtvater Guarini den Cardinalshut in Aussicht stellten, dem dagegen von Oesterreich aus Vergrösserungen auf Kosten Preussens versprochen wurden, war zu erbittert über Preussens Benehmen und vertraute

zu fest auf sein Bündniss mit Russland, als dass es sich nicht auf die österreichische Seite hätte wenden sollen. Es lies 20,000 Mann nach Böhmen rücken, um sich mit den Oesterreichern zu verbinden, deren leichte Truppen unter Batthyany die Verbindungen Friedrichs abschnitten, während der Herzog von Lothringen gegen die Moldau vordrang und die ganze Bevölkerung Böhmens alles that, den Preussen ihre Lage zu erschweren. Friedrich fand unter diesen Umständen doch für gut, erst auf Prag zurückzurücken, dann dieses aufzugeben und endlich einen Rückzug nach Schlesien zu machen, der ihn in schwere Bedrängniss gebracht haben dürfte, wenn seine Gegner ihn nachdrücklicher und einmüthiger verfolgt hätten. Bald wurden die Preussen durch ungarische Insurrectionstruppen unter Esterhazy auch aus dem österreichischen Schlesien verdrängt, dann die Grafschaft Glatz und Oberschlesien, mit Ausnahme der Festungen Kosel und Neisse, von den Oesterreichern besetzt. Doch gelang es im Januar 1745 dem Fürsten Leopold von Dessau, die Oesterreicher ohne ernsten Kampf wieder nach Böhmen zurückzudrängen.

Dies ward für Oesterreich dadurch aufgewogen, dass der Kaiser Karl VII., dem seine Krone nur Drangsale bereitet hatte, starb (20. Jan. 1745), sein Sohn, der neue Kurfürst Max Joseph, weise genug war, zu Füssen seinen Frieden mit Oesterreich zu machen (22. April), die von Friedrich gegründete Union zerfiel und bei der Kaiserwahl kein Gegencandidat gegen den Gemahl der Maria Theresia aufzustellen war. Jetzt rückte denn auch das österreichische Hauptheer, durch die Sachsen verstärkt, in Schlesien ein (Mai 1745), zu dessen Vertheidigung der König 60 — 70,000 Mann vereinigt hatte. Abermals rettete ihn ein Sieg. Als die Oesterreicher und Sachsen sich, gegen 75,000 Mann stark, von Hohenfriedberg gegen Striegau aufstellten, glaubten sie den bei Jauernick lagernden König im vollen Rückzug begriffen, und unterliessen alle Vorsichtsmassregeln. Friedrich aber hatte sich bei dem Anblick der Feinde nur näher an Striegau gezogen und griff mit der ersten Morgendämmerung des 4. Juni die Sachsen, welche den linken Flügel bildeten, an. Dem Gesammtheer seiner Gegner stand Friedrich an Truppenzahl nach; den Sachsen allein war er weit überlegen und trotz ihres tapfern Widerstandes wurden sie geworfen, zuletzt in völlige Flucht gedrängt, ehe die österreichische Reiterei noch gesattelt hatte. Ein während des Treffens ausgesprengtes falsches Gerücht, dass der König befohlen habe, keinem Sachsen Pardon zu geben, hatte die grausame Niedermetzelung eines ganzen Bataillons Grenadiere zur Folge, und der dadurch ezeugte Hass hat sich noch 12 Jahre später bei Collin Luft gemacht. Die nunmehr angegriffenen Oesterreicher leisteten lange Widerstand. Als aber die Reiterei geschlagen, das Fussvolk durch blutigen Kampf erschüttert war und nun der General Gessler an der Spitze des Regimentes Baireuth, dem die übrige Reiterei folgte, zwischen dem preussischen Fussvolke plötzlich auf das österreichische stürzte, wurden binnen einer Stunde zwanzig Bataillone gesprengt, 67 Fahnen genommen, der Sieg für die Preussen entschieden.

— 1745 n. Chr. —



Der alte Dessauer bei Kesselsdorf.

Gez. v. Camphausen.

Die Schlacht bei Kesselsdorf.

(1745 n. Chr.)

In langen Reihen steht ein kriegsgeübtes Heer, seine Führer voran, des Befehls gewärtig. Dass dieser nicht bloss einer friedlichen Uebung gelten werde, dass diese Truppen, wie ruhig auch ihre Haltung erscheinen möge, nicht zur Parade hier stehen, dafür spricht die ernst ja eifrig bewegte Miene jenes Befehlshabers, der mit entblösstem Haupte ein Stossgebet zu höhern Mächten zu richten scheint.

Nach dem Siege bei Hohenfriedberg waren wieder mancherlei Unterhandlungen gepflogen worden. England hatte sich zu einem geheimen Vertrage herbeigelassen (26. August), wonach der Friede zwischen Oesterreich und Preussen auf Grund des Breslauer geschlossen, folglich Schlesien den Preussen gesichert bleiben sollte. Maria Theresia aber, jetzt, seit dem 13. September 1745, Kaiserin, wollte nochmals die Entscheidung durch die Waffen versuchen. Friedrich brach nun von Neuem in Böhmen ein, fand aber auch diesmal hier keinen sichern Boden, kam vielmehr bald in eine sehr gefährliche, jedenfalls aussichtslose Lage, indem er sich, um Böhmen nicht gänzlich zu räumen und sich doch einen Rückzugsweg nach Schlesien offen zu halten, in einer misslichen Stellung lagerte, wo ihm die Bewegungen des Feindes verborgen blieben, und sein Heer immer dichter von den leichten Truppen des Feindes eingeengt und durch tägliche Gefechte geschwächt wurde. Unentschlossenheit auf Seiten der Gegner liess ihn jedoch auch in dieser Lage längere Zeit ohne ernstere Bedrohung, und auch als man sich endlich zum Angriff entschloss, erfolgte dieser doch nicht mit der Raschheit und Energie, deren Anwendung wahrscheinlich dem preussischen Heere den Untergang bereitet haben würde. Der durch den Angriff überraschte König bewährte in jenen kritischen Augenblicken viel Geistesgegenwart und Scharfblick, und die Tapferkeit seiner Truppen erfocht, bei Sorr (30. September), nochmals einen entschiedenen Sieg, der wenigstens den Rückzug des Königs nach Schlesien sicherte.

Die Besorgniss, auch hier noch im Winter angegriffen zu werden, bestimmte ihn zu einem Angriff auf Sachsen, der dieser Absicht seiner Gegner zuvorkommen sollte und der in der That dem Kriege ein Ende machte. Schon bei seinem Einfalle in Böhmen hatte er dem Fürsten Leopold von Dessau ein Beobachtungscorps vertraut, das in der Gegend von Halle stand und nach Sachsen gerichtet war, später auch noch verstärkt ward. Jetzt liess er dasselbe, das schon in die Winterquartiere verlegt war, rasch zusammenziehen, und beauftragte den Fürsten, mit demselben nach Dresden zu rücken, wo der König mit dem schlesischen Heere, nachdem er die Oesterreicher zurückgeworfen haben würde, mit ihm zusammentreffen wollte. Der Feldherr, welchem Friedrich diese Aufgabe vertraute, war jener hochbetagte Veteran, der, am 3. Juli 1676 geboren, schon 1695 der Belagerung von Namur beigewohnt, seine frühen Lorbeern an der Seite Marlboroughs und Eugens, bei Höchstädt namentlich und Turin, erfochten hatte, dann unter Friedrich Wilhelm I. die eigentliche Seele der militärischen Ausbildung des preussischen Heeres und der treueste Freund und Rathgeber des Königs gewesen war und für alle Zeiten den Namen des alten Dessauers behalten wird. Ein Mann der alten Zeit, durch die Jahre, trotz seines einst unbändigen Jugendfeuers und seiner unverwüstlichen Kraft, bedächtiger geworden, und mit dem ganzen Winterfeldzuge, den er für unnöthig hielt, nicht einverstanden, verfuhr Leopold anfangs mit einer Langsamkeit, welche die Geduld des Königs schwer auf die Probe stellte. Dieser hatte inzwischen die Vorhut der Sachsen bei Hennersdorf überfallen

und nach dem tapfersten Widerstande, der, nach dem eignen Zeugniss des Königs, erfolgreich gewesen sein dürfte, wenn die in der Nähe stehenden Oesterreicher zu Hilfe gekommen wären, geworfen. Die Oesterreicher gingen aber, als sie den König zwischen sich und den Sachsen sahen, wieder nach Böhmen und nur das bei den Sachsen stehende Grünnesche Corps zog sich mit diesen gegen Dresden zurück. Friedrich bot jetzt Sachsen einen Separatfrieden an. Man konnte sich aber nicht vereinigen, und August III. ging nach Prag. Jetzt beeilte sich auch Fürst Leopold, nachdem er vom Könige dringende, selbst bittere Mahnungen empfangen hatte und besetzte am 12. December Meissen, wo General Lehwald zu ihm stiess. Die Sachsen, unter ihrem Feldmarschall Rutowski, hatten sich in eine feste Stellung bei Kesselsdorf zurückgezogen, und erwarteten hier das österreichische Hauptheer von Böhmen. Gegen diese Stellung rückte Leopold, ohne sich viel darum zu kümmern, dass ihm so eben (13. December) der tapfere Sibilski bei Zehren zwei Reiterregimenter seiner Nachhut zersprengt hatte, mit 33,000 Mann an. Die Nacht vor der Schlacht lagerten die Truppen unter freiem Himmel. Am Morgen des 15. zog Leopold über Wilsdruff auf Dresden zu, wo am 14. der Herzog Karl von Lothringen mit dem österreichischen Hauptheer eingetroffen war, wie auf der andern Seite in derselben Nacht Friedrich II. mit seinem Heere bis Meissen vorrückte.

Nachdem der Fürst die Stellung seiner Gegner besichtigt, liess er die Truppen sich in drei Treffen zur Schlacht ordnen, was unter dem Donner der sächsischen Geschütze und preussischer Seits unter den Klängen des Dessauer Marsches erfolgte. Leopold stellte sich an die Spitze dreier Grenadierbataillons, die von drei Bataillons seines Regiments unterstützt wurden, und soll hier ein ähnliches Gebet zum Himmel gerichtet haben, wie einst Graf Spork bei St. Gotthard: „Lieber Gott, steh mir heute gnädig bei, oder willst Du mir diesmal nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Feinde nicht, sondern sieh wie's kommt.“ Dann führte er mit seinem gewohnten: „In Gottes Namen Marsch.“ zum Angriff auf Kesselsdorf. Zweimal wurde dieser Angriff abgeschlagen. Als sich aber zuletzt die Sachsen, eine Verwirrung des Feindes bemerkend, wider den Befehl ihres Führers, zur Verfolgung verleiten liessen, befahl Leopold einen plötzlichen Reiterangriff, dem er sofort mit dem ganzen Fussvolk des rechten Flügels folgte und nun in der That den Schlüssel der feindlichen Stellung nahm. Allmälig entschied sich der Sieg auf allen Punkten. Am 17. beritt der König mit Leopold das Schlachtfeld und unterliess nicht, ihm seine Dankbarkeit und Achtung zu bezeigen, und gewiss war es ein seltenes Glück für den greisen Krieger, dass er seine Laufbahn mit einem so glänzenden und so entscheidenden Siege beschliessen konnte. Am 18. zog der König in Dresden ein, von wo die Oesterreicher mit den Trümmern des sächsischen Heeres gegen Böhmen abzogen. Auch Oesterreich gab jetzt nach und am 25. December 1745 wurden die Dresdner Friedensschlüsse mit Sachsen und Oesterreich abgeschlossen, der mit Oesterreich auf den Grund des Breslauer Friedens, unter Anerkennung Kaiser Franz I. von Seiten Preussens.

— 1753 n. Chr. —



Friedrich II. besucht die Fabriken.

Gez. v. Ad. Menzel.

Friedrich II. besucht die Fabriken.

(1753 n. Chr.)

Den wir im Prunke des Hofes, im Feldlager, im ländlichen Genusse der Freuden einer hochgebildeten Geselligkeit, dann wieder zu Kampf und Sieg ziehend, als Feldherrn, als Eroberer erblickten, er tritt uns jetzt entgegen, wie er als sorgsamer Regent die Pflanzstätten aufkeimender Gewerbsamkeit besucht und seine Theilnahme an den friedlichen Werken des schaffenden Bürgerthums darlegt. Während aber der Fabrikherr, dessen Arbeitssäle der König besucht, die prächtigen Stoffe ausbreitet, die den Blick des Beschauers blenden und fesseln sollen und der den König begleitende militärische Hofmann den gleichgiltigen Blick von einem ihn wenig interessirenden Schauspiel abwendet, richtet sich der König an eine Arbeiterin, und sucht sich sichtbar, mit dem eingehenden Scharfblick, der ihm überall eigen ist, über das Einzelne des Geschäfts zu unterrichten. Vielleicht auch, hoffen wir es, dass er nach der Lage der Arbeiter fragt, deren Hände in diesem Geschäft der Intelligenz und der Capitalkraft des Unternehmers dienen.

Für Friedrich II. war es allerdings die liebste und wichtigste Aufgabe seines Regentenlebens, seinen Staat auf eine Stufe zu heben und darauf zu behaupten, wo derselbe sich mit den Grossmächten Europa's messen könne. Diese Aufgabe hat er in Krieg und Frieden unverrücklich im Auge gehabt, diplomatische Kunst, staatsmännische Ausdauer und, da nöthig, den Geist und Muth des Feldherrn dafür verwendet. Ungemessene Eroberungssucht lag aber jenem Streben nicht zu Grunde; vielmehr wollte er nur das Nöthige erreichen und strebte nicht über dessen Grenzen hinaus. Ebenso blieb er wohl sein Lebelang ein Freund des Militärwesens und beschäftigte sich mit Vorliebe damit; aber dieselbe eifrige Sorgfalt, die er hier auch auf das Einzelne verwendete, dasselbe Streben, überall selbst sehen und urtheilen und alles so gestalten und ordnen zu wollen, wie er für recht und gut hielt, bethätigte er auch in jedem Zweige der bürgerlichen Verwaltung des Landes. Was im Grossen und Ganzen seiner Auffassung seiner eignen Regentenstellung und mancher noch in der Zeit erhaltenen aber absterbenden Richtungen nachzurühmen ist, dass er über seiner Zeit stand und sie vorwärts hob, das kann nicht in Betreff jedes einzelnen Zweiges der Verwaltung behauptet werden. Sein Regiment entsprach schon im Allgemeinen nicht allen Lehrsätzen, die er als Schriftsteller aussprach; sein absoluter Wille duldete keinerlei Widerstand, und er konnte sehr streng, ja hart sein gegen die Einzelnen, sowie sehr rücksichtslos, wo auch grössere Graze mit seinem Interesse in Conflict kamen. Auch sind die Anstalten und Massregeln, durch welche er die Bevölkerung und den Wohlstand seines Landes zu heben suchte, ganz in dem Sinne des damals herrschenden, aber noch in seiner Zeit wissenschaftlich überwundenen Mercantilsystems gefasst gewesen, und haben die nothwendigen Früchte dieses Systems in der Grundlegung zu der Massenarmuth der späteren Zeiten hinterlassen. Bei der hohen geistigen Begabung, dem seltenen Scharfblick, der grossen Menschenkenntniss, die er besass, ist es nicht zu verwundern, wenn er dem eignen Urtheil auch wohl mehr traute, als gut war und das hat in manchen Fällen zu nachtheiligen Massregeln, auch wohl zu Ungerechtigkeiten geführt. Das aber muss ihm zugestanden werden, dass er, auch wo er irrte und fehlte, im Rechte zu sein, seiner Pflicht zu folgen glaubte und ein sehr reges und wandelloses Gefühl dieser Pflicht hatte. Was an dem allgemeinen Character seines strengen und absoluten Regimentes misfällig hervortritt, sagte ihm selbst nicht zu, erschien ihm aber doch als eine Nothwendigkeit unter seinen Verhältnisen und wie die Menschen nun einmal waren, wie der Staat

sich einmal gebildet hatte, mit dem er zu thun hatte. Und wenn er anscheinend theilnahmslos vieler Menschen Glück oder Leben einem Staatszwecke opferte, dessen Bedeutung vielleicht wenigen klar war, so geschah es doch nur, weil er selbst diesen Staatszweck für ein jeder andern Rücksicht überlegenes Interesse des Ganzen ansah.

Was speciell die Fürsorge Friedrichs für die Industrie anlangt, so hatte er sich schon als Kronprinz dafür interessirt und sich, zur Gewinnung der nöthigen Einsicht in diese Beziehungen, an Johann Ernst Gotzkowsky gewendet, der, aus Konitz in Mähren gebürtig, in Dresden erzogen, in Berlin eine Modehandlung errichtet hatte. Gleich nach seiner Thronbesteigung liess er ihn wiederkommen und forderte ihn auf, möglichst viele geschickte und fleissige Ouvriers in das Land zu ziehen. Auch errichtete er sofort ein Departement für die Manufactur und Commerziensachen. Die vorhandenen oder neu entstehenden Fabrikunternehmungen unterstützte er durch Vorschüsse, Monopole, Einkäufe von Seiten des Staats und ähnliche Mittel. Die verschiedenen Industriezweige pflegte er im Ganzen gleichmässig und wollte ebenso den Luxus, wie das kleine Bedürfniss, ebenso die grossen Städte, wie die kleinen Landorte und Dörfer bedacht wissen. Persönlich interessirte er sich aber vorzüglich für die Seidenmanufactur, und in diesem Interesse gründete Gotzkowsky's Schwiegervater, Blum, 1743 eine Sammetfabrik in Berlin und übernahm Gotzkowsky selbst die Seidenfabrik in der Friedrichstadt, welche 1500 Arbeiter beschäftigte. An diese hat der Künstler gedacht, als er uns den Besuch des Königs in einer Fabrik vorführte.

Gotzkowsky, der im Laufe des siebenjährigen Krieges auch die Porzellanmanufactur in Preussen einführte, auf welche der König, der 1763 die von Gotzkowsky drei Jahr vorher errichtete Porzellanfabrik in Berlin übernommen hatte, späterhin seine Vorliebe übertrug, war ein echter Patriot, wie er auch bei der Einnahme Berlins durch die Russen und Oesterreicher bewies, und ein edelsinniger Mensch, wie Leipzig, für das er sich im siebenjahrigen Kriege so warm verwendete, zu rühmen weiss, hat aber im spätern Leben Unglück gehabt und den Geschäften entsagen müssen. Er starb 1775. — Der Begleiter des Königs auf unserm Bilde ist jener General Hans Karl v. Winterfeld, der ein besonderer Liebling des Königs und ein vielbegabter, allerdings aber ehrgeiziger und übergreifender Mann war und am 7. Sept. 1757 am Holzberge bei Moys die Todeswunde erhielt, an der er folgenden Tages verschieden ist.

— 1750 n. Chr. —



Friedrich II. und Voltaire.

Gez. v. Camphausen.

Friedrich II. und Voltaire.

(1750 n. Chr.)

In einem freundlichen Haine, in der Nähe eines stattlichen Prachtbaues, sitzt auf einfacher Gartenbank, das treue Windspiel zur Seite, ein fürstlicher Herr in einfacher militairischer Tracht, und hört mit empfänglichem Antheil dem Manne zu, der in dem Galakleide des Hofmanns und mit Geberde und Haltung der begeisterten Emphase ihm mehr vorträgt, als vorliest. Eine schöne Stunde, wo alle Sorgen und Strebungen des bewegten Lebens über der unbefangenen Freude an dem Schönen, über dem achtsamen Aufmerken auf den Geist und seine Schöpfungen vergessen werden. Und die Männer, die hier sich in solchem Cultus des Geistes vereinigt finden, sind Persönlichkeiten, von denen vielfach die Zeit, in der sie lebten, ihr Gepräge entnommen hat.

Nicht immer sollte ihr Verhältniss so rein und so ungetrübt sein. Friedrich II. hatte wohl Niemand so bewundert, wie Voltaire, mit Niemand in gleicher Weise sympathisirt. Schon als Prinz hatte er ihm seine Klagen, seine Wünsche und Hoffnungen, seine Versuche vertraut, und von dem geschmeichelten Dichter nicht minder schmeichelnde Aufmunterungen erfahren. Seit er den Thron bestiegen, hatte er vielfache Einladungen an den gefeiertsten Dichter der Zeit ergehen lassen, seinen Wohnsitz an die Ufer der Spree zu verlegen und dort, in den glänzendsten Verhältnissen und unter dem Schutze eines seine kühnsten Meinungen theilenden Monarchen ganz seinem Genius zu leben. So lange Paris ihm gleichen Weihrauch streute, Niemand ihm dort den ersten Rang unter den Glanzsternen der Geisteswelt streitig machte, dachte Voltaire nicht daran, sich aus seiner heimischen Sphäre zu entfernen. Zwar war er schon 1740 zu einem kurzen Besuche und dann wieder im Laufe des östreichischen Erbfolgekrieges (1743) in Berlin gewesen, jedoch auch das zweite Mal nur zu vorübergehendem Aufenthalte, in einer vertrauten diplomatischen Mission, mit der er allerdings nicht von dem französischen Staate, wohl aber von einer damals einflussreichen Persönlichkeit, der Herzogin von Chateauroux, beauftragt worden war. Es war das eine wundersame Zusammenkunft gewesen. Wie es nicht selten eine Schwachheit grosser Geister ist, den meisten Werth auf solche Dinge zu legen, die nicht ihren wahren Beruf bilden, so hätte auch Voltaire seinen Schriftstellerruhm willig mit dem Rufe und den Erfolgen eines Diplomaten vertauscht, während Friedrich für Bewunderung seiner sehr mittelmässigen französischen Verse dankbarer war, als für die seiner Leistungen als Feldherr und Staatsmann. Voltaire sollte Friedrich bestimmen, von Neuem gegen Oestreich unter die Waffen zu treten. Aber wenn er dem König von Politik sprach, so lenkte dieser das Gespräch auf Aesthetik, und wenn Voltaire dem König einen Aufsatz über die Lage Europas vorlegte, so bekam er ihn mit an den Rand gekritzelten Versen zurück. Wenn Friedrich in der That die Waffen von Neuem ergriff, so war es doch nicht Voltaire's Einfluss gewesen, der ihn bestimmt hatte.

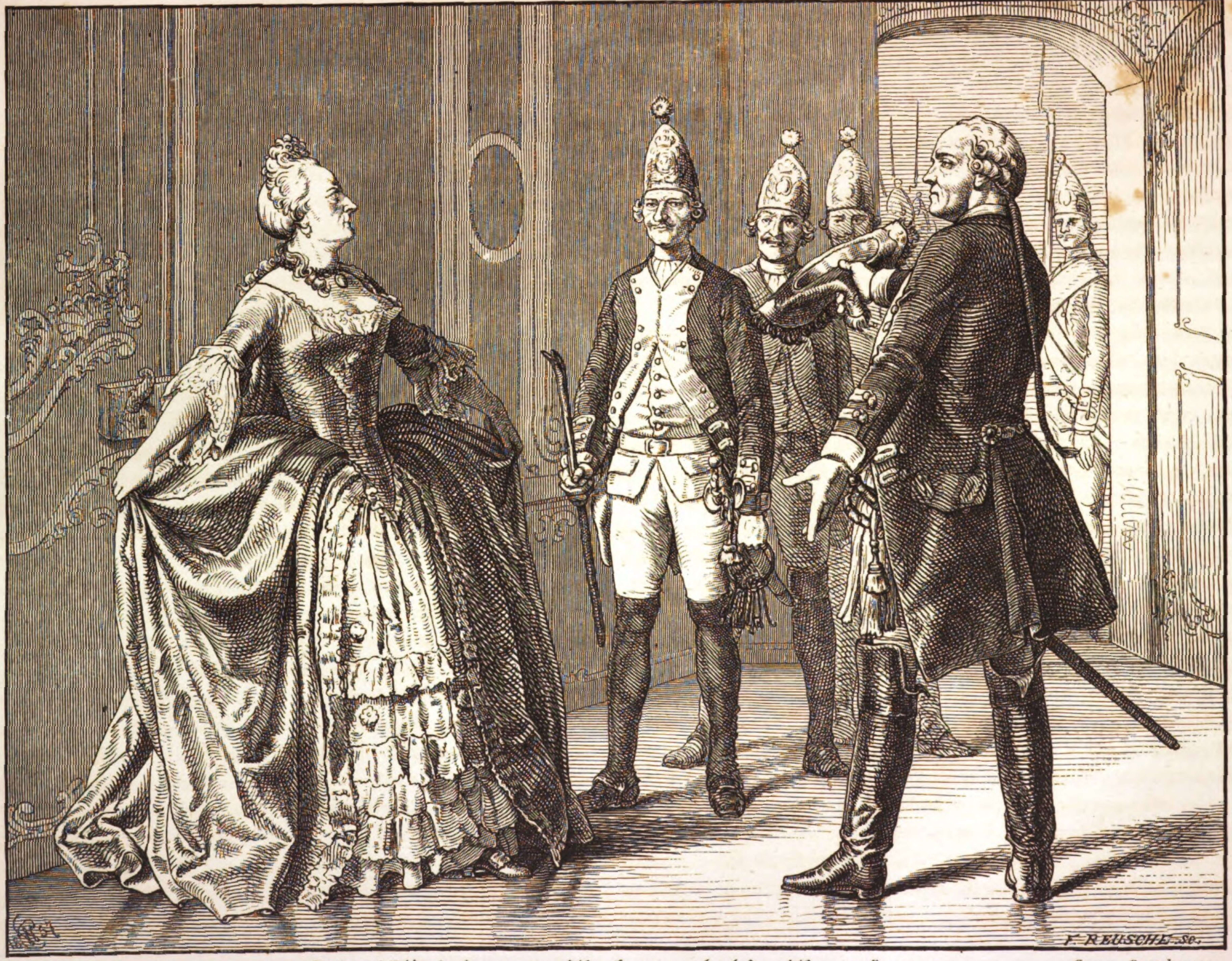
Hatten nun auch die beiden Freunde, Jeder hinter des Anderen Rücken, über einander gelacht und gespottet, so that doch das verfehlte Zusammentreffen ihrer Freundschaft keinen Eintrag, und Voltaire wusste, dass er in Berlin stets mit offenen Armen empfangen werden würde. Beweglichkeit ist ein Grundzug des Franzosen und leicht wird er es müde, stets denselben Mann zu bewundern. Auch Voltaire erfuhr das. Die pariser Modewelt und der Hof von Versailles stellten ihm Nebenbuhler entgegen, denen er weit überlegen war und die sie doch eine Zeit lang ihm vorzogen. Nach wiederholten vergeblichen Bemühungen, die Intrigue zu besiegen, lieh er den Einladungen Friedrichs ein

williges Ohr. Der König vergass seine gewohnte Kargheit über der Aussicht, den gefeiertsten Namen des literarischen Frankreichs für seinen Hof zu gewinnen. Als jedoch der eitle und habgierige Franzose auch mit den glänzendsten Anerbietungen noch nicht zufrieden war und verdoppelte Reisegelder verlangte, weil seine Nichte ihn begleiten würde, antwortete Friedrich trocken, dass er die Ehre der Gesellschaft der Dame nicht verlangt habe, und als Voltaire darüber wüthete, ergriff der König das kluge Mittel, sich gleichgiltig zu stellen, und den Schein anzunehmen, als wolle auch er sich einem jüngeren Nebenbuhler Voltaire's zuneigen. Dies brachte Voltaire 1750 nach Potsdam, wo er zum Kammerherrn ernannt, mit einem Orden geschmückt und mit einem Gehalte von 5000 Thalern ausgestattet ward, woneben ihm prächtige Gemächer in dem königlichen Schlosse, freie Tafel und Equipage zugesichert wurden.

Friedrich behandelte ihn im Anfang mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit und schien stolz darauf zu sein, sich den Besitzer Voltaire's nennen zu können. Indess die Freude dauerte nicht lange, und bald bemerkte Voltaire, dass auch dieser Boden sein Schlüpfriges habe. Der grosse König hatte die Untugend, sich daran zu ergötzen, wenn er seinen Umgebungen durch seine Sarkasmen wehe thun konnte, oder wenn sie sich unter einander stritten und verletzten. Dabei verachtete er Den, der sich nicht wehrte und nicht wiedervergalt, und zürnte doch Jedem, der gegen ihn selbst so verfuhr. Auch erwachte seine Sparsamkeit wieder, und er fing in demselben Maase an, zu knausern, wie Voltaire immer gieriger um sich griff. Voltaire liess sich in zweideutige Börsenspeculationen ein, und das gab Anlass zu Vorwürfen und Streit. Der König schickte seinem literarischen Freunde eine Masse seiner Verse zum Ausfeilen zu und erfuhr, dass Voltaire ausgerufen habe: „Sieh welche Masse seiner schmutzigen Leinwand der König mir zu waschen geschickt hat.“ Endlich brachte eine Satyre, welche Voltaire auf den Präsidenten der berliner Akademie, Maupertuis, verfasst hatte, die Sache zum Ausbruch. Der König hatte sich höchlich an dieser Satyre ergötzt, wollte aber nicht, dass sie gedruckt würde. Voltaire versprach das auch, aber gleichwohl ward sie gedruckt. Erzürnt befahl der König, dass die Schrift durch den gemeinen Henker verbrannt werde, und Voltaire schickte ihm alle empfangenen Gnadenbeweise zurück. Zwar kam auch jetzt noch eine formelle Aussöhnung zu Stande; aber beide fühlten, dass ihr Verhältniss nicht bestehen könne, und trennten sich mit kalter Höflichkeit und das Herz voll Grolles. Nun hatte Voltaire, jedenfalls aus Versehen, einen Band der Gedichte des Königs mitgenommen, und Friedrich liess ihn deshalb in Frankfurt verhaften, wobei ihm von den preussischen Agenten übel mitgespielt worden sein soll, und so hatte sich das Band zwischen in so vielen Anschauungen und Richtungen verwandten Geistern in Feindschaft gelöst.

Eine Zeit lang grollte Voltaire, der jetzt seinen Wohnsitz in Ferney bei Genf nahm und hier erst die volle Höhe seiner zerstörenden Wirksamkeit erreichte, in der That fort und sah nicht ohne rachsüchtige Freude das Ungewitter des Siebenjährigen Krieges sich über dem Haupte Friedrichs zusammenziehen. Ernstlich konnte er jedoch den Sturz des gekrönten Philosophen nicht wünschen, und auch Friedrich sehnte sich in seinen Bedrängnissen nach dem Mitgefühl von Freunden. Im Laufe des Krieges näherten sich daher beide Theile wieder, wenn auch in ihren Briefen Vorwürfe mit Freundschaftsbezeigungen wechselten. Zuletzt soll Voltaire den Gedanken, sich durch Rettung Friedrichs auf die edelste Weise an ihm zu rächen, erfasst und seinen Einfluss auf französische Grosse zu Friedrichs Gunsten benutzt haben. Wieviel er wirklich dazu beigetragen, dass die Kriegführung der Franzosen immer lässiger ward, muss freilich dahingestellt bleiben.

— 1756 n. Chr. —



Die Königin von Polen und die Preußen.

Gez. v. Camphausen.

Die Königin von Polen und die Preussen.

(1756 n. Chr.)

Eine stolze fürstliche Matrone steht in gebietender, majestätischer Haltung vor einem Kriegsmanne da, und breitet, wie zum Schutze eines hinter ihr zu verbergenden Gegenstandes, ihre Gewänder aus, während der vor ihr stehende Kriegsmann ihr mit fester Entschiedenheit die Unvermeidlichkeit des Beschlossenen zu erklären scheint, und auf die Grenadiere deutet, die er in das Gemach einer Königin gebracht hat, um zu zeigen, dass man zu jeder Gewalt bereit sei!

Friedrich II. war der Einzige von allen Feinden Oesterreichs, der aus dem österreichischen Erbfolgekriege einen namhaften Gewinn davongetragen hatte, und er hatte ihn, nächst seinen Siegen, dem wiederholten Abfall von seinen Verbündeten zu danken gehabt. Er hatte damit seinen Staat mit einem Male auf eine früher ungeahnte Höhe gehoben, und Preussen stand jetzt als ein neues Mitglied in der Reihe der europäischen Grossmächte da. Natürlich, dass er damit vielfachen Hass und Neid gegen sich aufgeregt hatte, dass die Grossen, an deren Seite Friedrich sich so unerwartet gehoben, nur mit Verdruss den Emporkömmling zum Mitbewerber werden sahen, und dass diejenigen, an deren Seite er zeither gestanden und die er jetzt überflügelt hatte, mit Neid und Missgunst auf seine Erhebung blickten. Ausserdem hatte er durch seinen beissenden Spott, seine scharfe, nichts schonende Zunge die einflussreichsten Persönlichkeiten anderer Staaten schwer verletzt und erbittert. Gerechten Grund zu fortdauerndem Grolle gegen Friedrich besass ohne Zweifel Maria Theresia, und das wiener Cabinet war es auch, von wo unablässig daran gearbeitet wurde, dem preussischen Könige auf allen Seiten Feinde zu erwecken. Mit Russland war die Kaiserin schon am 22. Mai 1746, in geheimen Artikeln eines öffentlichen Bündnisses, übereingekommen, dass, wenn der König von Preussen Oesterreich, Russland und Polen angreifen würde, beide Mächte zur Wiedereroberung Schlesiens zusammenwirken sollten. An Frankreich arbeitete man Jahre lang, und suchte vor Allem einflussreiche Persönlichkeiten zu gewinnen. Der allgemeinen Sage, dass Maria Theresia selbst an die Pompadour geschrieben, ist jedoch in einem erst in jüngster Zeit zu Tage gekommenen vertrauten Briefe der Kaiserin auf das Entschiedenste widersprochen worden. Frankreich ward erst gewonnen, als sich aus den amerikanischen Händeln ein Krieg mit England entspann, und nun Friedrich, nachdem er sich erst vergebens mit Frankreich zu verständigen gesucht, auf die englische Seite trat. Von Frankreich war auch Schweden abhängig. In Dresden kannte man alle diese Bestrebungen, sympathisirte mit ihnen, und förderte die österreichischen Absichten. Zu einem förmlichen Beitritte Sachsens zu der Allianz war es bei Ausbruch des Krieges noch nicht gekommen, ein solcher noch nicht einmal in unmittelbarer Aussicht.

Auch dem Könige von Preussen waren die Bemühungen seiner Gegner nicht unbekannt geblieben, und was gewöhnliche Beobachtung nicht zu entdecken vermochte, davon verschaffte ihm der Verrath bestochener Beamten Oesterreichs und Sachsens Kunde. Schon seit 1753 setzte er sich in kriegerische Verfassung, was wieder auf der anderen Seite vermehrtes Misstrauen, Beschwerden, Gegenmassregeln hervorrief, während die letzteren ihrerseits Friedrichs Verdacht verstärkten. Ueberhaupt wurde seine Besorgniss noch durch manche ihm zukommende falsche, vielleicht geflissentlich falsche Nachricht verstärkt, und gerade in den Augenblicken der Entscheidung verlor er den Faden des Gewebes der gegen ihn betriebenen Unterhandlungen, indem eben in dieser Zeit eine seiner geheimen Quellen entdeckt ward und ebendadurch versiegte. Aber gerade die Ungewissheit pei-

nigte den König, und er beschloss, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Das sah er klar, dass, wenn er das Netz sich völlig zusammenziehen, wenn er seinen Gegnern die Zeit lasse, vollständig gerüstet zu gleicher Zeit über ihn herzufallen, sein Untergang unausweichlich sei und Preussen von der Höhe, die es erklommen, wieder herabsteigen müsse. Ueberzeugter von dem Bevorstehen solcher Gefahr, als die wirkliche Sachlage vielleicht rechtfertigte, brannte er darauf, seinen Gegnern zuvorzukommen, und vor Allem sich in den Besitz von Sachsen zu setzen, das ihm zum Stützpunkt seiner weiteren Unternehmungen werden sollte. In der zweiten Hälfte des Juni berief er Schwerin nach Potsdam und hielt mit ihm, Retzow und seinem Günstling, dem ehrgeizigen Winterfeld, geheime Berathungen. Anfangs widersprachen Schwerin und Retzow und mahnten zum Abwarten, während Winterfeld für sofortigen Angriff war. Als der König jedoch die ihm verrathenen Schriftstücke vorlegte, traten auch Jene zu der letzteren Meinung über, indem sie vielleicht übersahen, wie viel in dem allen blosser Wunsch und Entwurf war, zwischen dem und der Ausführung, in so verwickelten und meist auf Persönlichkeiten beruhenden Verhältnissen, noch so Manches eintreten konnte, während gerade das Losbrechen Preussens die Gegner zwang, den Entwurf zur That werden zu lassen. Selbst Schwerin rief aus: „wenn einmal Krieg geführt werden muss, so lasst uns lieber heute als morgen aufbrechen und das kornreiche Sachsen in Besitz nehmen.“

Winterfeld benutzte eine vorgeschützte Reise nach Karlsbad, um das böhmische Grenzgebirge und die sächsischen Festungen auszukundschaften. In aller Stille wurden die Vorbereitungen zum Kriege getroffen. Der kluge Rath des englischen Gesandten vermochte mit Mühe den König, einen Versuch bei Maria Theresia zu machen, ob vielleicht eine beruhigende Antwort dem Kriege vorbeugen könne. Da aber, wie man erwartet und vielleicht gewünscht hatte, auf Kaunitz' Rath, eine ausweichende Antwort erfolgte, die, auf erneuerte Anfrage, sich immer schroffer gestaltete, wiewohl das Bestehen eines Angriffsbündnisses gegen Preussen auf das bestimmteste in Abrede gestellt ward, so überschritt der König am 28. August 1756, mit 70,000 Mann und 224 Geschützen, in drei Heersäulen die sächsischen Grenzen. Der angegebene Zweck war: Sicherung des Elbstromes und Deckung des Rückens. Dass man jedoch schon damals den weiteren Gedanken hatte, sich des sächsischen Heeres zu bemächtigen, bewiesen die auf Isolirung der einzelnen Garnisonen des letzteren gerichteten Instructionen. Der letztere Plan wurde allerdings zunächst durch die Zusammenziehung der sächsischen Truppen vereitelt, wie diese überhaupt, durch den Zeitverlust, den sie verursachte, nach dem eignen Geständniss des Königs, den ganzen Plan des ersten Feldzugs zunichte machte.

Das Land selbst fiel wehrlos in die Hände des Feindes. Der König August III. begab sich auf den Königstein, von wo er mit Friedrich unterhandelte. Die Königin blieb in Dresden zurück, das von den Preussen besetzt ward. Am 9. September musste Major v. Wangenheim, auf Befehl des Generals v. Wylich, die Schlüssel des Geheimen Archivs fordern, und da die Königin dessen Thüren mit ihrem Petschaft versiegeln liess, so drückte Wangenheim das seine daneben. Am andern Morgen, früh zwischen 5—6 Uhr, erschien er nochmals und verlangte Auslieferung der wiener und petersburger Depeschen. Jede Bitte um Aufschub, um den König von Preussen beschicken zu können, war ebenso vergeblich, wie das Anrufen gesandtschaftlicher Verwendung. Die Königin selbst stellte sich vor die Thüre des Archivs, mit den Worten: „wenn Gewalt gebraucht werden solle, so möge bei ihr begonnen werden.“ Wangenheim erhielt die Weisung von Wylich, sich durch keine persönliche Rücksicht von Oeffnung des Archivs abhalten zu lassen. Nun wich die Königin, wie sie selbst den sofort berufenen Gesandten erklärte, während das Gerücht sie wirklich von der Thüre hinweggetragen werden liess. In den Papieren, deren wichtigste schon zur Fortschaffung verpackt waren, fand Friedrich immerhin nicht soviel, als er suchte, und was er fand, war mit dem Makel erkauft, eine edle Frau, eine Königin und Kaiserstochter insultirt zu haben.

— 1757 n. Chr. —



Schwerin bei Prag.

Gez. v. Beck.

Schwerin bei Prag.

(1757 n. Chr.)

In dem wildbewegten blutigen Schlachtgewühle, das uns bildlich vor Augen geführt wird, zieht doch nur Eine Scene unsre Blicke auf sich: der Heldentod des Führers, der dort vom bäumenden Rosse sinkt und dessen Hand die Fahne entgleitet, die er erfasst hatte, um seinen tapfren Schaaren zum erneuten Angriff zu winken. Schmerzergriffen sehen die Krieger den greisen Führer fallen. Sein Tod aber ist ein schöner, wenn das Bewusstsein des Sieges im Kampfe für König und Vaterland den sterbenden Helden begleitet.

Das von dem Angriffe der Preussen gänzlich unvorbereitet überraschte sächsische Heer war zwar in einer festen Stellung im Hochland der Oberelbe vereinigt worden, ermangelte aber aller Anstalten zu seiner Verpflegung, fand keinen Ausweg, da König August seine neutrale Haltung nicht aufgeben und sein Heer sowenig in die Hände Oesterreichs liefern wollte, wie in die preussischen, und hatte weniger von den Feinden, als von dem Mangel und der Ungunst der Witterung zu leiden. Friedrich begnügte sich, es immer enger einzuschliessen, und die Bewegungen der Oesterreicher zu beobachten, von denen die letzte Hoffnung der Sachsen, die auf Entsatz, noch abhing. Doch auch Oesterreich war noch auf keinen Krieg gerüstet. Zwar war ein Lager bei Collin abgesteckt worden; aber wie Friedrich in Sachsen einbrach, vereinigte es erst 32,000 Mann unter Feldmarschall Brown. 22,000 standen unter dem Fürsten Piccolomini bei Olmütz, wurden aber durch Schwerin im Schach gehalten. Verstärkungen aus Inneröstérreich waren erst in der ersten Hälfte des Octobers zu erwarten. 40,000 Mann lagen in Italien und den Niederlanden. Noch am 16. September hatte Brown keine Munition für seine Geschütze. Er rieth den Sachsen, sich nach Böhmen zurückzuziehen, und nur die bestimmten Befehle der von August III. mit Klagen und Bitten bestürmten Kaiserin vermochten ihn, noch vor dem Eintreffen der erwarteten Verstärkungen, bis Lowositz vorzugehen, um einen Versuch zur Vereinigung mit den Sachsen zu machen.

Dem Preussenkönig blieb diese Bewegung nicht verborgen, wenn er auch nicht glaubte, dass das ganze von Brown befehligte Corps herangerückt sei. Er liess 40,000 Mann zur Bewachung der Sachsen zurück, und rückte mit 24,000 Mann und 100 Geschützen auf die von dichtem Nebel verhüllten Oesterreicher los, die er am 1. October ereilte, während der von ihnen mit den Sachsen verabredete Plan erst auf den 11. berechnet war. Der König setzte sich in guter Stellung fest und liess zunächst seine Reiter angreifen. Nach einem hin- und herwogenden, zuletzt für die Preussen ungünstigen Reitergefechte zerstreute sich der Nebel, und der König, der jetzt eine Uebermacht vor sich sah, beschloss, sich auf Behauptung der eingenommenen Stellung zu beschränken. Ein Angriff der Oesterreicher ward abgeschlagen und nun drangen die Preussen auf das von Kaiserlichen überfüllte Lowositz vor. Die überraschten Oesterreicher konnten sich nicht entwickeln; Lowositz ward in Brand gesteckt und genommen, und Brown entschloss sich zum Rückzug. Die Preussen hatten eher mehr verloren, als ihre Gegner, denn weniger; aber in den Entsetzungsplan war doch eine grosse Störung gekommen, und wenn auch Brown in der Nacht vom 11.—12. October nochmals vorrückte, so scheiterte doch das Unternehmen an Mangel an Uebereinstimmung und Zusammenwirken, und hatte nur die Folge, dass die Sachsen für ihr verlassenes Lager ein noch trostloseres eintauschten. Noch hielten sie sich bis zum 15. October, wo sich das sächsische Heer, 12—14,000 Mann stark, durch Capitulation ergab. Von den 621 Officieren derselben, denen Freiheit der Wahl

gestattet war, traten nur 53, meist aus Preussen gebürtige, in den preussischen Dienst. Die Mannschaften wurden gewaltsam in diesen gepresst, was jedoch dem Könige wenig oder nichts half, da diese Soldaten jede Gelegenheit benutzten, um, einzeln oder in ganzen Schaaren, oft in militairischer Ordnung, mit den Unterofficieren als Führern, zu seinen Feinden oder in deren Gebiete überzutreten, und bald wieder vereint, an der Seite der Oesterreicher oder der Franzosen, mit äusserster Erbitterung wider ihn fochten. Wichtiger war es ihm, dass er Sachsen, dessen Monarch nach Polen abreiste, für den ganzen weiteren Verlauf des Krieges, soweit es nicht zeitweilig von seinen Gegnern besetzt war, wie ein erobertes Land benutzen und ihm Geld und Soldaten abpressen konnte. Dagegen ward allerdings die französische Allianz mit Oesterreich durch die Misshandlung Sachsens befestigt, da die Dauphine eine sächsische Prinzessin war, und der mitten im Frieden erfolgte Angriff gab auch den Reichsgewalten hinlänglichen Grund, Massregeln gegen Friedrich zu betreiben. Freilich zog eben das entschiedene, durch den Vertrag vom 1. Mai 1757 besiegelte Anschliessen Frankreichs an Oesterreich England um so gewisser auf die preussische Seite, und englische Subsidien, wie protestantische Sympathieen, bestimmten einen Theil der mittel- und norddeutschen Fürsten, ihre Truppen zu einer hannöverisch-preussischen Armee stossen zu lassen, welche Friedrich einen Theil seiner Aufgaben abnehmen sollte.

Der König beschloss jetzt, zunächst einen Schlag gegen seinen nächsten und gefährlichsten Feind, gegen Oesterreich, zu versuchen. Nachdem er die Oesterreicher durch allerlei Scheinmassregeln getäuscht und in den Glauben gewiegt hatte, dass er nur vertheidigungsweise agiren wolle, brach er 18.—20. April 1757 mit etwa 70,000 Mann in Böhmen ein, wohin der Herzog von Braunschweig-Bevern von der Lausitz und Schwerin von Schlesien aus, mit gegen 50,000 Mann, gleichfalls drangen. Die Oesterreicher wichen eilends auf Prag zurück, wo der Herzog von Lothringen, mit 61,000 Mann und 178 Geschützen, eine feste Stellung einnahm. Der König liess Keith mit 24,000 Mann zur Beobachtung Prags zurück, vereinigte sich mit Schwerin, und beschloss nun, mit 64,000 Mann und 190 Geschützen die Oesterreicher ohne Verzug anzugreifen, bevor sie die Verstärkungen erhalten hätten, welche Daun heranführte. Am 6. Mai ward die Schlacht bei Prag geschlagen. Der König fand, dass der linke Flügel des Feindes nicht angreifbar sei, und suchte deshalb den rechten Flügel zu umgehen und anzugreifen. Noch war er über den rechten Moment des Angriffs unschlüssig, als Schwerin, ein längeres Zögern gefährlich haltend, mit den Worten: „Frische Eier, gute Eier!“ zu den Truppen des linken Flügels sprengte und früh um 10 Uhr 8 Reiterregimenter und 22 Fussbataillone zum Angriff beorderte. Nach zwei vergeblichen Versuchen gelang es Ziethen, die österreichische Reiterei zu durchbrechen und in die Flucht zu schlagen, worauf aber die preussischen Reiter über Plünderung des Lagers für die weitere Schlacht unbrauchbar wurden. Der Angriff des preussischen Fussvolks wurde von Brown entschieden zurückgeschlagen, Brown selbst aber zum Tode verwundet, und damit das kaiserliche Heer der kräftigen Leitung dieses bewährten Mannes verlustig. Inzwischen suchten Schwerin und Fouqué die preussischen Bataillone wieder zu ordnen, und Schwerin ergriff selbst eine Fahne, um die Truppen nochmals zum Angriff zu führen, als fünf Kartätschenkugeln den greisen Helden todt darniederstreckten. Fouqué war die Hand zerschmettert; fast alle bei dem Angriff betheiligte Stabsofficiere waren todt oder verwundet. Da führte der König selbst die Reserve des linken Flügels heran und warf die Oesterreicher, während der rechte Flügel der Preussen, wo Prinz Heinrich focht, den Taborberg erstürmte. Kämpfend wichen die Oesterreicher nach Prag zurück. Sie hatten über 13,000, die Preussen über 12,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren.

— 1757 n. Chr. —



Friedrich II. nach der Schlacht bei Collin.

Gez. v. Camphausen.

Friedrich II. nach der Schlacht bei Collin.

(1757 n. Chr.)

Eine andere Seite des Krieges eröffnet sich. Wohl ziehen die Krieger eilends dahin, aber nicht vom siegreichen Schlachtfelde kommen sie her, nicht stürmen sie vor, geschlagenen Feinden den letzten vernichtenden Stoss zu geben. Noch halten diese Schaaren die Ordnung der Reihen fest und in den Mienen der Tapfern drückt sich noch immer die Zuversicht aus, dass niemand sie ungestraft angreifen werde. Den Führern aber, wie sie, den verwundeten Arm im Bunde, mit den Gliedern dahinschreiten, oder in ernster Berathung zusammenstehen, merkt sich wohl an, dass sie sich schwieriger Lage bewusst sind, und vor allem in dem Antlitz des gebeugten Helden, der dort, an der Seite der ländlichen Hütte, auf dem Röhrtrog sitzt und mit dem Stabe im Sande malt, nicht der ihm nahen Getreuen, nicht der vorüberziehenden Truppen achtend, spricht sich die wehmüthige Betrachtung über den Wechsel der irdischen Dinge aus. Er hat Momente erlebt, die ihn um Jahre gealtert haben.

Den Unbestand des Glückes sollte auch Friedrich, noch am Beginn des so glänzend und hoffnungsreich, mit Eroberung eines Landes und zwei Siegen eröffneten Krieges erfahren. Die Schlacht von Prag, welche ein österreichisches Heer theils vernichtete, theils in die Mauern einer kaum lange haltbaren Stadt schloss, hatte so tiefe Bestürzung in Oesterreich erregt, dass man in Wien bereits an Rettung der Archive dachte. Und in der That möchte ein halbes Jahrhundert später ein Feldherr von Friedrichs Range sich nicht mit Prag aufgehalten haben, sondern entschlossen auf den Punkt der Entscheidung, — was freilich zuletzt auch Wien nicht war — losgerückt sein. Friedrich hielt es indessen für unumgänglich, zunächst Prag und das darin in der Stärke von 50,000 Mann befindliche Heer in seine Gewalt zu bekommen, und begann die Belagerung. Noch aber fehlte es an schwerem Geschütz dazu, sowie auch zur Einschliessung eines so ausgedehnten Platzes die preussischen Truppen, die auch Daun zu beobachten hatten, kaum ausreichen wollten. Indess der König that, was er konnte, ein Ausbrechen der kaiserlichen Truppen, die sich inzwischen in kleinen Ausfällen versuchten, zu verhüten, und als allmälig das Belagerungsgeschütz angelangt war, begann am 29. Mai die Beschiessung. Theils aber waren die 58 Geschütze für das steinerne Prag nicht ausreichend, wenn sie auch gegen 900 Häuser ganz oder theilweise zerstörten; theils war die Munition, zu deren Gusse der sparsame Friedrich erst zwei Wochen vor Beginn des Bombardements die Genehmigung ertheilt hatte, so unzulänglich, dass man schon am 8. Juni mit der Beschiessung nachlassen musste. Dennoch würde sich Prag schwerlich über den Juni hinaus gehalten haben, wenn es nicht entsetzt worden wäre.

Der Entsatz kam ihm durch den Grafen Leopold von Daun, den Fabius Cunctator Oesterreichs, der gerade Friedrich gegenüber der rechte Mann war, weil er mit seinen vorsichtigen Berechnungen wenigstens soviel erreichte, dass auch entschiedene Siege der Preussen keine entscheidenden wurden, dass sie den Krieg nicht beendigten, welchen Oesterreich länger bestehen zu können hoffen durfte, als Preussen. Nach der Schlacht bei Prag, bis zu welcher er noch nicht zur Stelle gerückt war, hatte er sich immer weiter zurückgezogen, um die Verstärkungen abzuwarten, die ihm mit rühriger Thätigkeit zugefördert wurden, und von deren Belauf der König keine Kunde hatte. Das von Daun geführte Heer war auf 54,000 Mann gewachsen, als er bestimmten Befehl erhielt, zu Rettung der prager Besatzung eine Schlacht zu wagen, bei der ihm ganz freie Hand gelassen und für deren Ausgang er von jeder Verantwortung freigesprochen

ward. Nun rückte Daun gegen Collin und Planian vor, an demselben Tage (13. Juni), an welchem auch der König, der jetzt selbst den Befehl des verstärkten Beobachtungscorps übernahm, gegen Kaurzim heranzog. Der König hatte Daun weder so nahe, noch dessen ganze Macht vor sich zu haben geglaubt, und als er sich, nach Recognoscirung der feindlichen Stellung, gegen die angreifbaren Punkte derselben zog, nahm Daun in der Nacht eine andre, überaus feste und zweckmässig verstärkte Stellung auf den Höhen zwischen Collin und Planian ein.

Hier traf der König am 18. Juni, mit etwa 34,000 Mann auf Collin rückend, das feindliche Heer in Schlachtordnung vor sich. Als er sich anschickte, die einzige ihm schwach erscheinende Stelle der feindlichen Position durch seinen linken Flügel angreifen zu lassen, verstärkte Daun, dem König unbemerkt, aber dessen Absicht errathend, den bedrohten Punkt, welchen Hülsen gleichwohl mit zehn Bataillonen erstürmte, während Ziethen die Reiter Nadasdy's warf. Von da an aber wendete sich die Schlacht, ohne dass über die Gründe alles feststände. Der König soll, nach der gewöhnlichen, neuerdings aber widersprochenen Angabe, plötzlich Aenderungen an seinem Plane getroffen haben. Es soll dagegen auch wider seinen Befehl ein fruchtloser Angriff gemacht worden sein. Wie dem auch sei, nach langem Kampfe ward ein Theil der von Hülsen eroberten Stellung wiedergenommen; Reiterangriffe der Preussen scheiterten, und die Reiter sowohl, als ein Theil des preussischen Fussvolkes kamen darüber in Unordnung. Jetzt brach der Oberst Benckendorf, an der Spitze sächsischer Dragoner, denen bald preussische Reiterregimenter folgten, auf das preussische Fussvolk ein. Mit wüthendem Ingrimm hieben die sächsischen Reiter, die sich der Niedermetzelung ihrer Kameraden bei Striegau erinnerten, auf die Preussen ein und sollen ihre Hiebe mit den Worten begleitet haben: „das ist für Striegau." Die Bataillone Hülsen's und des Prinzen von Dessau wurden zersprengt. Der König suchte vergebens, sie zu sammeln, und ritt endlich, verzweifelnd, fast allein auf eine Batterie los, bis ein Begleiter ihn fragte: „ob er denn allein die Batterie nehmen wolle."

Jetzt ritt er ruhig zu seinem rechten Flügel, der noch unversehrt war, gab dem Herzog von Bevern Befehl zum Rückzug, und eilte der Armee voraus zu dem Heere vor Prag zurück. Dieser Rückweg war nicht ohne Gefahr, und man musste eine Strecke mit verhängtem Zügel reiten, um den feindlichen Reitern zu entgehen. In einem Dorfe machte man eine kurze Rast und ein alter Reiter erquickte den König mit einem frischen Trunk und einem erquickenden Zuspruch. In Nimburg fand das Gefolge des Königs ihn auf einer Brunnenröhre sitzend, wie er mit dem Stocke Figuren in den Sand malte. Endlich sprang er auf und gab die nöthigen Befehle. — Daun hatte inzwischen kräftig angegriffen, sodass zwar Bevern's und Ziethen's Tapferkeit das äusserste Verderben der Preussen verhütete, diese aber doch in gänzlicher Verwirrung auf Planian zurückwichen. Nur ein einziges Bataillon hatte seine Ordnung bewahrt. Die Preussen sollen fast 14,000 Mann und 45 Geschütze, die Oesterreicher 8000 Mann verloren haben. Die Belagerung von Prag wurde aufgehoben und der König zog über die Elbe zurück.

— 1757 n. Chr. —



Seidlitz und Ziethen.

Gez. v. Camphausen.

Seidlitz und Ziethen.

(1757 n. Chr.)

Zwei Helden, der Eine ein schon bejahrter Krieger, an der Spitze seiner in Nachahmung magyarischer Trachten aufgeputzten Husaren, der Andere, Jüngere, mit dem Kürass seines Regimentes bewehrt, schwingen das Schwert, oder ziehen es, um ihren Schaaren das Zeichen und das Beispiel zu geben zu raschem Angriff, vielleicht schon zur Verfolgung der Feinde. Es ist keine bestimmte geschichtliche Scene, die der Künstler im Auge gehabt, um die es hier sich handelt, wohl aber werden zwei vorragende Repräsentanten preussischer Tapferkeit neben einander gestellt, wie sie jüngst noch bei Prag, wie sie so oft in diesem Kampfe gleichen Sinnes für König und Vaterland gefochten. Benutzen wir diese Wahl, um die Geschichte des Siebenjährigen Krieges zunächst bis zu den Tagen von Rossbach und Leuthen fortzuführen.

Die Schlacht von Collin hatte die glänzendsten Entwürfe des Königs vereitelt, die Früchte der Siege von Lowositz und Prag fast zunichte gemacht, und wurde von Vielen, von Freunden und Feinden des Königs, als der sichre Anfang des gewissen Endes betrachtet. Sie verbreitete selbst in der preussischen Armee grosse Niedergeschlagenheit, zumal von vielen Officieren die Schuld des Unfalls dem Könige selbst beigemessen ward. Zudem ging auch sonst in der nächsten Zeit manches unglücklich.

Während der König nach dem Rückzug von Prag sich mit 36,000 Mann bei Leitmeritz aufstellte, um den Weg nach Sachsen zu decken, hatte er seinem Bruder, dem Prinzen von Preussen, auf dessen Wunsch die Aufgabe übertragen, mit der anderen Hälfte des Heeres sich bei Jungbunzlau zu halten, Verstärkungen aus Schlesien an sich zu ziehen, und vor allem den Weg nach Zittau zu sichern, wo sich das preussische Hauptmagazin befand. Der Prinz besass aber nicht Selbstvertrauen genug, der Uneinigkeit der ihm beigegebenen Generäle zu begegnen, oder den Oesterreichern in der Weise des Königs zu imponiren. Daun liess das Heer des Königs von leichten Truppen umschwärmen, hielt ihn damit in Ungewissheit, wendete sich aber mit der Hauptmacht mehr gegen die Seite des Prinzen, der den Rückzug für unausweichlich hielt und dabei, durch falsche Berichte getäuscht, nicht den zweckmässigsten Weg einschlug. Mit Verlust von 2000 Deserteurs, des ganzen Gepäcks, der Pontons und Wagen, kamen die Preussen am 22. Juli vor Zittau an, um es von den Oesterreichern umzingelt, bombardirt, genommen zu sehen, und sich in gänzlicher Erschöpfung auf Bautzen zurückzuziehen. Der König liess seinen Unwillen, statt den Rathgebern des Prinzen, diesem selbst so bitter empfinden, dass er sich ganz zurückzog und im nächsten Jahre, wohl an gebrochenem Herzen, starb. — Auch die Russen waren jetzt gegen Preussen losgebrochen, hatten Memel genommen, Königsberg bedroht und (30. August) bei Gross-Jägerndorf den Feldmarschall Lehwald zum Rückzug genöthigt. — Die Franzosen zogen mit einem Heere, unter Marschall d'Estrées, gegen Hannover, und schlugen (26. Juli) den Herzog von Cumberland bei Hastenbeck, während ein zweites Heer, unter Soubise, mit Reichstruppen vereint, durch Franken auf Thüringen rückte.

Der König wendete sich zunächst gegen die Oesterreicher, die sich jedoch durch kein Manoeuvre und keine Kriegslist aus ihren unangreifbaren Stellungen locken liessen, bis das Herannahen der Franzosen an Sachsen den König dringend nach Thüringen abrief. Er liess den Herzog von Bevern mit Winterfeld und Ziethen in der Lausitz zurück, und eilte mit einem Theile seines Heeres an die Saale, worauf die Franzosen eilends nach Gotha und Eisenach zurückwichen, bis wohin sie Seidlitz

mit seinen Reitern verfolgte. Aber immer noch kamen Unglücksschläge. Winterfeld ward mit einer Abtheilung des schlesischen Heeres, in einer unvorsichtig gewählten und starrsinnig behaupteten Stellung bei dem Dorfe Moys, durch die Oesterreicher unter Nadasdy überfallen (7. September), geschlagen und zum Tode verwundet. An demselben Tage, wo Winterfeld starb (8. September), schloss der Herzog von Cumberland mit dem Herzog von Richelieu, der jetzt die Franzosen in Westfalen befehligte, die schmähliche Convention von Kloster-Seeven ab, die ein Aufgeben der preussischen Sache in sich fasste, und es Richelieu möglich machte, die preussischen Provinzen links der Elbe in Besitz zu nehmen. Die Schweden fielen in die Uckermark ein. Ein österreichisches Streifcorps unter General Haddik bedrohte Berlin. Der König verlor den Muth nicht. Er eilte zunächst gegen Berlin, von wo jedoch Haddik, sich mit einer Brandschatzung begnügend, bereits wieder abgezogen war. Dann wollte er sich nach Schlesien wenden, als das abermalige Vorrücken Soubise's ihn wieder nach Thüringen rief. Er lagerte sich den 64,000 Feinden, unter denen aber freilich nur wenig tüchtige Truppen und deren Führer mindestens mittelmässig und unter einander uneinig waren, bei Rossbach gegenüber. Ihre Stellung fand er so stark, dass er es nicht gewagt hätte, sie mit seinen 22,000 Mann darin anzugreifen, und bei einigem Verzuge würde er doch zur Rettung Schlesiens zurückgemusst haben. Da gab ihm der kurzsichtige Uebermuth der Feinde, welche ihre Stellung verliessen und durch die unvorsichtigsten Bewegungen die Preussen zu umzingeln suchten, die erwünschte Gelegenheit, ihnen die gänzlichste und schmählichste Niederlage zu bereiten. Friedrich Wilhelm von Seidlitz, der sich schon bei Prag so ausgezeichnet hatte, dass der König ihm jetzt, obwohl er der jüngste Reitergeneral war, den Befehl seiner 38 Schwadronen vertraute, überfiel und zersprengte die noch im Marsch begriffenen 52 feindlichen Schwadronen (5. November), welche eilends bis über die Unstrut flüchteten, während das feindliche Fussvolk von dem raschen Feuer der Preussen in Unordnung gebracht ward, welche Seidlitz, der jetzt den Feinden in den Rücken fiel, in völlige Flucht verwandelte. Die Niederlage, von den Preussen nur mit einem Verluste von 541 Mann erkauft, während aus den Reihen der Gegner zwar auch nur 6—700 Todte, aber über 2000 Verwundete, über 5000 Gefangene fehlten, erweckte ein unauslöschliches Triumphgelächter in ganz Deutschland, wobei man freilich vergass, dass es nicht bloss Franzosen waren, die hier geschlagen worden. Seidlitz ward durch den schwarzen Adlerorden und die Beförderung zum Generallieutenant belohnt.

Jetzt konnte der König nach Schlesien eilen, wo Schweidnitz und Breslau in die Hände der Oesterreicher gefallen, Bevern bei Breslau geschlagen und gefangen genommen worden war. Friedrich brach in Eilmärschen mit 14,000 Mann auf, vereinigte sich mit den jetzt von dem alten bewährten Hans Joachim von Ziethen geführten 18,000, die noch von dem Bevernschen Heere übrig waren, griff, nachdem er am 3. December eine begeisternde Ansprache an seine Officiere gehalten, am 4. December die Oesterreicher, welche der Herzog Karl von Lothringen, wider den Rath des vorsichtigen Daun, aus ihrer festen Stellung herausgeführt hatte, bei Leuthen an und schlug sie gänzlich. Der Verlust der Oesterreicher betrug 10,000 Todte und Verwundete und 116 Geschütze, und ausserdem wurden 12,000 Gefangene gemacht, während die Preussen nur 6000 Mann verloren hatten. Die nächste Frucht des Sieges war die Wiederbesetzung Breslaus.

— 1758 n. Chr. —



Daun und Laudon.

Gez. v. Hünten.

Daun und Laudon.

(1758 n. Chr.)

Eine Lagerscene, die uns zwei Helden vorführt, welche demselben Kriege, aber einer anderen Seite angehören, wie die Männer, die wir auf dem vorhergehenden Bilde im vollen Feuer der beginnenden That erblickten. Dort waren es gleichartige Naturen, kühne Reiterführer, die ihren Kriegern vorangingen in keckem Wagniss und kräftiger Vollführung. Hier ist es die glückliche Mischung berechnender Vorsicht und vielgewandter, muthvoller Entwürfe, die sich in der Vereinigung zweier Männer darstellt, deren Jeder den Andren ergänzt und die erst in ihrem Zusammenwirken ein vollendetes Ganze darstellen.

Nach den Siegen von Rossbach und Leuthen, die das durch Collin geschwächte Vertrauen auf Friedrichs Stern von Neuem auf das Mächtigste hoben, brachte der Winter auch sonst manch Günstiges für Friedrich II. Dem greisen Feldmarschall Lehwald gelang es, die Schweden, die nur mit getheiltem Herzen an dem Kriege theilnahmen, fast ganz aus Pommern zu vertreiben. Der Herzog von Richelieu, der zu der antiösterreichischen Partei gehörte, ward durch Friedrichs Schmeicheleien und vielleicht durch übersendete Gelder, deren er stets bedurfte, zu einer mindestens lässigen Kriegführung bestimmt. In England, wo der ältere Pitt (seit dem 29. Juni 1757) wieder an der Spitze des Ministeriums stand, war ein Umschlag der Stimmung eingetreten. Der Vertrag von Kloster-Seeven ward für nichtig erklärt (16. September) und der von Friedrich vorgeschlagene Herzog Ferdinand von Braunschweig an die Spitze der alliirten Armee gestellt. Die Russen hatten, in Folge einer inneren Intrigue, ihre Vortheile nicht benutzt und sich wieder zurückgezogen. Gleichwohl wurden die Friedenserbietungen, welche Friedrich, durch den aus der Kriegsgefangenschaft entlassenen Fürsten Lobkowitz in Wien, und seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, durch den Cardinal Tencin in Paris machen liess, abgelehnt, und der Krieg nahm seinen Fortgang.

Auch in dem Feldzuge von 1758 bewährte sich der Vortheil der Einheit des Willens auf preussischer Seite gegen die Getheiltheit der Gegner. Die Franzosen wurden gänzlich durch die Armee des Herzogs Ferdinand beschäftigt. Er trieb den unfähigen Clermont, der an Richelieu's Stelle getreten war, bis über den Rhein, wobei er ihm noch bei Crefeld (23. Juni) eine Niederlage beibrachte, und auch als Clermont durch Contades ersetzt worden und Soubise auf Kassel gedrungen war, hielt der Herzog beide im Schach und waren zum Winter Westfalen und Niedersachsen der Franzosen entledigt. — In Schlesien nahm der König schon am 17. April Schweidnitz. Von da brach er nach Mähren auf, während Daun ihn in Böhmen erwartete, und eröffnete (5. Mai) die Belagerung von Olmütz, das jedoch von dem General Marschall tapfer vertheidigt wurde. Die preussischen Belagerungsanstalten waren mangelhaft; Daun bezog ein festes Lager in der Nähe und beunruhigte von da aus die Preussen durch seine leichten Truppen; die Sache zog sich in die Länge; der Mangel ward gross, und als endlich ein starker Transport von Munition und Proviant durch die Generäle Laudon und St. Ignon (30. Juni) genommen war, hob der König zu Anfang des August die Belagerung auf, worauf er einen meisterhaften Rückzug über Böhmen nach Schlesien machte.

Von hier riefen ihn die Russen nordwärts. Sie waren unter einem neuen Führer, dem General Fermor, abermals in Preussen eingefallen, waren aber erst spät aufgebrochen, nicht rasch marschirt und hatten keinen strategisch berechneten Plan befolgt. Langsam durch Polen ziehend, hatten sie erst am 2. August die preussische Grenze überschritten, waren bei Landsberg über die

Warthe gegangen und hatten sich dann plötzlich auf Küstrin gewendet, das sie seit dem 15. August beschossen. Verwüstungen bezeichneten ihre Schritte, und Graf Dohna, der sich mit einem kleinen Corps gegen Schweden und Russen halten sollte, war ausser Stande, etwas Ernsteres zu unternehmen. Da beschloss der König, selbst zur Stelle zu eilen. Er liess 40,000 Mann in Schlesien, 30,000, unter seinem tapfren, maassvollen und begabten Bruder, Prinz Heinrich, in Sachsen zurück, brach am 11. August von Landshut auf, und traf schon am 22. bei Küstrin ein, wo er sich mit Dohna vereinigte und nun, mit 32,000 Mann und 117 Geschützen, auf die, 50—52,000 Mann starken Russen losbrach. Am 25. August ward bei Zorndorf eine blutige Schlacht geschlagen, in welcher kein Pardon gegeben ward. Im ersten Theile der Schlacht gelang es den Russen, das preussische Fussvolk theilweise zu werfen. Als aber bei dem Vorgehen der Russen einige Unordnung in ihren Reihen entstand, brach Seidlitz mit 31 Schwadronen auf sie ein, durchbrach sie und metzelte die mauerfesten Haufen nieder. Was hier gegen den rechten russischen Flügel vorgegangen war, das wiederholte sich, gleichfalls durch Seidlitz' Thatkraft, auf dem linken. Die Schlacht war für die Preussen gewonnen, wiewohl ein Theil der Russen auf dem Schlachtfelde stehen blieb und auch das Hauptheer nur eine Viertelmeile zurück ging. Die Russen hatten 21,000 Mann und 103 Kanonen, die Preussen nur 11,000 Mann und 26 Kanonen verloren, und am 1. September gingen die Russen nach Landsberg zurück, begannen dann eine fruchtlose Belagerung von Kolberg (4. October) und gaben auch die wieder auf (30. October).

Der König war längst nach Sachsen geeilt, dem von Daun mit Uebermacht bedrängten Prinzen Heinrich zum Beistand, worauf zwischen Friedrich und Daun ein geschicktes Schachspiel begann, der Letztere aber jedem Angriff auswich. Bei diesem Hin- und Herziehen traf der König am 10. October das Daunsche Heer in dem Lager von Kittlitz bei Löbau und schlug darauf sein Lager den Oesterreichern gerade gegenüber, zwischen den Höhen von Hochkirch und dem löbauer Wasser, auf, um gleichzeitig die Strassen nach Zittau und nach Görlitz zu beherrschen. Vergebens wurde er von seinen Umgebungen auf das Gefahrvolle einer Stellung aufmerksam gemacht, in der er sich mit 42,000 Mann gegen 90,000 halten wollte. Der König rechnete auf Daun's bekannte Vorsicht, die jedoch auch entschiedene That nicht ausschloss, wo Daun des Erfolges sich sicher hielt. Zudem hatte Daun den kühnen und hochbegabten Laudon zur Seite, einen Liefländer, dessen Dienste Friedrich, aus persönlichem Vorurtheil gegen das Aeussere des Mannes, verschmäht hatte, und der ihm darauf in dem österreichischen Heere einer der gefährlichsten Gegner werden sollte. In der Nacht des 13. October unternahmen die Oesterreicher einen Ueberfall auf das preussische Lager, der in der Frühe des anderen Morgens zum Vollzug kam, und den Schlüssel der preussischen Stellung in die Hände der Sieger lieferte. Doch gelang es dem König, nach dem tapfersten Kampfe und schweren Verlusten, einen geordneten Rückzug zu machen. Die Preussen hatten über 9000 Mann und 101 Geschütze, die Oesterreicher 5—6000 Mann verloren. Unter den auf preussischer Seite Gebliebenen war der tapfere Schotte Keith, und Prinz Moritz von Dessau fiel schwer verwundet in die Hände des Feindes. Daun liess, wie bei Collin, statt die Preussen zu verfolgen, den ambrosianischen Lobgesang anstimmen, wie er denn überhaupt den Grundsatz hatte: dass man einem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen müsse. Der Papst beschenkte ihn mit einem geweihten Degen. Friedrich aber entsetzte noch in demselben Feldzuge Neisse und Kosel, und als er von da nach Sachsen geeilt war, zog sich Daun von Dresden, das er zu nehmen bemüht war, zurück.

1759 n. Chr.



Kleist fällt bei Kunnersdorf.

Gez. v. Hünten.

Kleist fällt bei Kunnersdorf.

(1759 n. Chr.)

Auf einem nur noch von beutegierigen Horden durchsuchten Schlachtfeld liegt in Schilf und Geröhricht ein verwundeter Krieger. Bereits hat die fühllose Raubsucht ihn entkleidet und auch die letzte Hülle, die ihm gelassen oder von mitleidiger Hand zugeworfen worden, entzieht ihm jetzt die Lanze eines wilden, stumpfsinnigen Barbaren, der keine Ahnung davon hat, was für ein Mann es ist, an dem er jetzt seine gemeine Habsucht befriedigt und den er gleichgiltig seinem Geschicke preissgiebt.

Der Feldzug von 1759 wurde zuerst von Herzog Ferdinand von Braunschweig eröffnet, der die Franzosen aus der wichtigen Stellung von Frankfurt verdrängen wollte. Der Angriff jedoch, den er mit nur 28,000 Mann gegen die bei Bergen in guter Stellung postirten Franzosen machte, welche Broglie führte, ward (13. April) mit einem Verluste von 2500 Mann und 5 Geschützen, abgeschlagen, worauf die Franzosen, mit verstärkten Massen, unter Contades, gegen die Weser drangen. Hier aber trat ihnen Ferdinand entgegen, griff sie (1. August) bei Minden an, schlug sie gänzlich und drängte sie dann, in einer Reihe glücklicher Gefechte, bis an den Main zurück. Friedrich lagerte lange Zeit in Schlesien, seine Stellungen nach dem Vorgange der Oesterreicher wechselnd, während Prinz Heinrich von Sachsen aus einige glückliche Streifzüge nach Böhmen und Franken ausführte. Die Oesterreicher zogen sich mehr nordwärts, um sich dem Operationskreise der Russen, welche Ende April die Weichsel überschritten hatten, zu nähern. Der König folgte dem Beispiele Daun's, beauftragte aber Dohna, die Russen während ihres Marsches in ihren einzelnen Abtheilungen anzugreifen. Da dies nicht gelang, und die Russen vereinigt gegen die Oder vorrückten, sendete Friedrich einen der jüngsten Generäle der Armee, der sich aber im zweiten schlesischen Kriege, und neuerdings wieder bei Leuthen, ungemein ausgezeichnet hatte, Karl Heinrich v. Wedell, förmlich als Dictator zu Dohna's Heere, mit dem Befehle, die Russen anzugreifen, wo immer er sie finde, sie tüchtig zu schlagen und dadurch ihre Vereinigung mit den Oesterreichern zu verhindern. Solche Befehle sind freilich leichter gegeben, als ausgeführt. Wedell griff die Russen in günstiger Stellung bei Kau, in der Gegend von Züllichau, an (23. Juli), sah aber alle seine hartnäckig wiederholten Angriffe abgeschlagen, und musste sich, mit Verlust von mehr als 8000 Mann und 25 Geschützen, zurückziehen.

Auf diese Nachricht verstärkte der König das den Russen entgegengestellte Heer und übernahm den Oberbefehl desselben persönlich, während er es dem Prinzen Heinrich überliess, die Oesterreicher in Schlesien im Schach zu halten. Diese hatten mehrere Corps entsendet, die sich mit den Russen vereinigen sollten, und von diesen gelang es wenigstens Laudon, mit 18,000 Mann gewandt und glücklich das Ziel zu erreichen. Die Russen lagerten auf den kunnersdorfer Höhen bei Frankfurt. Hier griff der König am 12. August 1759 ihren linken Flügel an, schlug ihn und einen Theil des Centrums, drang immer weiter vor, erbeutete 90 Geschütze und glaubte die Schlacht so entschieden gewonnen, dass er bereits Siegesbotschaften abfertigte. Doch noch hielten die Russen wenigstens aus; die Preussen wurden allmälig erschöpft; die Reiterei war in der ersten Zeit nicht an der Stelle der Entscheidung, und konnte auch, als sie von Seidlitz, wider dessen bessre Ueberzeugung, aber auf den dritten, „in des Teufels Namen" ertheilten Befehl des Königs, zum Angriff geführt ward, auf dem verschanzten Terrain nicht viel ausrichten, und wie sich die Zeichen der Unordnung und Ermattung

bei den Preussen spüren liessen, brach Laudon mit seinen noch frischen Reiterschaaren durch eine Schlucht, die noch jetzt seinen Namen führt, hervor und brachte die Preussen in völlige Auflösung. Alle Versuche, die Truppen wieder in Ordnung zu bringen, waren vergeblich. Der König suchte den Tod, und wurde nur durch die Entschlossenheit des Rittmeisters v. Prittwitz vor der Gefangenschaft behütet. Die Preussen hatten an 18,000, die Russen und Oesterreicher an 14—16,000 Mann verloren.

Unter den zum Tode verwundeten Preussen befand sich der edle Ewald Christian v. Kleist, der Dichter des „Frühlings,“ einer der Vorboten der Aera deutscher Poesie, ein Freund der Männer, die zuerst einen reineren Geschmack und ein höheres Streben in die deutsche Dichtkunst einführten. Ein sanfter, menschenfreundlicher Mann, mit feinem Gefühl und tiefer, an Schwermuth grenzender Empfänglichkeit für die ernstere Seite des Lebens, war er nicht so recht ein Mann für den König, und konnte sich, wiewohl ein tapfrer und zuverlässiger Soldat und eifriger Bewunderer Friedrichs, nicht eigentlich dessen Gunst erfreuen. Auch hatte er das unverschuldete Unglück gehabt, dass ihm die Sachsen, die er in Leipzig für den preussischen Dienst abrichten sollte, in Masse durchgegangen waren. Indess war er 1757 Major geworden. Bei Kunnersdorf ward er bei dem Sturme auf eine feindliche Batterie erst an der rechten Hand verwundet, worauf er den Degen in die Linke nahm und fortcommandirte. Bald aber zerschmetterte ihm eine Kartätschenkugel den rechten Fuss. Verlassen von den Seinen lag er auf dem Schlachtfelde. Raubgierige Hände zogen ihn nackend aus, und selbst der Mantel, den ihm ein gutmüthiger russischer Husar zugeworfen haben soll, ward ihm von einem Kosaken wieder entrissen. So lag er, nackt und blutend, die Nacht hindurch auf dem Schlachtfelde, bis es ihm gelang, sich am nächsten Morgen einem russischen Officier zu entdecken, der ihn nach Frankfurt bringen liess. Trotz der sorgfältigen Pflege, die ihm nun zu Theil ward, starb er am 24. August 1759, an den Folgen seiner Wunden und ihrer ursprünglichen Vernachlässigung. Die Feinde ehrten sich und ihn durch das ehrenvollste Begräbniss des gefeierten Dichters und Kriegers.

Friedrich hatte es den Russen zu danken, dass diese Niederlage nicht sein völliges Verderben ward. Sie glaubten, mit zwei Siegen in einem Jahre für die nächste Zeit genug gethan zu haben, meinten, die Oesterreicher, denen eigentlich dieser zweite Sieg wesentlich zu danken war, möchten nun auch erst eine Schlacht gewinnen, und verstatteten dem Könige Zeit, seine versprengten Truppen zu sammeln und durch rasch herbeigezogene kleine Corps und Besatzungen wieder ein Heer in's Feld zu stellen.

1760 n. Chr.



Gez. v. Camphausen.

Friedrich II. und Ziethen.

Friedrich II. und Ziethen.

(1760 n. Chr.)

Noch einmal begegnet uns der greise Held, mit dem uns Bild und Geschichte bereits bekannt gemacht. Sich beugend vor seinem König, empfängt er die Umarmung des Fürsten, aus dessen Zügen dankbar-freudige Rührung spricht, und mit ernster Erhebung blicken die umstehenden Krieger auf die bedeutsame Scene. Das sieht man: diesen Mann hat der König, wohl oftmals rauh und niemals nach Gunst redend, aber treu gefunden wie Stahl, und hat ihm Grosses zu danken.

Die Russen waren durch nichts zu bewegen gewesen, grosse Anstrengungen auf ein energisches Zusammenwirken mit den Oesterreichern zu wenden, und waren endlich nach der Weichsel zurückgezogen, worauf Laudon sich von ihnen trennte und, zu weiten Umwegen genöthigt, doch glücklich wieder nach dem österreichischen Schlesien gelangte. Daun ward durch Prinz Heinrich und den König mindestens beschäftigt, und bemühte sich seinerseits, sie von Sachsen zurückzuhalten, wo inzwischen ein Reichsheer, unter dem Herzog von Zweibrücken, eingerückt war, Leipzig, Wittenberg und Torgau besetzt hatte und vor Dresden rückte. Dem hier befehligenden General Schmettau, der bei früherer Gelegenheit seine Entschlossenheit in der Vertheidigung nur zu stark bewiesen hatte, war in der ersten Zeit nach dem Unfall von Kunnersdorf von dem König geschrieben worden, er solle, falls er angegriffen würde, ohne Aussicht zu haben, sich behaupten zu können, freien Abzug mit der Besatzung, den Kassen, welche 5,500,000 Thaler enthielten, und den Magazinen zu erlangen suchen. Auf diese Bedingungen hin schloss er ab (4. September 1759), und am Tage nachher, wie die Räumung bereits im Gange und die Sache nicht rückgängig zu machen war, erhielt er ein neues Schreiben des Königs, worin ihm befohlen ward, sich auf jede Weise in Dresden zu halten, indem in wenig Tagen Entsatz komme. In der That erschien der General Wunsch, der inzwischen Wittenberg und Torgau wieder genommen hatte, am 5. September vor Dresden, wenn auch nur mit 4000 Mann, sah, dass er zu spät kam und kehrte nach Torgau zurück, wo er den General André schlug. Schmettau fiel für immer in Ungnade, wie denn der König nur zu häufig ein Unglück seiner Generäle strafte, auch wenn es kein verschuldetes war. Prinz Heinrich ging inzwischen in Eilmärschen nach Sachsen, vereinigte sich bei Torgau mit Wunsch und Fink, und nahm mit 40,000 Mann eine Dresden bedrohende Stellung bei Strehlen ein, worauf auch Daun aus der Lausitz nach Sachsen ging, ohne doch eine Schlacht zu wagen. Beide Theile beobachteten sich, bis der König, unzufrieden, dass nichts Entscheidendes geschah und vor allem nach dem Wiederbesitz von Dresden verlangend, herbeieilte und sich mit dem bereits durch den General Hülsen verstärkten Heere seines Bruders vereinigte.

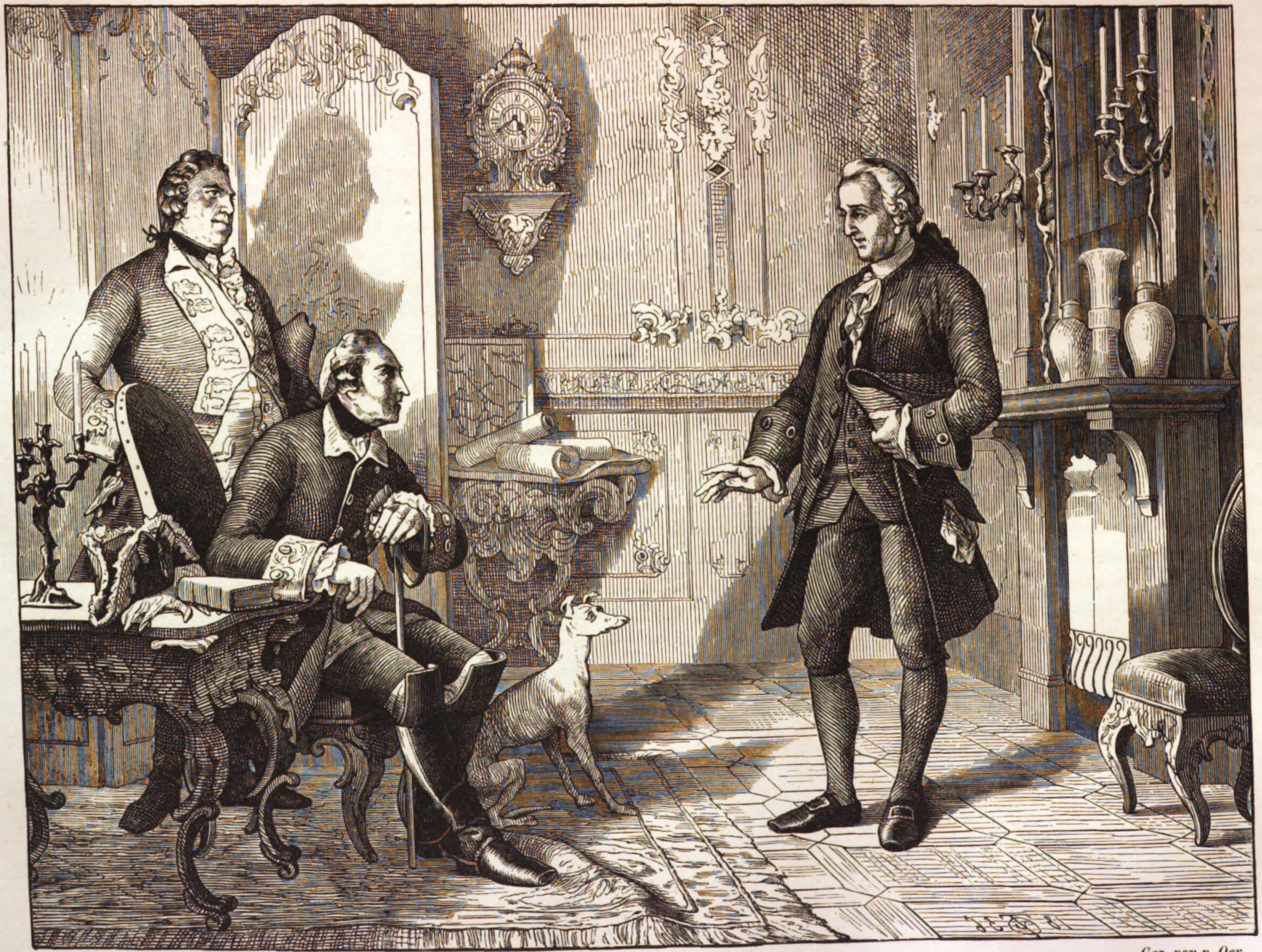
Er fand Daun in einer unangreifbaren Stellung bei Dresden. Wie nun Daun sich vorher in dem Rücken des Prinzen Heinrich gelagert hatte, um diesen zur Räumung Sachsens zu vermögen, so glaubte der König jetzt, Daun zum Rückzug nach Böhmen bestimmen zu können, wenn er seine Verbindungen mit diesem bedrohe, und sendete den General Fink, der in jener Zeit ein besonderer Liebling Friedrichs war, mit 13,500 Mann in den Rücken der Oesterreicher und zwischen diese und das Reichsheer nach Maxen. Vergebens hatte Fink gegen die gefährliche Aufgabe remonstrirt. Als Daun das Manoeuvre erkannte, schnitt er Fink von dem Heere des Königs ab, umzingelte ihn mit Uebermacht, und griff ihn am 21. November an. Die Vertheidigung war, jedoch nicht durch Fink's Verschulden, zum Theil mangelhaft, der Kampf aussichtslos, und Fink entschloss sich zu einer

Capitulation, welche 10—12,000 Mann und 71 Geschütze in die Hände der Oesterreicher lieferte. Der König hatte den General Hülsen zu Fink's Entsatz entsendet, der aber, durch schlechte Wege aufgehalten, zu spät gekommen war. Friedrich vergab Fink diesen unverschuldeten Unfall niemals. Auch der General Diericke wurde am 3. December von dem österreichischen General Beck mit Uebermacht angegriffen und zur Ergebung genöthigt. Dresden zu erobern, durfte der König jetzt auch dann nicht hoffen, als er durch 10,000 Mann verstärkt worden war, die ihm der Herzog Ferdinand zu Hilfe geschickt hatte.

Auch während des Winters von 1759—1760 waren die Friedensversuche um so vergeblicher, als die Hoffnungen der Gegner Friedrichs immer höher stiegen. Der König beschloss, es in Sachsen persönlich mit Daun aufzunehmen, während Prinz Heinrich in Schlesien gegen Laudon zu operiren und namentlich die Vereinigung der Oesterreicher und Russen zu hindern hatte. Prinz Heinrich zog gegen die Russen, während Fouqué zu Landshut, mit viel zu schwachen Kräften, Laudon im Schach halten sollte. Mit anfänglicher Billigung des Königs verliess er Landshut, als Laudon Breslau bedrohte, worauf dieser Landshut besetzte und Glatz bedrohte. Jetzt befahl der König, Landshut wiederzunehmen, was denn Fouqué auch that, gleich darauf aber, wie er vorausgesehen, von Laudon mit Uebermacht überfallen und am 23. Juni geschlagen ward. 6000 Preussen waren todt oder verwundet, 68 Geschütze verloren, Fouqué selbst verwundet und gefangen. Glatz ergab sich und Breslau ward beschossen, bis Prinz Heinrich zu seinem Entsatz herbeikam.

Auch Daun hatte sich gegen Schlesien gewendet, kehrte aber um, wie der König auf Dresden zog und dieses seit dem 19. Juli beschoss. Jetzt eilte der König nach Schlesien, wo es ihm gelang, während er in Gefahr war, auf allen Seiten angegriffen zu werden, die einzelne, seinem Heere jedoch an Zahl schon gleiche Abtheilung Laudon's bei Liegnitz (15. August) zu schlagen, worauf er die Oesterreicher zurückdrängte, wenn auch nicht aus Schlesien zu vertreiben vermochte. Er wäre doch verloren gewesen, wenn die Russen energisch eingegriffen hätten, statt sich mit einem nutzlosen Brandschatzungszug auf Berlin zu begnügen (October). Nicht in Berlin, sondern dem Könige gegenüber war dem Kriege ein Ende zu machen, und seine meisten Hilfsquellen zog der König aus Sachsen. Dieses war ihm fast gänzlich verloren gegangen und er eilte dahin zurück, es wenigstens theilweise wiederzunehmen. Vor Torgau traf er sich mit Daun, der jetzt wieder bestimmten Befehl hatte, eine Schlacht zu wagen. Hier griff ihn der König am 3. November an. Der von dem König selbst geleitete dreimalige Angriff auf die süptitzer Höhen wurde mit schwerem Verluste abgeschlagen, der König selbst und Daun verwundet, und als die Nacht hereinbrach, zog sich der König etwas zurück, um die Ueberreste seines Heeres zu sammeln, während Daun bereits Siegesbotschaften abfertigte. Da brach Ziethen, von Hülsen, der sich verirrt gehabt hatte, unterstützt, in den Rücken der Oesterreicher, welche jetzt und von dieser Seite her keinen Angriff erwartet hatten, bemächtigte sich der süptitzer Höhen und Daun ordnete den Rückzug an. Die Preussen hatten 13—14,000 Mann, die Oesterreicher 16,000 verloren. Als Friedrich dem greisen Krieger, der ihm in der Nacht eine Niederlage zum Siege verwandelt hatte, begegnete, sank er ihm weinend in die Arme. Die Oesterreicher zogen auf Dresden, um wenigstens dieses zu behaupten, während das übrige Sachsen den Preussen wieder überlassen war.

1760 n. Chr.



Gez. von v. Oer.

Friedrich II. und Gellert.

Friedrich II. und Gellert.

(1760 n. Chr.)

Abermals sehen wir den grossen König, den Eroberer und Feldherrn, sich mit einem Heroen im Reiche des Geistes, mit einem Dichter und Gelehrten, besprechen. Ist das auch ein ganz anderer Mann als Voltaire, nicht bloss in Ansichten und Tendenzen dessen Gegentheil, auch sonst in seinem ruhigen, bescheidenen, milden Wesen von ihm mächtig abstechend, so tritt er doch auch dem grossen König furchtlos entgegen, da er den Muth des Christen in seiner Brust fühlt.

Friedrich verbrachte den Winter von 1760—61, für dessen Ruhe die Schlacht bei Torgau gesorgt hatte, in Leipzig. Dies eigentlich eine seltsame Wahl, da er eben damals diese schon Jahr für Jahr auf das rücksichtsloseste ausgebeutete Stadt mit den härtesten Massregeln zu bedrängen vorhatte, um ihr abzupressen, was irgend noch aus ihr zu ziehen war. Leipzig hatte 1756 600,000, 1757 900,000 Thlr. an die preussische Kriegscasse zahlen müssen, woneben natürlich die gewöhnlichen Abgaben fortgingen, war auch in den folgenden Jahren stark angezogen worden, und sollte nun wieder 1,100,000 Thlr. aufbringen. Als der Magistrat die Unerschwinglichkeit der geforderten Summe vorstellte und der Forderung eine entschiedene Weigerung entgegensetzte, drohten die Preussen, die Stadt in Brand zu stecken und hingen bereits Pechkränze an den Häusern auf. Das machte keinen Eindruck, da man mit Recht annahm, Friedrich könne zu einem Mittel nicht verschreiten, das seinen Namen in ganz Europa gebrandmarkt und obendrein seinen Zweck völlig vereitelt haben würde. Nun griffen die Preussen zu einem anderen Erpressungsmittel. Sie liessen 120 Magistratspersonen und reiche Kaufleute in enge Haft nehmen, wo sie, in wenig Zimmer zusammengedrängt, auf Gefangenenkost gesetzt wurden und auf Stroh schlafen mussten. Zwar liess man den grössten Theil davon, nachdem man sie zehn Tage lang fruchtlos gequält hatte, wieder los. Siebenzehn aber mussten vier Monate lang in der Haft schmachten, und als sich auch dann noch keine Nachgiebigkeit zeigte, drohte man, sie nach Magdeburg abführen und dort als Recruten einstellen zu wollen. Dies abzuwenden, ward nun doch das Aeusserste versucht. Die ganze Forderung zu befriedigen, ward nicht möglich befunden. Es gelang aber dem braven Gotzkowsky den König zu einer Abminderung derselben bis auf 800,000 Thlr. zu vermögen, für deren Zahlung der edle Fürsprecher sich selbst verbürgte; ein Verfahren, das er auch 1762 wiederholte, wo Leipzig abermals 400,000 Ducaten schaffen sollte, und Gotzkowsky eine Abminderung bis auf etwas über den dritten Theil erwirkte und auch dafür seine Wechsel gab. Freilich galt Leipzigs Wohlstand — und erwies sich auch — für unverwüstlich, wie denn Seidlitz einem klagenden Leipziger erwidert haben soll: wenn der König von Preussen auch das leipziger Pflaster ausreissen und Berlin damit pflastern liesse, könne er doch den Segen von Leipzig nicht wegnehmen. Indess trafen die preussischen Erpressungen doch überaus hart; die Messen sanken; viele Einwohner wanderten aus, und das gute Geld ward von den preussischen Ephraimiten und den österreichischen Zetteln aus ganz Sachsen verdrängt. Den Finanzmassregeln des Königs mochte freilich die äusserste Noth zu einiger Entschuldigung dienen, da seine bis dahin sicherste Einnahme, die englischen Hilfsgelder, seit dem Tode Georgs II. (25. October 1760) und dem Wechsel der Politik in England, versiegte. Nutzlose Rache war es dagegen, dass er, um die von zuchtlosen und erbitterten Soldaten verschuldete Plünderung Charlottenburgs zu vergelten, das kurfürstliche Jagdschloss Hubertusburg systematisch ausplündern liess. Der wackere General von Saldern weigerte sich, sich zu

einer Handlung herzugeben, die ihm eines Soldaten unwürdig schien, und fiel dafür, wo er erhöhte Achtung verdient hatte, in die Ungnade des Königs. Der Führer eines Freicorps dagegen, Major Guichard, derselbe, den der König mit dem Namen des Quintus Icilius belegt hatte, führte den Befehl ohne Umstände aus.

Mitten unter solchen und unter grösseren und besseren Beschäftigungen fand Friedrich Zeit und Ruhe, sich um Kunst und Literatur zu kümmern. Er liess sich von seiner nach Leipzig beschiedenen Kapelle die gewohnten Abendconcerte geben, und unterhielt sich mit denjenigen Schriftstellern Leipzigs, die man ihm gerühmt hatte. Es ist bekannt, dass Friedrich nur die französische Literatur zu schätzen wusste. Die Alten kannte er nur in französischen Uebersetzungen, die Engländer nur aus französischen Berichten und beide würdigte er nur nach dem engen französischen Massstabe. Der Reichthum der deutschen Sprache war ihm fremd; er selbst wusste sie nicht zu handhaben, und was in ihr über den Bedarf des gewöhnlichen Lebens hinausging, war ihm in der That unverständlich. Auf Gottsched war er von Voltaire selbst aufmerksam gemacht worden und hatte ihn schon bei früheren Besuchen Leipzigs kennen gelernt. Auch diesmal liess er ihn rufen, soll aber wenig Behagen an dem gespreizten Pedanten gefunden haben, der ihn an manche Figuren erinnern mochte, die er in den Tagen seines Vaters und Gundlings kennen gelernt. Ein besserer Vertreter des deutschen Wesens trat ihm in Christian Fürchtegott Gellert entgegen. War Friedrich auch persönlich ohne Glauben und ohne Sinn für Religion, so muss ihm doch zugestanden werden, dass er echte Religiosität zu ehren wusste, und ebenso wusste er einen so würdigen, sanften und bescheidenen Charakter, wie Gellert war, zu würdigen. Gellert ward zum König berufen und musste ihm, nach einiger Unterredung, eine seiner Fabeln vortragen. Der Eindruck, den er auf den König machte, war doch so günstig, dass Friedrich nachmals geäussert haben soll: Gellert sei der vernünftigste von allen deutschen Gelehrten, der Einzige, der auf die Nachwelt kommen werde. Indess blieb es bei dieser einen Begegnung. Hatte der König die allerdings unbedachte Bitte, die aber dem um sein Vaterland bekümmerten Dichter ein Herzensdrang sein mochte, die Bitte: Friedrich möge Deutschland den Frieden geben, eine Bitte, worauf der König die naheliegende und triftige Antwort gab, dass das leider nicht in seiner Macht stehe, oder hatte er die Aeusserung, dass Gellert sich mehr um die alte, als um die neue Geschichte kümmere, übel aufgenommen, es knüpfte sich kein weiteres Verhältniss zwischen dem Könige und dem deutschen Dichter an, und Friedrich kehrte zu seinen Franzosen und seinen Windspielen zurück. Unter letzteren traf ihn der nach Leipzig geladene d'Argens und sah ihn ihnen ihre Abendkost zutheilen, der kleinen Favorite die besten Bissen zuschieben und mit einem Stäbchen unter den Neidischen Ordnung halten.

— 1762 n. Chr. —



Prinz Heinrich in der Schlacht bei Freiberg.

Gez. v. Camphausen.

Prinz Heinrich in der Schlacht bei Freiberg.

(1762 n. Chr.)

Nicht das Getümmel, das Blutvergiessen der Schlacht ist es, was uns vor Augen gestellt wird, sondern der Punkt, von wo aus, der Mann, durch welchen die Schlacht geleitet, ihr Ausgang bestimmt wird. Mit dem Bewusstsein, das Richtige zu treffen, mit sicherer Zuversicht in den Ausgang, weist der Feldherr nach der Richtung, wohin der Angriff gelenkt, wo die Entscheidung erwirkt werden soll, und den weisen Befehl wird der tapfere Führer, an den er gerichtet ist, mit gewohnter Thatkraft und Geschicklichkeit auszuführen wissen. Es ist die letzte Schlacht eines wechselvollen und thatenreichen Krieges, die hier geschlagen wird, und sie schlägt zu Gunsten der Seite aus, die denn doch triumphirend aus diesem Kriege hervorgehen soll, siegend, weil unbesiegt.

Die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges brachten zwar noch manche Prüfung für die Standhaftigkeit Friedrichs, und erhöhten mit der zunehmenden Erschöpfung seiner Mittel die Schwierigkeit seiner Lage. Indess war es doch nicht zu verkennen, dass die Sache sich auch auf der Gegenseite zum Ende neigte, dass man allerwärts des Krieges müde ward, und wenn Friedrich bis zum Ende nur auszuhalten vermochte, so durfte er sich immerhin sagen, dass er gewonnen habe. Zwar konnte er es in dem Feldzuge von 1761 zu keiner entscheidenden Schlacht bringen, und der kühne Ueberfall, welcher Laudon noch am 1. October gegen Schweidnitz gelang, war ein harter Schlag. Auch Colberg fiel, nach tapferster Gegenwehr, in die Hände der Russen (16. December). Indess war es Friedrich, in Verbindung mit der Lässigkeit und Verdrossenheit der Russen, doch gelungen, in Schlesien die gewaltige Uebermacht der Feinde in Unthätigkeit zu erhalten und sie endlich unverrichteter Sache sich trennen zu sehen. Zwar zog sich England mehr und mehr von dem König zurück, aber eben damit ward auch in Frankreich die Friedensaussicht stärker, und wenn auch die Franzosen noch 1761 grosse Anstrengungen in Deutschland machten, so waren diese doch in ihren Endzwecken weniger gegen Preussen, als darauf gerichtet, eine stärkere Basis für die Friedensverhandlungen mit England zu gewinnen. Auch blieben diese Bemühungen ohne sonderlichen Erfolg, zumal das Gefecht von Langensalza (15. Februar) für die Hannoveraner (unter General Spörken) und die Preussen (unter General Syburg) siegreich ausfiel, und Syburg und Schenkendorf auch das Reichsheer aus Thüringen zurückdrängten, Herzog Ferdinand aber Westfalen auch gegen die feindliche Uebermacht behauptete.

Dann brachte der 5. Januar 1762, an welchem Tage die Kaiserin Elisabeth von Russland starb, eine jener Wendungen mit sich, von denen die Rettung Friedrichs abhing. Da der Thronfolger Peter III. ein begeisterter Anhänger des Königs von Preussen war, so erfolgte nicht bloss der Friedensschluss zwischen Preussen und Russland (5. Mai 1762), welchem am 22. Mai auch der mit Schweden folgte, sondern es ward auch (8. Juni) ein Bündniss zwischen Friedrich und Peter abgeschlossen, und Ende Juni stiess Czerniczeff mit 20,000 Russen zu dem König. Doch eben als Friedrich diese neue Verstärkung zu einem wohlbedachten Unternehmen gegen die Oesterreicher benutzen wollte, kam die Nachricht, dass Peter entthront sei, und der Befehl der neuen Kaiserin Katharina II., dass Czerniczeff sofort zurückzumarschiren habe. Da gelang es dem König, den russischen Heerführer zu vermögen, den Rückmarsch noch um drei Tage zu verschieben, und sich an dem zum Angriff bestimmten 21. Juli den Oesterreichern, die von all diesen Vorgängen noch keine Kunde hatten, gegenüber wenigstens aufzustellen. Der von

Möllendorf geschickt und tapfer geleitete Angriff bei Burkersdorf gelang; Daun musste sich bis an die Grenze Böhmens zurückziehen, und der König konnte die Belagerung von Schweidnitz eröffnen, welche, da der König die für die Uebergabe verlangten Bedingungen nicht zugestehen wollte, erst am 9. October, nach 63tägiger Belagerung, die den Preussen über 3000 Mann gekostet hatte, zum Ziele führte.

In Sachsen hatte inzwischen Prinz Heinrich, von dem König mit zu geringen Mitteln zurückgelassen, jedoch den kühnen Seidlitz an seiner Seite, gegen die Uebermacht der Oesterreicher und Reichstruppen eine schwierige Stellung gehabt, die ihn fast zu dem schon früher mehrfach beabsichtigten Rücktritt vermocht hätte. Indess war es ihm doch gelungen, durch geschickte und kühne Ueberfälle den Gegnern einige Schläge beizubringen, sowie einige glückliche und gewinnreiche Streifzüge ausführen zu lassen. Doch erzeugte Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seinem königlichen Bruder über das einzuschlagende Verfahren Verstimmungen. Der König schickte ihm, nach dem Falle von Schweidnitz, Verstärkungen unter dem Fürsten Neuwied, und wollte selbst nach Sachsen. Prinz Heinrich aber, durch General Haddick und den Prinzen Stolberg bis Rosswein zurückgedrängt, wartete die Verstärkungen nicht ab, überfiel den Prinzen Stolberg bei Freiberg und schlug ihn (29. October) so, dass Stolberg sich, mit Verlust von 7000 Mann und 28 Geschützen, nach Dippoldiswalda zurückziehen musste. Die Preussen hatten, an Todten und Verwundeten, 1400 Mann verloren. Seidlitz hatte, da das Terrain die Anwendung der Reiterei verhinderte, an der Spitze des Fussvolkes gekämpft. Noch liess Prinz Heinrich durch General Kleist einen Streifzug gegen Saaz, wo ein österreichisches Magazin zerstört ward, und einen zweiten bis Bamberg und Nürnberg unternehmen. In Westfalen hatten sich die Franzosen nur vertheidigungsweise verhalten und auch da mit Unglück gekämpft. Alles neigte zum Frieden, zu welchem Anfangs Novembers endlich auch von Oesterreich aus, durch Vermittelung des Kurprinzen von Sachsen, Friedrich Christian, Erbietungen ergangen waren, die zunächst (27. November) zu einem Waffenstillstande führten. Bereits war ein solcher (15. November) zwischen England und Frankreich abgeschlossen; die Franzosen räumten noch vor Jahresschluss das deutsche Gebiet und die alliirte Armee, die auf dieser Seite den Kampf für Friedrich so rühmlich und ausdauernd bestanden hatte, löste sich auf. Noch am letzten Tage des Jahres, am 31. December, traten die Bevollmächtigten Oesterreichs, Preussens und Sachsens zu Hubertusburg zusammen, und am 15. Februar 1763 wurde der Friede geschlossen, welcher alles auf den Stand zurückführte, wie er vor Anfang des Krieges gewesen. Niemand hatte eine Spanne Landes gewonnen oder verloren, aber Friedrichs Werk, die Stellung Preussens im europäischen Staatensysteme, war gerettet, bestätigt.

— 1769 n. Chr. —



Friedrich II. und Joseph II.

Gez. v. Camphausen.

Friedrich II. und Joseph II.

(1769 n. Chr.)

Ein schon bejahrter, wenn auch mehr durch bestandene Sorgen und Mühen, als durch die Last des Alters gebeugter Herrscher kommt mit offenen Armen einem fürstlichen Jüngling entgegen, aus dessen Zügen das Verlangen leuchtet, den bewunderten, den beneideten Gegner, welchen zum Freunde zu machen der Stand der politischen Zeitlage anräth, von Angesicht zu Angesicht zu begrüssen. Eine denkwürdige Zusammenkunft, welche die Vertreter bis dahin feindlicher Gegensätze so vertraut und herzlich zusammenbringt.

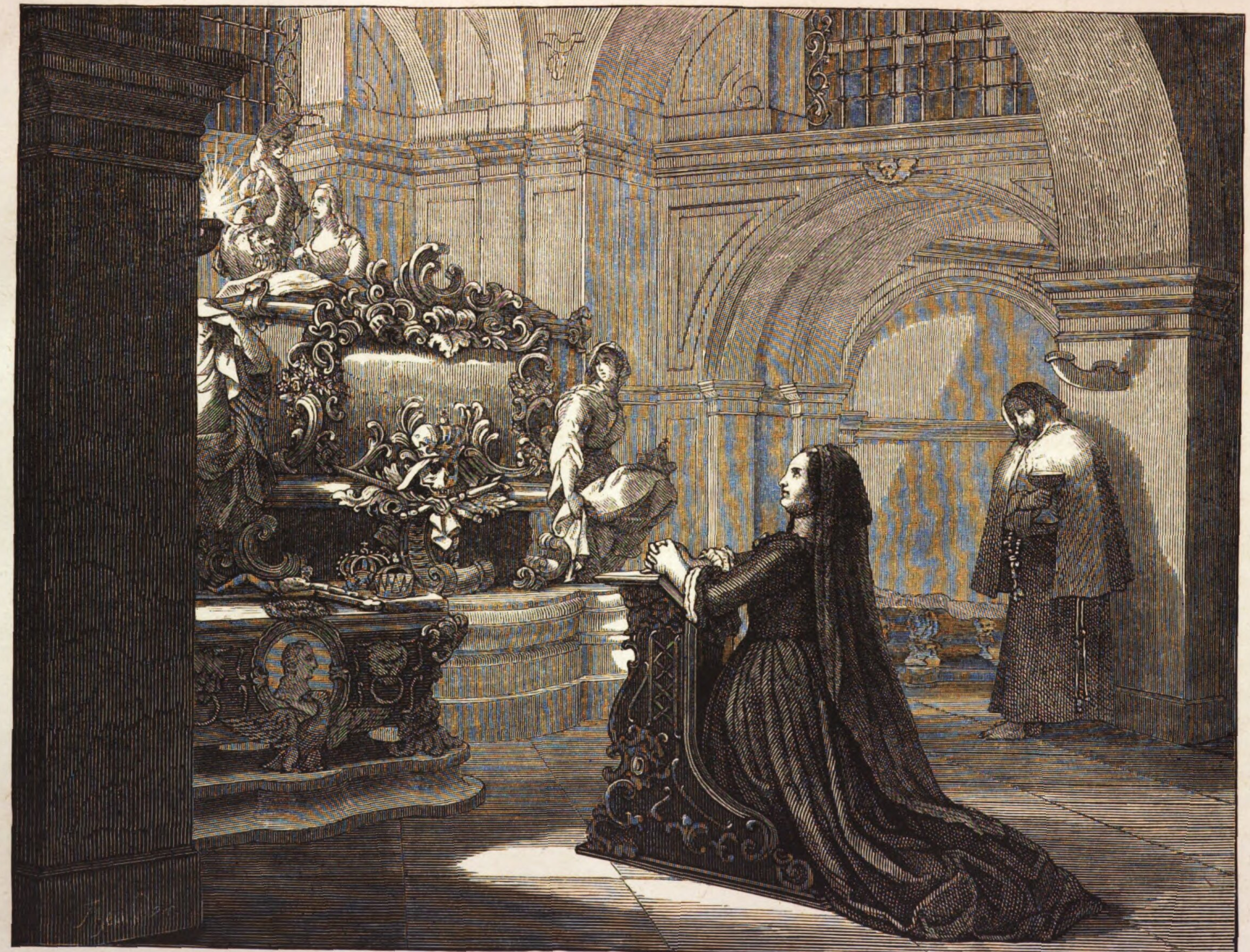
Nichts konnte den Erfolg des Siebenjährigen Krieges und dass mit ihm Friedrichs Errungenschaften schliesslich bekräftigt waren, dass Oesterreich es nunmehr vollständig aufgegeben hatte, Preussen wieder von seiner Höhe herabdrängen zu wollen, entschiedener darthun, als dass nur sechs Jahre nach Beendigung jenes erbitterten Kampfes der feurige, ehrgeizige Erbe der österreichischen Monarchie danach brannte, den einst so gehassten Gegner persönlich zu begrüssen und für gemeinsames Wirken zu gewinnen. Diese Wendung ward zunächst durch die Besorgniss vor einer dritten Macht veranlasst, vor Russland. Die Kaiserin Katharina hatte zwar ihre Truppen von Friedrichs Seite abgerufen, aber bald erklärt, dass sie den einmal geschlossenen Frieden mit ihm aufrechterhalten wolle, und schon am 11. April 1764 war Preussen mit Russland zu einem Bündniss vereinigt, dessen Zweck die Durchsetzung der Wahl des von Russland empfohlenen Stanislaus Poniatowski zum König von Polen war. Denn August III. war am 5. October 1763 gestorben, und sein ältester Sohn, der Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen, ihm am 17. December 1763 in die Gruft gefolgt, der Erbe des letzteren, Friedrich August, noch unmündig. Zwar ward dessen Oheim, Prinz Xaver, von Oesterreich und Frankreich als polnischer Throncandidat aufgestellt, und die Wahl dieses kräftigen und begabten Prinzen möchte Polens völligen Verfall vielleicht noch aufgehalten haben. Indess Russland glaubte die Zeit gekommen, wo die lange Krankheit des polnischen Staatswesens zum tödtlichen Ausgange reife, und fand die Regierung eines Nationalpolen, der seine Creatur war, für seine Absichten günstiger, als die eines Prinzen aus altem, angesehenen und in wichtigen Verbindungen stehenden Fürstenhause. Friedrich aber, der jetzt in Europa allein stand, verlangte nach einer Bundesgenossenschaft, widerstrebte der Wahl Xavers, schon weil sie von Oesterreich unterstützt ward, dann weil sie einen sächsischen Prinzen betraf, wollte auch Russland nicht allein in Polen schalten lassen und sah in der Schwächung Polens eine Aussicht für seine Vergrösserungspläne. Beide Mächte bestimmten auch die Pforte, sich für Poniatowski zu erklären; russische Truppen rückten in Polen ein, preussische an die Grenze, und am 7. September 1764 wurde Stanislaus von einem Reichstage, welchen die Mehrzahl der in Parteien zerrissenen Stände verlassen hatte, gewählt. Der russische Gesandte ward damit der wahre Herrscher des Landes und russische Soldaten vollstreckten seine Befehle in Polen, wo die Verwirrung immer ärger ward und bald in Bürgerkrieg ausbrach.

Als nun die Pforte, bedenklich über die Anhäufung russischer Truppen in Polen, und von polnischen Flüchtlingen und fremden Gesandten, hauptsächlich von denen der Westmächte und Schwedens, aufgeregt, in allerdings unbedachter, weil unvorbereiteter Weise den Krieg an Russland erklärte (30. October 1768), erwuchsen in dessen Verlaufe für Russland, ungeachtet es gleichzeitig Schweden im Auge behalten, und mit dem Aufstande zu kämpfen hatte, welchen ein Pseudopeter, der Kosake Pugaczeff,

leitete (1773), doch solche Erfolge hatte, dass nicht bloss Oesterreich, sondern selbst Preussen bedenklich wurde. Zwar empfand Friedrich kein unmittelbares Interesse an der Sache; indess, wie es ihm angenehm sein mochte, sich auch Oesterreich zu verpflichten, so erkannte er auch mit Recht, dass er Russland auch als Bundesgenosse wirksamer werde zügeln können, wenn er dabei mit Oesterreich zusammenwirke. Vielleicht aber auch, dass die Zusammenkünfte Friedrichs und Josephs, welche im August 1769 zu Neisse, im September 1770 zu Neustadt in Mähren stattfanden, und besonders die erstere, bei welcher Joseph ohne diplomatische Begleitung war, wesentlich nur einen demonstrativen Charakter hatten. Denn allerdings war Joseph, der älteste Sohn Kaiser Franz I. aus dem Hause Lothringen und der grossen und guten Maria Theresia, wenn er auch seit dem 27. März 1764 zum deutschen Kaiser erwählt war, damals noch ohne politischen Einfluss, den auch sein Vater nicht geübt hatte. Die politische Macht war nicht mehr bei der Kaiserwürde, sondern bei Oesterreich, und das gehörte Maria Theresia, welche die Zügel des Reichs, unterstützt von dem staatsklugen und eigenwilligen Fürsten Kaunitz, noch fest in den Händen hielt.

Joseph, ein ruhmsüchtiger, aufstrebender, idealistischer Fürst, noch in jugendlichem Alter stehend — er war am 13. März 1741 geboren — hatte schon 1766, wo er Böhmen und Sachsen bereiste, um den Schauplatz des Siebenjährigen Krieges zu studiren, gegen Friedrich, den er schwerlich liebte, den er aber mit sehr ungleichem Erfolge und mangelhaftem Verständniss nachgeahmt hat, den Wunsch geäussert, ihn persönlich kennen lernen und sprechen zu können. Damals aber hatten die Kaiserin-Mutter und Fürst Kaunitz eine solche Zusammenkunft unzeitig gefunden, worauf Joseph an Friedrich geschrieben hatte, er werde schon Mittel finden, die Unhöflichkeit gutzumachen, zu der seine Pädagogen ihn nöthigten. Drei Jahre später stand die Sache schon anders, und sah man in Wien nicht ungern, dass eine äusserliche Annäherung an Preussen kundgegeben ward. Es ward eine Zusammenkunft zu Neisse in Oberschlesien verabredet, und am 25. August 1769 traf Joseph, wie gewöhnlich als Graf von Falkenstein reisend, daselbst ein, wo Friedrich in dem bischöflichen Schlosse wohnte. Friedrich eilte dem an Range so hohen Gaste an die Treppe entgegen, fand sich aber bald in seinen Armen, und führte ihn nun in den Saal, während Joseph erklärte: seine Wünsche seien erfüllt, da er die Ehre habe, den grössesten König und Feldherrn zu umarmen. Friedrich gab dagegen die auch für unsere Zeiten bedeutsame Versicherung: er sähe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, da derselbe die Vereinigung zweier Häuser bezeichne, die zu lange Feinde gewesen seien und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben. Joseph versicherte noch: für Oesterreich gäbe es kein Schlesien mehr. Es sind darauf noch manche vertraute Gespräche über die europäischen Staatshändel gepflogen worden, ohne dass es jedoch zu etwas weiterem, als zu einer Uebereinkunft gekommen wäre, dass beide Mächte sich bei einem Kriege zwischen England und Frankreich, oder sonstigen Friedensstörungen neutral verhalten wollten. Wichtigeres mag bei der Zusammenkunft zu Neustadt, wo Friedrich den Besuch des Kaisers erwiderte (3. September 1770), verhandelt worden sein, da hier auch Kaunitz zugegen war. Es gelang zwar nicht, den König zu einem Bruche mit Russland zu vermögen; vielleicht aber, dass schon damals die Gedanken besprochen wurden, die, noch ehe zwei Jahre verflossen waren, in der ersten Theilung von Polen zu Tage traten.

— 1780 n. Chr. —



Maria Theresia in der Kaisergruft.

Gez. von v. Oër.

Maria Theresia in der Kaisergruft.

(1780 n. Chr.)

In den düsteren Räumen eines zur Aufbewahrung der sterblichen Reste eines erhabenen Fürstenhauses bestimmten Gewölbes knieet vor einem prachtvollen, mit allen Zeichen irdischer Grösse geschmückten Todtendenkmal eine hohe, in tiefe Trauer gekleidete Frau. Nicht der verzweifelnde Schmerz, wie er die ersten Zeiten nach einem bittern Verluste das Herz durchwühlt, wohl aber wehmüthige Erinnerung, liebevolle Sehnsucht und andächtiges Verlieren in die Gedanken des Jenseits malen sich in ihren Zügen. Nur ein Mönch des ärmsten Ordens ist Zeuge der Scene, und wartet in stiller Betrachtung den Schmerzensdienst seiner Kaiserin ab, die er bald an die Seite ihres Gemahles senken sehen soll, um den sie so lange getrauert.

Franz I., aus dem an kühnen und begabten Männern so reichen Geschlechte der Lothringen, der Enkel jenes tapferen Karl, der sein Leben lang für Oesterreich gekämpft hatte, seit dem 12. Februar 1736 der heissgeliebte Gemahl der Erbin des Hauses Habsburg, seit dem 13. September 1745 zum römischen Kaiser gewählt, war am 18. August 1765 den Armen Maria Theresia's durch den Tod entrissen worden. Er war ein überaus liebenswürdiger Mann gewesen, angenehm, ungezwungen, mit schlichtem Verstand die Verhältnisse richtig erkennend und würdigend, ohne den Ehrgeiz, in die Geschicke der Welt bestimmend eingreifen zu wollen, aber in allem, was klarem Blicke und sichrem Verständniss zugänglich war, thätig, hilfreich und immerdar praktisch. In die Regierung der Staaten seiner Gemahlin hatte sie ihm, bei all ihrer heissen und nie verlöschenden Liebe zu ihm, doch niemals Einfluss verstattet und er hatte sich zeitig beschieden, keinen zu erstreben. Nur, wie er selbst in seinen eignen Angelegenheiten ein trefflicher Finanzier war, liebte er es, auch die Finanzen des Staats, wenn auch zunächst nur als unbetheiligter Beobachter, zu überwachen und Unterschleife und Missbräuche aufzudecken. Hierin, in seinem Einflusse auf Hebung der Industrie und vielleicht in der Verdrängung mancher Steifheit der früheren spanischen Etikette, sowie in seinem persönlichen herzlichen und gewinnenden Wesen, das auch der Regierung zu Gute kam und dessen Vererbung die Popularität seines Hauses begründete, lagen seine öffentlichen Verdienste. Als Gatte und Vater war er zärtlich, sorgsam und geliebt. Er war im August 1765 zu der Vermählungsfeier seines zweiten Sohnes, des nachherigen Kaisers Leopold II., mit der Infantin Maria Luise von Spanien, nach Innsbruck gereist und die Rückreise schon bestimmt, als er am 18. August, schon vorher von Todesahnungen ergriffen, plötzlich vom Schlage gerührt ward und, ohne wieder zum Bewusstsein zu kommen, verschied. Der Schmerz der Kaiserin bei diesem plötzlichen Verluste war nicht bloss der heftigste, sondern es folgte ihm auch eine lange, lebenslängliche Trauer. Der Schatten, den hier die Hand des Todes über das Leben Maria Theresia's gebreitet hatte, wich nie wieder gänzlich aus ihm. Die ersten Tage sah sie Niemand. Dann empfing sie die Beileidbezeigungen des Hofes, als die Schiffe, welche die theure Leiche nach Wien führen sollten, schon bereit standen. Hier gab sie einen schönen Beweis der Wahrheit ihres Schmerzes und ihrer Liebe. Der Kaiser war ihr nicht immer treu gewesen, und ihre Eifersucht hatte sich weniger ihm, als den Gegenständen seiner Neigungen fühlbar zu machen gepflegt. Die letzte von ihm Begünstigte war die Gemahlin des Prinzen Johann Adam Joseph v. Auersperg, eine Tochter des Generals Grafen Neipperg, und sie war dem Hofe nach Innsbruck gefolgt. Als die Kaiserin bei jener Gelegenheit aus ihrem Cabinete trat, sah sie die Auersperg allein stehend, in Thränen gebadet, von allen Anwesenden scheu

zurückgezogen, ging aber sogleich auf sie zu, reichte ihr die Hand und sagte: „wir haben viel verloren, meine Liebe.“ Eine Verschreibung von 200,000 Gulden, welche der Kaiser der Favoritin noch am Tage vor seinem Tode ausgestellt hatte, liess sie ohne Zögern honoriren, bezahlte ihr das Landhaus in Laxenburg, das er ihr geschenkt hatte, weit über dem Werthe und behandelte sie bis an ihren Tod mit Güte. — Das Leichentuch für den Entschlafenen half sie selbst, unter steten Erzählungen von seinen Vorzügen, bereiten. An der Stelle, wo er verschieden war, ward ein Altar errichtet, das Zimmer zur Kapelle umgeschaffen, und ein Damenstift gegründet, dessen Bewohnerinnen für die Ruhe der hinübergegangenen Seele beten sollten. Bis zu ihrem erst fünfzehn Jahre später erfolgten Tode legte die Kaiserin die Trauer nicht ab, und liess sie ihre Haare abgeschnitten. Sie verliess die Zimmer, die sie mit ihrem Gemahl bewohnt hatte, und zog in das dritte Gestock der Hofburg, wo sie alle Gemächer mit schwarzem Sammet ausschlagen liess. Am 18. jedes Monats und den ganzen August jedes Jahres verschloss sie sich einsam in ihr Zimmer. Neben dem Mausoleum ihres Gemahls liess sie das ihre errichten, sodass nur der Tag ihres Todes in die Grabschrift zu setzen war. Als sie die Abnahme ihrer Kräfte verspürte, verbrachte sie täglich mehrere Stunden in der Kapelle, wo das Bild ihres Gemahls, wie er im Sarge gesehen, und ihr eignes Bild, wie sie als Leiche sehen würde, befindlich war. Obschon sie zuletzt keine Treppe mehr steigen konnte, liess sie sich doch wiederholt auf einem Stuhle in die Kaisergruft der Kapuzinerkirche hinab. Das letzte Mal riss das Seil, als sie wieder hinaufgezogen werden sollte, wobei sie ausrief: „Er will mich behalten! Ich komme bald.“ Nur wenige Tage darauf kam die Wassersucht bei ihr zum Ausbruch und raffte sie am Abend des 29. November 1780 hinweg. „Zu Dir! Ich komme,“ waren ihre letzten Worte.

Maria Theresia war nicht bloss ein musterhaftes Weib, sie war eine grosse und gute Regentin gewesen. Nicht frei von manchen weiblichen Schwächen und Eigenheiten, hatte sie doch mit gesunder Einsicht ein reges Pflichtgefühl und eine wahre und tiefe, wenn auch nicht in schimmernden Phrasen sich kundgebende Liebe zu ihrem Volke verbunden, was denn immer die Hauptsache bleibt.

Ihre Zeit war vorüber und mit der verwickelten Uebervortheilungspolitik, welche mehr und mehr in das Leben eintrat, verstand sie sich nicht. Sie wollte keine ungerechte Erwerbung, keinen unrechten Krieg. Ihrem einfachen Herzen, das die Weisheit der Religion fragte, widerstrebte die Philosophie, die zum Besten der Menschheit Rechte verletzen und Blut vergiessen wollte. Nur mit Mühe konnte man ihr die Einwilligung zu dem Vertrag über Polens Theilung, welchen Friedrich, Joseph und Kaunitz verabredet hatten, damit Russland nicht alles allein gewinne, abringen. In die bayerische Unternehmung, welche — so steht es mit den menschlichen Vorsätzen — kaum acht Jahre nach der zweiten Zusammenkunft Friedrichs und Josephs Oesterreich und Preussen sich wieder im Kriege begegnen liess, hätte sie nie gewilligt, wenn man ihr nicht eingeredet hätte, dieselbe werde allseitige Billigung und Anerkennung finden. Bei dem Erlöschen des in Bayern regierenden Zweiges des Hauses Wittelsbach (30. December 1777), womit Bayern dem gleichfalls erblosen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz zufiel, hatte Joseph den Plan erfasst, sich, im Einverständniss mit letzterem, in den Besitz des grössten Theiles von Bayern zu setzen. Damit waren die Rechte der nächsten Agnaten, der Pfalzgrafen zu Zweibrücken, verletzt, und die Ansprüche der Allodialerben, namentlich der Kurfürstin-Witwe von Sachsen, gefährdet. Friedrich nahm sich der Sache an, weil ihm daran lag, Preussen als den Beschützer der Unabhängigkeit der deutschen Staaten gegen das Kaiserthum darzustellen. Nach fruchtlosen Unterhandlungen kam es 1778 zum Kriege, der jedoch ohne Erbitterung geführt ward, ziemlich thatenlos verlief, und, da Maria Theresia dringend nach Frieden verlangte, schon am 13. Mai 1779 durch den Frieden von Teschen beendigt ward. Josephs Plan war gescheitert.

— 1779 n. Chr. —



Karl August und Goethe.

Gez. von v. Oër.

Karl August und Goethe.

(1779 n. Chr.)

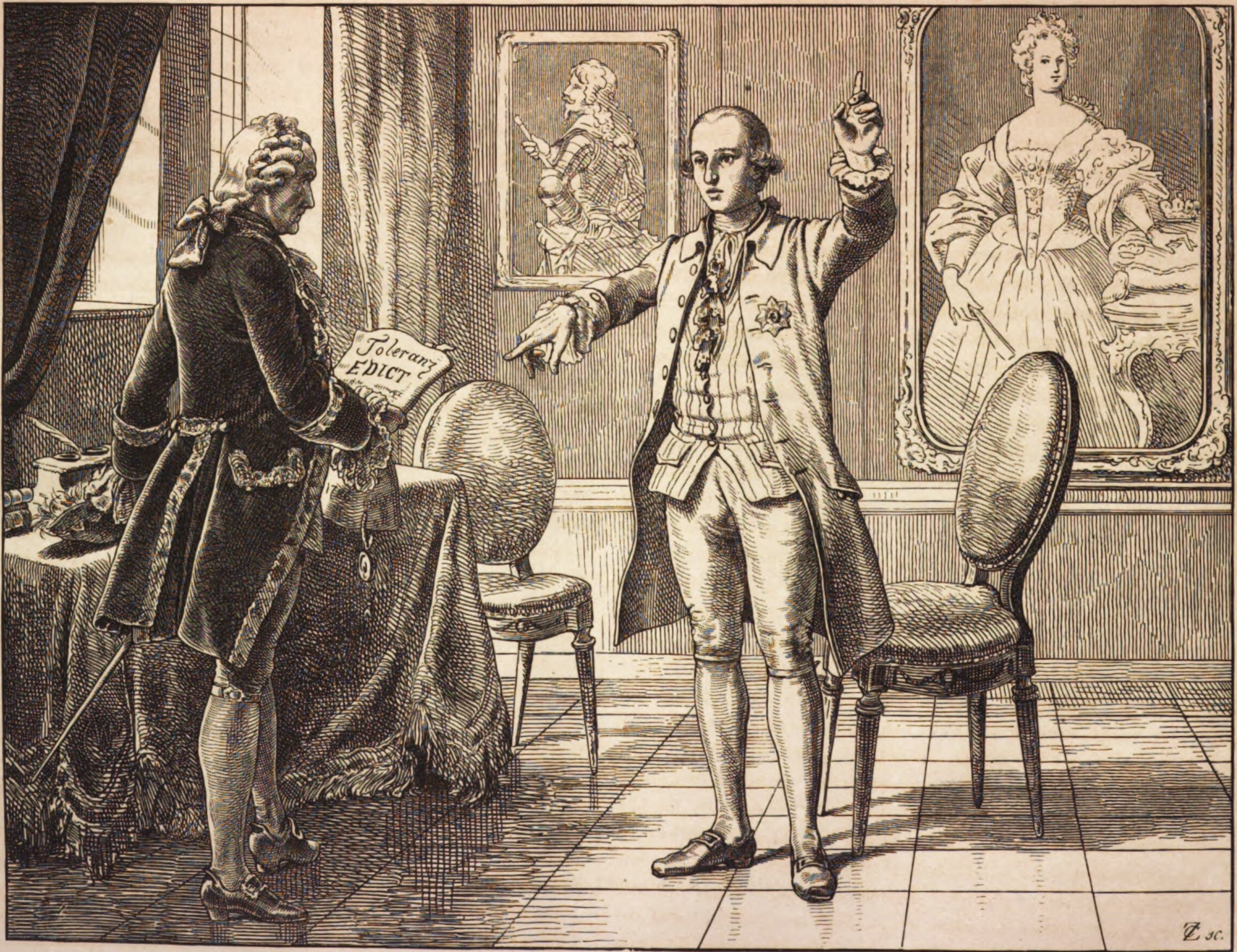
Eine Alpenreise. Auf dem schneebedeckten Gipfel eines einzelnen Gliedes aus der Kette von Bergriesen, welche die Schweiz durchklüften, auf dem Gipfel des Faulhornes, stehen die Reisenden, tief ergriffen von dem grossartigen Schauspiel, das sich vor ihnen ausbreitet und das sie mit dem ganzen Gefühl für das Grosse empfänglicher Geister erfassen. Was der staunende Blick und die erhobene Hand des Einen aus dem Freundespaar kundgiebt, dem mag der beflügelte Mund des älteren ernsteren Gefährten Worte leihen, und die sich in einander schliessenden Hände mögen sowohl das innige Gleichgefühl der Freunde bekunden, wie die Entschliessungen besiegeln, die eine Reihe so ergreifender Momente in ihren Herzen hervorgerufen.

Drei Jahre bereits war Goethe, dessen Name seit dem Erscheinen seines Goetz (1773) und seines Werther (1774) durch ganz Deutschland bekannt geworden, in hohem Staatsdienst zu Weimar und der vertraute Freund und stete Gesellschafter seines Fürsten, des jugendlichen Herzogs Karl August (geb. 6. September 1757), der ihn noch als Prinz auf einer Reise in Frankfurt aufgesucht hatte, hier, wie damals Alle, die mit Goethe in Berührung kamen, von dem geistvollen, hinreissenden Wesen des hochbegabten Jünglings bezaubert worden war, und ihn gleich nach seinem Regierungsantritt an seinen Hof lud (1775). Goethe trat zuerst als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimerathscollegium ein und ward 1779 wirklicher Geheimerath. Gleichwohl waren jene Jahre, wenn auch von Goethe besser, als damals geahnet ward, für das Bekanntwerden mit Land und Leuten und die nöthigste Einweihung in die Geschäfte benutzt, allem äusseren Anscheine nach nicht diesen letzteren gewidmet gewesen. Das Auftreten Goethe's in Weimar hatte vielmehr jene Zeit übersprudelnder, alle Fesseln des Herkommens und der Hofsitte durchbrechender, geistvoller, aber zügelloser Freiheit und Ungebundenheit eröffnet, die unter dem Namen der Genieperiode bekannt ist. Vieles von alten Formen und Regeln, das einst seinen tieferen, würdigen Sinn gehabt hatte, war jetzt nur noch eine leere und todte Hülle, in welcher keine belebende Seele mehr waltete, oder in der vielleicht eine kleinliche, engherzige Richtung geistloser Beschränktheit sich eingenistet hatte und ihr gespenstisches Wesen trieb. Manches war von Haus aus das Geschöpf verknöcherter, herz- und geistloser Zeiten, und mit tiefer Verachtung blickte der seiner Erhabenheit sich bewusstwerdende Geist auf dergleichen herab. Aber nicht Alle, die mit solcher Verachtung auf hergebrachte Formen und Regeln herabblickten, besassen wahrhaft den über diese erhabenen Geist, und selbst die Begabtesten unterlagen der Gefahr, mit dem Erstorbenen auch das noch Lebenskräftige wegzuwerfen, und den verborgenen werthvollen Sinn, die zusammenhaltende und zügelnde Kraft zu verkennen, die in Grundsätzen und Verhältnissen lagen, in denen ein flüchtiger Blick nur veraltete Vorurtheile oder beengende Schranken erblicken mochte. Jene strebenden Geister, denen sich freilich auch ein misslicher Tross unberufener Nachtreter anhing, standen alle in frischer Kraft der Jugend, blickten mit einer glühenden Hoffnung, der nichts zu hoch war, in's Leben, und schöpften mit vollen Händen aus dem Meer der Genüsse, die es ihnen darbot. Es fiel manches vor, worüber ehrenwerthe Männer bedenklich den Kopf schüttelten, das einem Wieland, der nur mit der Feder zuweilen frivol war, unheimlich bedünken wollte, und worüber Klopstock, dem damals noch der höchste Ehrenposten des deutschen Parnasses zugestanden ward, scharfen Tadel aussprach. Schien nun auch Goethe dergleichen Urtheilen eher Hohn und

Trotz entgegenzusetzen, so fühlte er selbst doch zuerst und am klarsten unter seinen Genossen, dass sie auf einer gefährlichen Bahn begriffen waren, und sehnte sich selbst nach dem zügelnden Maasse, für das sein Geist, wie wenige, vorgebildet war. Vor allem fühlte er, dass der kräftige und begabte Fürstenjüngling, der sich ganz seiner Leitung hingegeben, denn doch in Gefahr stand, über dem rastlosen Drange und Sturme nach immer neuen und stärkeren Reizungen, dem wechselnden Strudel von Gefahren und Genüssen, von Anstrengungen und Ueppigkeiten, die Ziele zu verfehlen, zu denen Natur und Pflicht ihn riefen. Ein Verhältniss vor allem mochte den älteren und erfahrneren Freund, der ein so reines Verständniss für die edleren Seiten des Lebens besass und es so aufrichtig wohl mit seinem Fürsten meinte, ernster stimmen und ihm die Nothwendigkeit einer Umkehr näher an's Herz legen. Der Herzog war seit dem 3. October 1775 mit Luise von Hessen-Darmstadt vermählt, einer Prinzessin, die den höchsten Thron zu schmücken, die den besten Gemahl zu beglücken befähigt war, und deren Vorzüge auch von ihrem Gemahl nicht verkannt, von Goethe aber in ihrem ganzen Werthe empfunden wurden. Indess die Naturen dieser fürstlichen Gatten haben sich nie zu vollem Einklang zusammenfügen wollen, und in jener Zeit erschien das wildgeniale Treiben ihres Gemahls der ernsteren Fürstin so abstossend und verletzend, und ihre Verstimmung fiel dem Herzog so lästig, dass in der That schwere Zerwürfnisse zu drohen schienen.

Da that Goethe einen Meisterzug, indem er den Herzog im Herbste 1779 zu einer raschen Reise in die Schweiz zu entführen wusste, auf welcher nur noch ein Cavalier die Freunde begleitete, der das Aeussere der Reise in Obacht nahm, während der Herzog und Goethe, oft selbander zu Fuss pilgernd, ganz nur sich, der Natur und den bedeutenden Menschen lebten, denen sie in freier Wahl nähertraten. Es war eine schöne und wohlthätige geistige Heilung, die hier vollzogen ward. Der reine Fluss des edelsten Metalles warf seine Schlacken ab. Karl August erwuchs auf dieser Reise, die er an der Hand des Genies und rein als Mensch gemacht, zum Manne und Fürsten, und gestärkt, gereift, liebenswürdiger als je, aber ernster und edler, hochherziger Entwürfe voll, kehrten die Freunde im Jänner des folgenden Jahres nach Weimar zurück.

1781 n. Chr.



Joseph II. und Kaunitz.

Gez. v. Camphausen.

Joseph II. und Kaunitz.

(1781 n. Chr.)

Im Cabinete des Fürsten, das die Bilder erlauchter Vorfahren schmücken, wird eine Massregel besprochen und beschlossen, vielmehr durch Einen gebietenden Willen als beschlossen verkündet, welche weitab von den Zeiten jener Vorfahren und ihren Richtungen führt. Nicht ohne ein sorgliches Bedenken scheint der bejahrte Staatsmann das Actenstück zu betrachten, das er in der Hand hält, und dessen Princip er vielleicht nicht misbilligt, wohl aber seinen Folgen mistraut. Aber mit siegender Begeisterung und entschiedenem Willen erklärt der Monarch seinen festen Entschluss und dessen Gründe.

Joseph II. war streng erzogen worden und war doch kein biegsamer Geist. Der störrige Knabe hatte sich als Jüngling in das Unabwendbare gefügt, und die aufrichtige Liebe, die er für seine Mutter empfand, hatte ihn bestimmt, zu vielem zu schweigen, das ihm innerlich widerstrebte. Aber der Unmuth über alle die Richtungen und Zustände, die er, mit Grund oder Ungrund, misbilligte, war darüber nur bitterer geworden, und jemehr er denselben in sich selbst verschliessen musste, mit desto entschiedeneren Entschlüssen mochte er sich für die Zukunft tragen. Ein Jahr bevor sein Vater starb, ward er mit der Krone des römischen Königs geschmückt und mit 25 Jahren trat er selbst an die Spitze des deutschen Reiches. Damals schien es, als wolle ihm Maria Theresia die Zügel der Regierung ganz überlassen; aber bald begnügte sie sich, ihn zum Mitregenten in den Erbstaaten zu ernennen, und auch hier schloss sie ihn in immer engere Schranken ein, wie sein allzu rasches und rücksichtsloses Vorgehen sowohl ihr selbst bedenklich erschien, wie einen gewaltigen Sturm verletzter Interessen in einflussreichen Kreisen hervorrief. Sein Streben ging damals zunächst auf Beschränkung des Aufwandes am Hofe, Vereinfachung der Etikette und Beseitigung mancher Misbräuche in der bequemen Beamtenwelt. Im Reiche versuchte er sich mit einigen fruchtlosen Bemühungen für Reform der grossen Reichsgerichte und mit Zügelung einiger der schlimmsten unter den kleinen Reichstyrannen. Im Innern ward er mehr und mehr auf das Kriegswesen beschränkt, für das er eine ausdauernde Vorliebe gewann, ohne es jemals wahrhaft verstehen zu lernen. Ausserdem fand er eine Ableitung für seinen Thätigkeitstrieb in öfteren Reisen, die er mit einer zu jener Zeit ungewöhnlichen Einfachheit ausführte.

Joseph war kein umfassender und tiefblickender Geist. Der Blitz des Genies, welcher Friedrich, wie vielerlei Irrthümern derselbe auch unterliegen mochte, denn doch so vielfach tiefere Einblicke thun, ihn das Rechte erfassen und auf die rechte Weise es ausführen liess, und der lebenskundige Scharfblick des preussischen Monarchen gingen ihm ab. Er war ein gläubiger Anhänger der Philosophie des Tages, im Politischen wie im Kirchlichen, einer Philosophie, welche auch die Wahrheiten, die ihre Stärke begründeten, in kahlster Oberflächlichkeit pflegte. Von den politischen Theorieen der Zeit hat er nur auszuführen gesucht, was ihm selbst genehm war und seinem absoluten Herrscherwillen freiere Bahn schaffen sollte. Ebendeshalb ging er am entschiedensten im Kirchlichen vor. Hier gelang es ihm schon gegen das Ende der Regierung seiner Mutter, selbst diese fromme Fürstin zu einigen Massregeln in seinem Sinne zu bestimmen. Sie willigte, nach längerem Sträuben, in die Aufhebung des Jesuitenordens, damals ein Hauptziel der leitenden Staatsmänner in den katholischen Reichen, während Friedrich den Jesuiten in seinen Staaten ein Asyl bot, weil er wohl wusste, dass nicht er sie zu fürchten brauche. Das kirchliche Asylrecht, das schon 1752 und noch mehr 1775 beschränkt worden war,

wurde 1776 gänzlich aufgehoben. Ja selbst die berühmten Toleranzedicte sollen schon drei Jahre vor dem Tode der Kaiserin im Entwurfe in ihrem Pulte gelegen haben, die Ausführung aber von ihr ihrem Sohne vorbehalten worden sein, der sie dann in seiner Ungeduld in noch ziemlich roher Form herausgelassen habe.

Das Werk selbst war sicher ein edelgemeintes. Wenn man der Meinung sein kann, dass Joseph in Manchem, was er im Innern der römisch-katholischen Kirche gethan, sowohl sichtlich sein Recht überschritten, als auch das Maass des Guten und Weisen, des wahrhaft Nöthigen und Zuträglichen verfehlt hat, so kann doch nur der kirchliche Fanatismus läugnen, dass die Gewährung freier Religionsübung für die in rechtlichem Dasein anerkannten christlichen Religionsparteien, wie die Milderung mittelalterlicher Bedrückungen der Juden, das Mindeste waren, was ein gerechter und einsichtsvoller Regent jener Zeit zu bieten hatte. Mehr aber ward durch die Edicte vom 13. und 19. October 1781 nicht geleistet. Die römisch-katholische Kirche blieb immerhin die herrschende, die vom Staate als seine eigne anerkannte und begünstigte. Eine wahre bürgerliche und politische Gleichstellung der Protestanten und Griechen mit den Römisch-Katholischen zu erwirken, unternahm Joseph kaum, und fand es von vornherein unausführbar. Für das Gefühl jedoch, dass unter den mancherlei Formen, in welche theologische Speculation und hierarchische Politik die Lehre des Christenthums ausgeprägt hatten, keine ohne menschlichen Zusatz, keine der vollen Wahrheit gewiss sei, alle aber gewisse hohe und heilige Grundzüge der göttlichen Offenbarung wahrten, in denen und deren treuen Pflege und Befolgung sie wohl den Punkt des Friedens und der Einigung finden könnten, fand er selbst zu seiner Zeit Verständniss, und die nach ihm auch in diesen Beziehungen gemachten Rückschritte haben keine Stütze in der wahren Kraft der Verhältnisse und weniger noch in dem Geiste des Volksthumes selbst gehabt. Er hatte eine grosse und schlimme Ursache menschlicher Leiden und menschlicher Sünden und Missethaten beseitigt. Möchte sie niemals wieder in's Leben gerufen worden sein oder werden!

1782 n. Chr.



Pius VI. und Joseph II.

Gez. v. Camphausen.

Pius VI. und Joseph II.

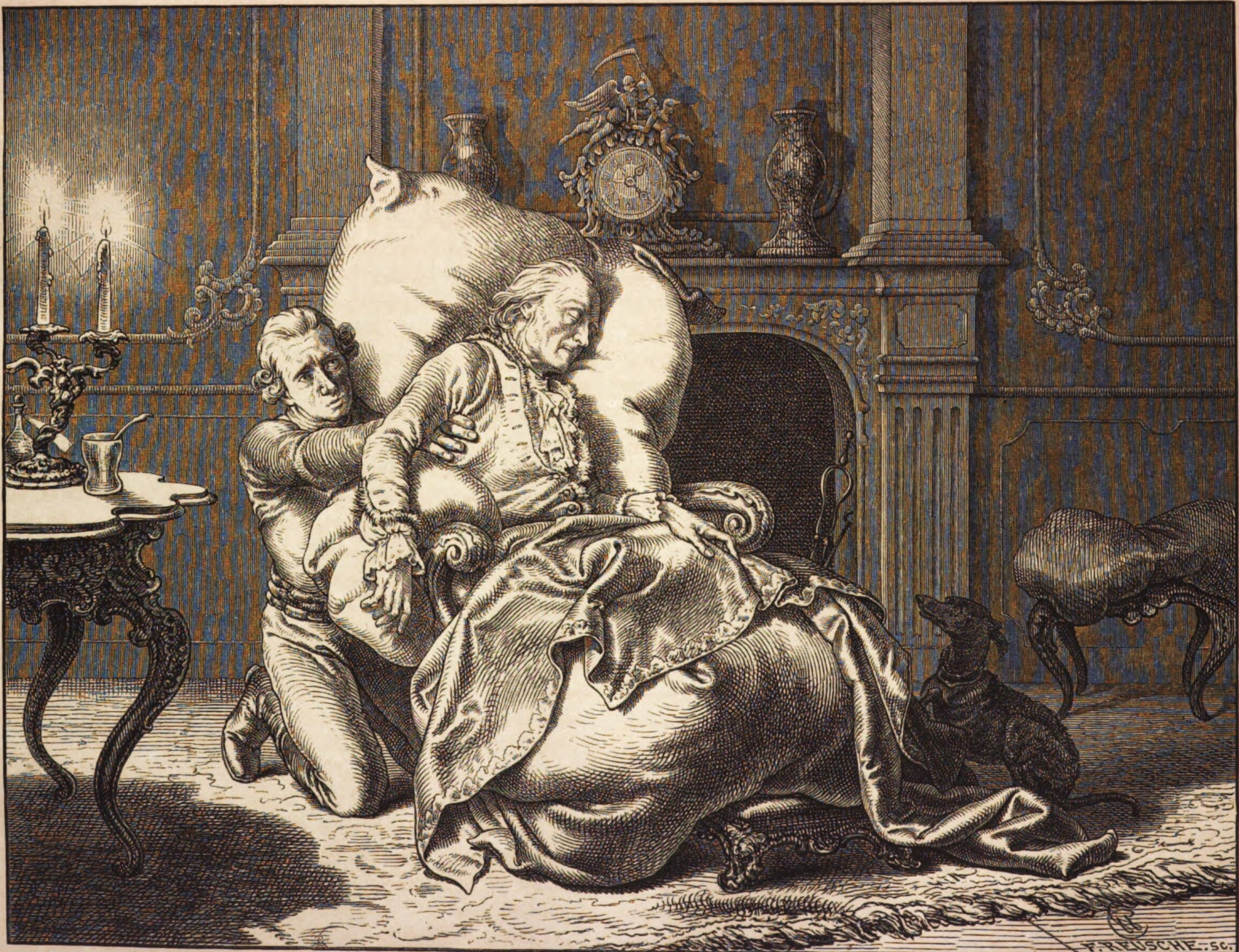
(1782 n. Chr.)

In andrem Gewande, in milderen Formen noch immer der alte Streit, die alten Gegensätze und, verborgener und verhüllter freilich, die alten Kampfmittel. Nicht mehr wird von kirchlicher Seite der verdammende Bannstrahl geschleudert und die demüthigende Busse verhängt, nicht mehr von der weltlichen Gewalt das Schwert gegen den unbewehrten Priester gezückt, oder dieser mit rohen Fäusten von seinem Sessel gerissen. Aber noch immer streiten sich Staat und Kirche um die Obmacht; noch immer sind Gewalt und List die Mittel, durch die um den Sieg gerungen wird, und noch immer ist, den Kämpfenden selbst oft unbewusst, die Herrschsucht nicht ohne Antheil an den Motiven des Streites. Freilich die Wagschale senkt sich mehr und mehr auf die weltliche Seite, deren materielle Macht gegen die Zeiten des Mittelalters unberechenbar gewachsen und entwickelt ist, und der jetzt auch die Waffen des Geistes in ganz anderer Weise zur Seite stehen.

Joseph hatte nicht bloss den katholischen Christen ihr Recht zu schaffen gesucht, er wollte auch im Innern der katholischen Kirche selbst als Reformer auftreten, weniger freilich um der Kirche, als um des Staates willen, und jedenfalls im Sinne der modernsten Aufklärung seiner Zeit. Möglichste Trennung der katholischen Kirche Oesterreichs von Rom und dem römischen Einfluss war sein erstes Hauptziel. Schon unter dem 1. September 1781 verfügte er, dass hinführo keine päpstliche Bulle in seinen Staaten gelten solle, die nicht das kaiserliche Placet erhalten habe. Der Eid, den die Bischöfe dem Papste zu leisten hatten, ward in solcher Weise modificirt, dass man nicht länger eine Collision desselben mit den Unterthanenpflichten, die sie von nun an durch einen besonderen Eid in die Hände des Kaisers bekräftigen mussten, besorgte. Die Ordensgeistlichkeit sollte nicht länger von ihren Vorstehern in Rom, sondern lediglich von den Landesbischöfen und Landesstellen abhängen. Dispensationen sollten nicht mehr aus Rom, sondern von den inländischen Bischöfen geholt werden. Die päpstlichen Monate, in denen der Papst die Vergebung erledigter Pfründen hatte, wurden aufgehoben. Kurz das Band der Einheit, das der römische Stuhl für die katholische Kirche aller Länder zu bilden bestimmt war, wurde für Oesterreich so gut wie beseitigt, und damit für jene Zeit weniger politische Bedenken, die in der That schon lange verschwunden waren, als nationalökonomische Beschwerden, wie man sie in den durch die aufgehobenen Einrichtungen veranlassten Geldsendungen nach Rom erblickte, gehoben. Aehnliche Gründe walteten bei Aufhebung einer grossen Anzahl von Klöstern ob, die sich mit dem Nützlichkeitsprincipe des Kaisers nicht vertragen wollten. Freilich wurden die eingezogenen Einkünfte, aus denen man den Ordensleuten nur äusserst geringe Pensionen gab, bloss in den ersten Jahren in die Religionskasse gewiesen, wo sie gleichfalls für kirchliche Zwecke verwendet werden sollten. Aus allen Ritualen musste die Bulle In Coena Domini herausgeschnitten werden. Bei Aufhebung der Klöster verfuhr man zum Theil mit dem Vandalismus der Unwissenheit. Bibliotheken wurden in die Papiermühle geschickt, oder wagenweise verschleudert; werthvolle Manuscripte gingen verloren; von alten Urkunden riss man die Siegel ab und verkaufte das Pergament; die Kostbarkeiten der Klosterschätze, oft von hohem Kunstwerth, wurden eingeschmolzen. Auch an die altgewohnten religiösen Gebräuche rührte man im Sinne der Zeitbildung. Wunderthätige Bilder und Reliquien verschwanden aus den Augen des Volkes; religiöse Ceremonieen wurden vereinfacht, Eidesformeln geändert, die Wallfahrten, die Bitt- und Umgänge beschränkt.

Diese Massregeln, zu denen noch manche specielle Streitpunkte kamen, erregten natürlich zu Rom viel Unmuth und Sorge, und es entspann sich ein ziemlich scharfer Notenwechsel, der übrigens von Seiten des Fürsten Kaunitz mit vieler Entschiedenheit geführt wurde. Rom hatte keine Mittel zum Widerstand. Der Papst aber kam auf den Gedanken, sein persönliches Einwirken könne denn doch vielleicht zur Milderung mancher Massregel beitragen, und führte den Entschluss der Reise aus, obwohl ihm der Kaiser von vornherein erklärte, dass nichts seine Vorsätze ändern werde. Am 27. Februar 1782 verliess er Rom und zum erstenmale wieder seit mehr als vierthalb Jahrhunderten betrat ein Papst den deutschen Boden. Aller Orten drängte sich das katholische Volk zusammen, den Segen des heiligen Vaters zu empfangen, und wie auf einem Triumphzuge gelangte er (22. März) nach Wien, wo er dann vier Wochen verweilte. Er wurde mit höchster Auszeichnung behandelt, aber in die ihm erwiesenen Ehren waren auch Vorsichtsmassregeln gemischt. Mit Absicht nahm man ihn in die Hofburg auf, wo alle Zugänge zu seiner Wohnung, bis auf einen streng bewachten, vermauert waren, damit Niemand ohne Vorwissen und Erlaubniss des Kaisers zu dem Papste gelangen könne. Den deutschen Bischöfen war es verboten, während der Anwesenheit ihres Oberhauptes nach Wien zu kommen, und selbst der Erzbischof von Wien musste die Stadt verlassen. Alle mündliche Verhandlung lehnte der Kaiser ab. Dem feierlichen Hochamte, das der Papst in der Kirche St. Stephans hielt, wohnte Joseph nicht bei, weil über die Höhe der beiderseitigen Throne Zwiespalt erwuchs. Fürst Kaunitz behandelte den Papst geradezu formlos. Bei der Abreise (21. April) ward Pius VI. allerdings reich beschenkt und vom Kaiser bis Mariabrunn begleitet, wo eine feierliche Abschiedsscene stattfand (22. April). Aber noch an demselben Tage hob der Kaiser das Kloster zu Mariabrunn auf. Die Reise des Papstes war wenigstens in ihrem nächsten Zwecke gescheitert, und nur insofern mochte der Papst eine Hoffnung mitbringen, als er sich überzeugt hatte, dass im Volke noch Gesinnungen lebten, welche an dem Bestande mancher Josephinischen Massregeln zweifeln liessen.

1786 n. Chr.



Tod Friedrichs II.

Gez. v. Camphausen.

Tod Friedrichs II.

(1786 n. Chr.)

Ein müder Pilger entschlummert in den Armen des treuen Dieners, der ihm die letzten Leiden zu mildern bemüht gewesen, und mit diesem Augenblicke endet für diese Erde ein Dasein, an das sich die bedeutungsvollsten Geschicke geknüpft hatten und dessen Wirkungen sich noch weit in die Zukunft hinaus erstrecken sollten, was auch für Wandelungen die nächsten Folgezeiten in Massregeln und Richtungen bringen mochten.

Der Friede von Hubertusburg scheidet die Regierung Friedrichs II. in zwei fast gleiche Hälften, in deren erster die Werke des Krieges, in deren zweiter die des Friedens den Haupttheil einnehmen, und wohl nicht ohne Grund hat man gemeint, dass, wenn auch die erstere Hälfte an imponirendem Glanze reicher sei, die zweite ihr doch an Verdienst und Grösse keinesweges nachstehe, und der Ruhm des grossen Königs in stetem Wachsen begriffen gewesen sei. Nachdem der Siebenjährige Krieg bestanden war, widmete sich Friedrich mit ganzem Eifer, mit unablässiger Sorgfalt und Ausdauer und mit einer seinen Erfahrungen und Anschauungen entsprechenden wirthschaftlichen Umsicht der Aufgabe, die tiefen Wunden, welche der Krieg nach so vielen Seiten hin seinen Landen geschlagen, zu heilen. Schon 1766 konnte er schreiben, dass er in Schlesien 8000, in Pommern und der Neumark 6500 Häuser, die grösstentheils durch die Russen zerstört worden, habe wieder aufbauen lassen. Unmittelbar nach dem Frieden vertheilte er aus den Armeemagazinen 42,000 Scheffel Getreide und Mehl als Saatkorn in die Provinzen. Ebenso gab er zur Bespannung der Ackerwerkzeuge 35,000 Armeepferde her, und während er, trotz des Friedens, die Wehrkraft des Landes eher erhöhte, als minderte, entliess er doch 40,000 Inländer aus der Armee, um dem Landbau Arbeitskräfte zurückzugeben, und ersetzte sie durch geworbene Ausländer. Das zerrüttete Münzwesen wurde wieder in Ordnung gebracht, und überhaupt die Misstände beseitigt, die durch die Finanzkünste hervorgerufen waren, zu denen er in den Nothzeiten des Krieges seine Zuflucht genommen. Im Uebrigen blieb er in vollem Sinne Selbstherrscher, und behandelte den Staat im Sinne seiner Vorfahren, wo derselbe gewissermassen eine erweiterte Gutsherrschaft darstellte. Dieses Staatsleben ward allerdings nach hergebrachten Ordnungen, oder neubegründeten Regeln und im Hinblick auf einen Gesammtzweck geleitet; aber der Wille des Königs blieb das leitende Princip, die überall maassgebende Instanz, die alles durchdringende Seele, blieb es in einem Sinne, welcher die Frage hervorrufen konnte: wie es werden solle, wenn diese Aufgabe dereinst einem weniger für dieselbe berufenen Regenten zufallen sollte. Denn Friedrich war selbst sein eigner Minister und seine Minister waren wenig mehr, als seine Secretaire. Doch auch er selbst verfuhr in seiner inneren Verwaltung zum Theil nach Ansichten, die in unserer Zeit als irrig erkannt sind, die er aber dem Standpunkte seiner Zeit gemäss und in bester Absicht erfasst hatte. So in seiner künstlichen Heraufziehung des Gewerbswesens, überhaupt seiner bevormundenden Wirthschaftspolitik, dem grossen Werthe, den er auf Vermehrung der Bevölkerung legte, seinen Finanzmonopolien und Accisen und ähnlichem. Mit hohem Ernste war er für eine gerechte und unparteiische Justiz besorgt, verwechselte aber dabei zuweilen seine persönliche Rechtsansicht mit der Stimme des Gesetzes.

Gegen aussen hatte er nur einmal noch das Schwert zu zücken, als er in Sachen der bayerischen Erbfolge gegen den Ehrgeiz Josephs II. einschritt, und auch da kam es, da beide Theile mehr vorsichtig, als kühn verfuhren, zu keinen entscheidenden Thaten, und die Schwerter kehrten bald wieder in die Scheide. Vorher

bereits hatte er eine unblutige Eroberung gemacht, die es freilich nur deshalb war, weil sie einen gewaltigen Misbrauch der Uebermacht gegen einen in tiefe Schwäche verfallenen Nachbar in sich fasste. Wir meinen seine Theilnahme an der ersten Zerstückelung Polens durch Russland, Oesterreich und Preussen (1772), bei welcher Friedrich die zwischen Pommern und Ostpreussen gelegenen Bezirke, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, in seine Gewalt brachte und als die Provinz Westpreussen mit seinen übrigen Staaten vereinigte. In den weiteren Staatshändeln, welche Europa bewegten, behauptete er eine zurückhaltende Neutralität, und trat nur dann, sei es handelnd oder drohend, auf, wenn es galt, einem Versuche Oesterreichs, seine Macht in Deutschland zu verstärken, entgegenzutreten. Wie er dies schon bei der erwähnten ersten bayerischen Erbfrage gethan hatte (1778—1779), so wiederholte er es, als Joseph 1785 mit dem Kurfürsten von Bayern über einen Plan verhandelte, Bayern gegen die österreichischen Niederlande zu vertauschen. Der nächste Erbe, der Herzog von Zweibrücken, ward veranlasst, sich mit einem Proteste an Friedrich zu wenden, und die Vorstellungen dieses gefürchteten Monarchen genügten, dem Projecte ein Ende zu machen. Der Vorgang aber gab zu dem sogenannten Fürstenbunde Veranlassung, zu welchem sich der grösste Theil der deutschen Fürsten an Preussen anschloss, um sich gemeinsam gegen jeden Versuch zu vertheidigen, die deutschen Landeshoheiten unter die Kaisermacht zu beugen. Denn damals verstand man unter der deutschen Freiheit noch den Gegensatz der deutschen Einheit, und der Schutz dieser Freiheit ward als der Ruhm der letzten Tage Friedrichs betrachtet.

Bei einer schwächlichen Constitution und unter allen Sorgen und Beschwerden und öfteren Krankheiten war Friedrich doch zu hohem Alter gediehen, und auch das Alter hielt ihn nicht ab, sich in gewohnter Weise jeder Witterung auszusetzen und alle Arbeiten zu verrichten, deren er sich nur zu viele aufzubürden pflegte. Endlich erlag jedoch auch diese Kraft. Seit dem Herbste 1785 bildete sich eine Wassersucht allmälig aus und nahmen die Kräfte langsam ab. Friedrich ertrug die Beschwerden der Krankheit mit Geduld und liess sich bis zum 15. August 1786 in seinen Arbeiten nicht stören. Am 16. August aber ward es ihm, trotz aller Anstrengung, unmöglich, an die Geschäfte zu gehen, und früh am 17. August verschied der grosse König, und neue Zeiten, neue Menschen traten hervor.

1792 n. Chr.



Die Preußen vor Valmy.

Gez. v. Beck.

Die Preussen vor Valmy.

(1792 n. Chr.)

Eine Kriegsscene, die uns der Künstler zunächst in den Wirkungen vorführt, welche die Geschütze des Feindes in den Reihen eines gegen die Stellung desselben geschaarten Heeres hervorrufen, das nichts zu thun scheint, ihn bis zur gänzlichen Ueberwindung zu bedrängen. Getödtete oder verwundete Krieger liegen umher. Zerspringende Hohlkugeln verbreiten Tod und Verderben. Wohl hält eine leitende Gruppe von Heerführern im Mittelpunkte; aber nur Einzelne aus ihr scheinen in die Ferne nach dem Feinde zu blicken, und mehr die Lage des eignen Heeres scheint es zu sein, worauf der Feldherr, nicht ohne Besorgniss im Blicke, den fürstlichen Herrn, der in gefasster Ruhe an seiner Seite hält, aufmerksam macht. König Friedrich Wilhelm II. und der Herzog von Braunschweig sind es, die wir hier an der Spitze eines preussischen Heeres in Frankreich eingedrungen sehen, wo sie keinem ernsteren Widerstand begegneten, bis sie Kellermann bei Valmy aufhielt.

Es waren grosse Veränderungen, folgenschwere Ereignisse eingetreten, seit Friedrich II. die Augen geschlossen hatte. Auch sein Nebenbuhler und Gegner, Kaiser Joseph II., war (20. Febr. 1790) hinüber gegangen und hatte fast alle Provinzen des weiten Kaiserstaates in Verwirrungen hinterlassen, zu denen die Massregeln Anlass gegeben, die er in guter Absicht unternommen, die aber theilweise in den Zwecken, durchgängig in den Mitteln vergriffen waren. Seinem milden und weisen Bruder, der ihm als Leopold II. auf dem Kaiserthron folgte, blieb kaum die Zeit, das Nöthigste auszugleichen, bevor auch ihn der Tod hinwegraffte (1. März 1792), während schon von Westen ein furchtbareres Ungewitter herangebraust war, als alle vorhergegangenen. Denn noch Joseph II. hatte den Anfang der französischen Revolution, hatte die Schritte erlebt, mit denen ein Volk die Bahn betrat, auf der er selbst gescheitert war, die Bahn eines vermeintlichen Fortschritts, der zum Unheil führte, weil er unklar war über Zweck und Mittel, die Reform nicht nach Maass und Gewicht der gegebenen Zustände regelte, sich losriss von Wirklichkeit und Geschichte und das Gewollte ohne Rücksicht auf Recht und Moral der Mittel betrieb.

Die ersten Schritte der französischen Revolution führten, wider den Willen der meisten Theilnehmer, aber in unvermeidlicher Consequenz der Verhältnisse, sehr bald zu grösster Entwürdigung und Gefährdung des französischen Königthums, führten aber auch zu offenen widerrechtlichen Massregeln gegen die Nachbarn, auch gegen deutsche Reichsstände. Zunächst das erstere Verhältniss veranlasste Annäherungen zwischen Oesterreich und Preussen und eine Zusammenkunft Kaiser Leopolds II. mit König Friedrich Wilhelm II., die am 27. August 1791 zu Pillnitz stattfand, mag zu vorläufigen Verabredungen über gemeinsames Handeln in möglichen Fällen geführt haben. Ein einmüthiges und energisches Auftreten Deutschlands zum Schutze verletzter Rechte seiner Glieder würde ein würdiger und wahrscheinlich erfolgreicher Schritt gewesen sein. Ein Einmischen in die innern Angelegenheiten Frankreichs drohte, das französische Nationalgefühl zu verletzen und auch Solche zur Abwehr aufzureizen, die an sich mit dem Gange der Dinge in Frankreich keineswegs zufrieden waren. In der That erklärte Leopold, nachdem Ludwig XVI. die neue Verfassung beschworen hatte und für kurze Zeit in etwas bessere Stellung gebracht schien, die Gefahr für nicht mehr dringend (12. Novbr. 1791). Der am 1. Octbr. 1791 zusammengetretenen französischen Legislative gegenüber zeigte sich aber bald, dass die dem König in der neuen Verfassung zugewiesene Stellung keine haltbare war und dass das Königthum

in der Meinung der nun hervortretenden Parteien keinen Boden hatte. Ebenso wurden die Herausforderungen gegen das Ausland, die rücksichtslosen Massregeln, Schmähungen und propagandistischen Versuche immer frecher. So standen die Dinge, als Leopolds Sohn, Kaiser Franz II., den Thron bestieg. Noch immer aber war es auf Seiten der Mächte bei einer gerüsteten, abwartenden Stellung geblieben, und nicht die Verbündeten, sondern die Franzosen waren es, die zuerst den Krieg an Oesterreich erklärten (20. April 1792), weil die herrschenden Parteimänner eines solchen bedurften, um ihre gewaltthätigen Massregeln zu beschönigen.

Die Verbündeten nahmen den Krieg im Anfange leicht, weil sie den französischen Soldaten nicht viel zutrauten und, durch die Angaben der Emigranten getäuscht, auf zahlreiche Sympathieen in Frankreich selbst rechneten, während die Franzosen auch aus der unerträglichsten Lage nicht durch Hilfe des Auslandes befreit zu werden begehrten. Der Beginn schien jedoch jene Meinungen zu rechtfertigen. Denn die ersten französischen Heerhaufen, die gegen die österreichischen Niederlande anrückten, ergriffen die Flucht, zum Theil ohne einen Feind gesehen zu haben oder bei dem ersten Anblick desselben (28. April) und liessen dann ihre feige Wuth in Ermordung ihrer Befehlshaber und wehrloser Gefangenen aus. Auch weiterhin geschah zunächst nichts Erhebliches, und die französischen Generäle hielten sich, ihren Soldaten misstrauend, nur vertheidigungsweise. Da erklärte Preussen den Krieg (26. Juni) und am 1. August führte der Herzog von Braunschweig, der sich im siebenjährigen Kriege hohen Ruhm erworben hatte, ein aus Preussen und Hessen bestehendes Heer von 50,000 Mann, bei dem sich der König selbst, sowie der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und in dessen Gefolge Gœthe, befanden, über den Rhein, während 60,000 Oestreicher, in zwei Heersäulen, zu beiden Seiten der Preussen vordrangen. Leider liess der Herzog von Braunschweig dabei ein sehr übel berechnetes Manifest vorausgehen, das ganz geeignet war, die gesammten Franzosen gegen die Verbündeten aufzuregen. Die Preussen nahmen jedoch Longwy (22. August) und Verdun (2. Septbr.) und bedrohten Paris. Dumouriez besetzte jetzt die Pässe des argonner Waldes, während Kellermann von der belgischen Grenze zu seiner Verstärkung herbeieilte. Auch jetzt noch nahm der österreichische General Clairfait den Pass von Croix au Bois und Dumouriez, dessen Truppen von panischem Schrecken ergriffen wurden, zog sich in das verschanzte Lager bei St. Menehould zurück, während Kellermann bei Valmy Stellung nahm.

An den letzteren Punkt gehört die Scene unsers Bildes. Der eigentliche Hergang und Zusammenhang des verhängnissvollen Tages vom 20. Septbr. 1792, von wo eine grosse Wendung eintrat, von der an die Franzosen zwanzig Jahre lang, mit seltener Unterbrechung, siegreich sein sollten, ist noch heute ein Räthsel der Geschichte. Die französischen Generäle selbst haben ihre damalige Lage als höchst gefährlich dargestellt. Gewichtvolle militärische Stimmen aus Preussen haben erklärt, dass es unschwer gewesen wäre, Kellermann zu werfen und dass auch Dumouriez sich sodann nicht würde haben halten können. Nicht militärische, sondern politische Gründe von geheimnissvoller und zweifelhafter Natur hätten für den Rückzug entschieden. Der König soll auch in der That eine in den Rücken des Feindes führende Bewegung mit grossem Scharfblick angeordnet und geleitet haben. Da aber wäre der Herzog von Braunschweig herzugeeilt und hätte die Bewegung rückgängig gemacht. Auf der anderen Seite wird behauptet, dass ein weiteres Vordringen zu gewagt erschienen wäre, da man die Stimmung des Volkes immer schwieriger gefunden habe, je tiefer man in das Land gekommen und da wohl die Franzosen, nicht aber die Verbündeten Verstärkungen zu erwarten gehabt hätten. Auch wird auf den Mangel an Lebensmitteln, dem doch abzuhelfen war, wenn man die feindlichen Magazine in Chalons erreichte, auf ausgebrochene Krankheiten, schlechte Wege und ungünstige Witterung aufmerksam gemacht.

Wie dem auch sei, man begnügte sich, bei Valmy eine heftige Kanonade gegen die Stellung des Feindes vorzunehmen,

1792 n. Chr.



Gez. v. Beck.

Die Franzosen in Mainz.

die er bis gegen Abend erwiderte, worauf er sich auf Dumouriez zurückzog und mit diesem vereinigte. Dafür stiess Clairfait zu dem preussischen Heere. Indess der Herzog rieth zum Rückzug und obwohl der König diesen noch um neun Tage verzögerte, während welcher vergebliche Unterhandlungen mit Dumouriez geführt wurden, musste derselbe am 29. Septbr. angetreten werden, und eine mit ungemessenen Erwartungen begonnene Unternehmung war, wenn man die mildeste Auslegung annehmen will, aus übertriebener Behutsamkeit aufgegeben.

Die Franzosen in Mainz.

(1792 n. Chr.)

Sind es Befreier einer vom Feinde bedrängten Stadt oder sind es aus Kampf und Sieg zurückkehrende vaterländische Heerschaaren, die hier mit solchem Jubel, solcher Begeisterung begrüsst werden? Haltung und Miene der Grüssenden, wie der Begrüssten deuten auf noch ein anderes Verhältniss hin; ein feuriger Schwärmereifer spricht sich in Mienen und Geberden der Männer und Frauen aus, die sich den nahenden Kriegern entgegendrängen, sie mit emporgeschwungenen Hüten und Kränzen begrüssen und mit heissen Betheuerungen Bundesgelübde darzubringen scheinen. Fast verwundert blicken die vor den Truppen einherreitenden Befehlshaber, in ihrer stolzen, ruhigen Haltung, auf die fremdartige, aufgeregte Scene. Politischer Wahn ist hier im Spiele, und die mainzer Clubbisten sind es, die den Franzosen entgegeneilen, in denen sie Befreier zu erblicken glauben, wo sie Feinde des Reichs, Feinde ihres nächsten, wie des grossen gemeinsamen Vaterlandes erkennen sollten.

Um dieselbe Zeit, wo die Preussen ihren Rückzug von Valmy antraten, war von der französischen Rheinarmee aus der General Custine, ein ehemaliger Marquis, der vom eifrigen Royalisten zum eifrigen Republikaner übergeschlagen war, mit einer Heerschaar, welche anfangs nur etwa 6000 Mann betragen haben mag, sich aber für stärker ausgab und allmälig bis auf weit über 20,000 anwuchs, in die Pfalz eingebrochen. Auch diese Möglichkeit war von den Verbündeten übersehen und nur wenige österreichische, hessische und pfälzische Truppen waren in der Pfalz zurückgelassen worden. Diese wurden von der französischen Uebermacht bald zersprengt; Custine besetzte Speyer, Worms und Oppenheim und erschien, nachdem er, aus unbekannten Gründen, schon einmal zurückgegangen war, am 19. Octbr. 1792 vor Mainz, das er sich zum Waffenplatze erkoren hatte, von wo er weitere Streifzüge durch das westliche Deutschland machen könne.

Mainz war damals die Hauptstadt eines geistlichen Kurfürstenthums, und diese geistlichen Staaten waren allerdings Gestaltungen, deren Zusammenbrechen vor dem Anhauch der neuen Zeit nicht verwundern durfte. War auch das Sprichwort: „unter dem Krummstab ist gut wohnen,“ soviel wenigstens das leibliche Wohlsein und die persönliche Behaglichkeit anlangte, noch immer in vielen geistlichen Herrschaften eine Wahrheit, so stand doch das geistige und sittliche Leben meist auf tiefer Stufe, so fehlte es doch in diesen Staaten mehr als sonstwo an patriotischer Spannkraft, so waren doch ihre Einrichtungen und Zustände meist als vollständig überlebt, den neuen Verhältnissen in keiner Weise gewachsen und von innerer Fäulniss ergriffen zu bezeichnen. Selbst wo einmal ein aufgeklärter Regent Reformen im Sinne der Neuzeit vornahm, war es meist nur eine

glänzende Uebertünchung der tiefen Schäden, und konnte das Neue unter solchen Umgebungen weder gedeihen, noch nützlich wirken. Diese geistlichen Staaten waren nicht bloss Kinder des Mittelalters, sondern gehörten mit ihrem ganzen Wesen seinen Richtungen an und mussten Grund und Halt verlieren, wie diese Richtungen durch neue verdrängt wurden. Seit 1774 war Friedrich Karl Joseph Freiherr v. Erthal (geb. 1719, gest. 1803) Kurfürst von Mainz und Fürstbischof von Worms, ein Welt- und Lebemann, milden Sinnes, gebildet, eine wie es hiess aufgeklärte Politik verfolgend, aber den Vergnügungen ergeben, vom Augenblicke beherrscht, ohne tieferen Blick und festen Willen. Er hatte den sich in kosmopolitischem Freisinn gefallenden Dalberg zum Coadjutor genommen, war dem preussischen Fürstenbunde beigetreten, hatte Johannes Müller in sein Cabinet berufen, hatte die Universität zu heben und sonst für die Pflege der Wissenschaften zu wirken gesucht, indem er Georg Forster, Sömmering und andere Gelehrte von Ruf nach Mainz zog. Der Hof war glänzend und eine zahlreiche Diplomatie vermehrte das Leben der Stadt. Wie aber jene Gelehrten sehr bald erkannten, dass die Verhältnisse für ihr Wirken aller Vorbereitung ermangelten, so brachten auch sonst die Fremden und die mit den alten Zuständen contrastirenden Versuche ein Ferment in die mainzer Gesellschaft, das nur zersetzend und auflösend wirken konnte, und Mainz ward ein Herd von Feuergeistern, die für die französischen Revolutionsphrasen schwärmten, und den deutschen Zuständen so feindlich waren, dass sie darüber Deutschland selbst aufzugeben bereit wurden.

Von dort aus gingen Verbindungen zu den Franzosen, während der Staat ohne Kraft und Entschluss zu Zügelung und Widerstand war. Mainz, berufen, ein Bollwerk des Reichs zu sein, war in völlig vernachlässigtem Zustande. Die Summen, die zur Herstellung der Festungswerke bestimmt gewesen, waren zu anderen Zwecken verwendet worden. Die Besatzung belief sich auf höchstens 2000 Mann, deren Kern 900 Oesterreicher bildeten, während der Rest aus Mainzern und Nassau-Weilburgern bestand und auf die letzteren kein Verlass war. Der Gouverneur, General Freiherr v. Gymnich, war ein Greis, der sich zwar anfangs vermass, die Festung halten zu wollen, bis ihm das Tuch in der Tasche brenne, aber den Kopf verlor, wie die erst verachtete Gefahr heranzog. Der Kurfürst, die Minister, der ganze Hof entflohen auf die erste Kunde von dem Herannahen der Franzosen. Diese umzingelten die Stadt und sollen, um ihre Anzahl grösser erscheinen zu machen, eine Menge den Condéern abgenommener leerer Zelte haben neben den ihrigen aufschlagen lassen. In dem abgehaltenen Kriegsrathe stimmte Major Eikenmayer, der Chef des Geniewesens, den man später zum Sündenbock der ganzen Sache hat machen wollen, weil er, wie nichts mehr zu retten war, in französischen Dienst trat, für Widerstand, da man Verstärkung durch darmstädter Truppen erwarten und sich dann doch so lange halten könne, bis man von Oesterreichern oder Preussen entsetzt werde. Indess der Landgraf von Hessen-Darmstadt weigerte die begehrte Hilfe; der preussische Gesandte, Freiherr v. Stein, soll, im Interesse einer der den damaligen preusischen Hof zerklüftenden Coterieen, für die Uebergabe gewirkt haben; die weilburger Soldaten waren von dannen gezogen, und so beschloss man, Eikenmayer und den Hofrath Kalkhofen an Custine abzusenden, um über eine Capitulation zu unterhandeln, die auch in leidlicher Weise zu Stande gebracht ward.

Am 20. Octbr. 1792 zogen die Franzosen in Mainz ein, und nun traten die mainzer Clubbisten, die Anhänger der französischen Revolutionsideen, offen hervor, eilten, von schwärmenden Frauen begleitet, den Siegern entgegen, schwenkten Kränze und Hüte, Jakobinermützen und Tücher, und machten ihrem Jubel in feurigen Zurufen Luft. Diese Revolutionspartei gehörte meist den gebildeteren Ständen an und hatte manche wahrhaft edle Männer in ihrer Mitte, die aber durch Schwärmereifer verführt waren, der abstracten Idee, die sie im Lichte des Ideals erfassten, jede Rücksicht auf begründete Pflicht, auf Geschichte und Volksthum nachzusetzen, und die über Wesen und Ziel der

— 1794 n. Chr. —



Weimar's Musenhof.

Gez. von v. Oër.

französischen Bewegung in gänzlicher Verblendung schwebten. Sie blieben auch ferner die gefügigen Werkzeuge der Franzosen, machten aber eben dadurch die Kluft zwischen ihnen und dem übrigen Volke, das ganz anderen Richtungen folgte, nur noch weiter. Wie gross diese Kluft war, ergab sich schon, als Custine die Zünfte zusammenkommen liess, damit jede derselben einen Constitutionsentwurf vorlege. Damals fasste die Perrückenmacherzunft ihre politischen Wünsche in den einen zusammen: „wir wollen bis auf 35 aussterben und unser Meister Krebs soll Rathsherr sein,“ und die Lohnkutscher erklärten: „wir wollen kein Brückengeld mehr bezahlen; dann mag Kurfürst sein, wer da will.“ Einer Republik und ihrer Verfassung gedachte keine der Zünfte.

Auch sonst sollte der Jubel nicht lange dauern. Des sinnlichen Custine Benehmen entsprach den Erwartungen seiner Anhänger so wenig, wie auch sonst die cynische und übermüthige Aufführung der Franzosen und allmälig machten diese die kriegerische Obergewalt immer rücksichtsloser geltend. Custine, der auch Frankfurt besetzt gehabt, musste es (2. Decbr.) wieder räumen, ward am 27. Mai 1793 von den Preussen bei Schwalmen geschlagen, und bald ward auch Mainz, das er selbst verliess, nachdem er 20,000 Mann hineingeworfen, von Preussen, Sachsen und Hessen eingeschlossen und nach einer vom General Kalkreuth geleiteten Belagerung, deren Zeuge abermals Gœthe war, am 22. Juli genommen. Die Clubbisten folgten dem Auszuge der Franzosen und schwebten auch da noch in der ärgsten Gefahr, in die Hände der wüthenden Mainzer zu fallen. Nicht alle entgingen denselben; die Meisten mussten zunächst in Frankreich eine Zuflucht suchen und auch da wartete Vieler Unheil und Aller Enttäuschung.

Weimars Musenhof.

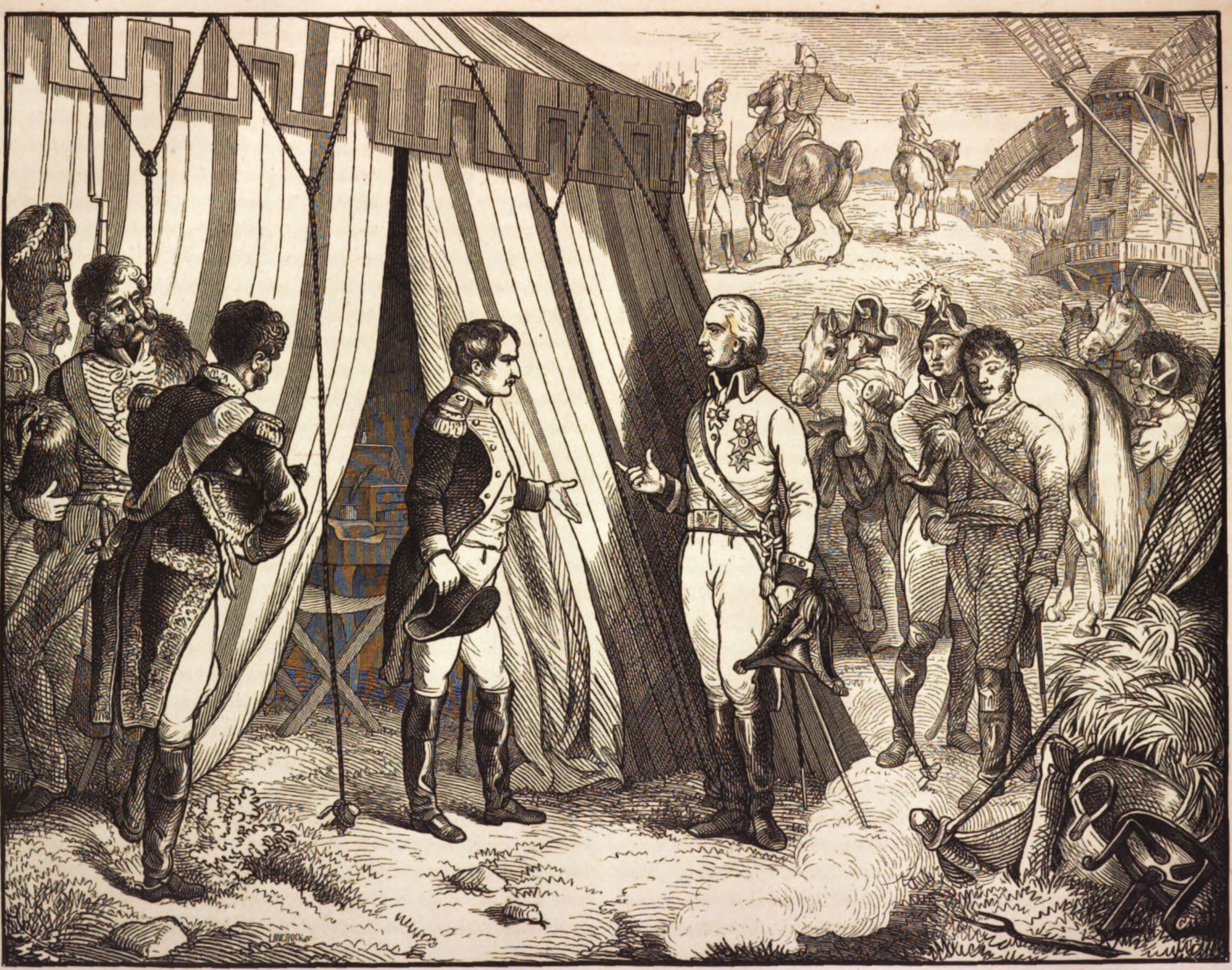
(1794 n. Chr.)

Dieselben Männer, deren hohe Gestalten wir vor nicht langer Zeit auf Alpenhöhen erblickten, wo sie mit strahlenden Augen in die mächtige Ferne schauten und in der Bewunderung der Natur zugleich die Kraft und Entschlossenheit stählten, die Grösse und den Segen des Menschengeistes zu entfalten, treffen wir jetzt in einem anmuthigen Gartenhain, nicht mehr einsam, sondern im vertrauten Kreise wahlverwandter Männer und Frauen, den Worten eines Dritten lauschend, der den Versammelten das jüngste Erzeugniss seiner Muse vorträgt. Friedrich Schiller ist es, der den fürstlichen Herrschaften Weimars und den Heroen der Geisterwelt, die sie um sich gereiht haben, eine genussreiche Weihestunde durch Mittheilung eines Geisteswerkes bereitet, das, wie es jetzt diese wenigen Auserwählten entzückt, bald in weiten Landen die Freunde des Schönen hinreissen und sich eine bleibende Stätte unter den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst verdienen soll. Vor dem Dichter sitzen die Herzogin-Mutter Amalie, sie, die zuerst den Grund legte zu der Einbürgerung edler Kunstpflege in Weimar, zur Bildung des Musenhofes, und die regierende Herzogin, die Gemahlin Karl Augusts. In ruhiger Betrachtung giebt sich die fürstliche Matrone dem Genusse der Dichtung hin, während die jüngere Fürstin, durch die Worte des Dichters tiefer ergriffen, zu sinnender Schwermuth gestimmt scheint. Zur Seite der Herzogin Amalie sitzt der Aelteste der Versammelten, Wieland, der Jugendlehrer der weimarischen Prinzen und der Freund der fürstlichen Mutter, der wohl ihrem Verständniss am nächsten stand und der in der That, wenn

auch in seinen Schriften zuweilen bis zum Lasciven schalkhaft, in seinem Leben tadellos war, bei seinem gutmüthigen, versöhnlichen, die Grösse Anderer neidlos anerkennenden Wesen bis in das höchste Alter die liebenswürdigste Erscheinung blieb, und zwar an eigentlicher Tiefe des Geistes und in dem Schwunge des dichterischen Fluges einem Gœthe und Schiller und Herder nachstand, aber unstreitig schönes Talent und vielseitige Bildung in anmuthiger, zum Theil in vollendeter Weise dargelegt hat. Gœthe verfolgt mit ernster Aufmerksamkeit und fest auf den Sprecher gerichteten Blicken den Vortrag des Dichters, während sein fürstlicher Freund in seinem Antlitz den Eindruck lesen zu wollen scheint, den das Kunstwerk auf so berufenen Richter macht. Hinter den fürstlichen Personen halten sich zwei weibliche Gestalten, ein schönes, geistreiches Schwesternpaar, deren eine, die sich sinnend zurückhält und den Kopf zu der Schwester neigt, Charlotte v. Lengefeld, seit 1790 die Gattin des Dichters ist, die sich Vorbeugende ihre ältere Schwester Karoline, auch als Schriftstellerin wohlbekannt, die nach einer ersten unglücklichen Ehe 1796 dem Freiherrn v. Wolzogen ihre Hand reichte. Die hinter ihnen lauschenden Männer mögen der geistvolle Sonderling und liebenswürdige Zerstreute v. Einsiedel und der vieljährige Freund des Herzogs, der begabte und feinfühlende v. Knebel sein. Hinter dem lesenden Dichter sitzt, in halb geistlicher Tracht, auf einem Rasenhügel Herder, durch hohen Flug der Gedanken den grössten Geistesheroen ebenbürtig, wenn es ihm auch nicht gegeben war, dichterische Kunstwerke zu schaffen, die sich gleichen Boden in den weiteren Kreisen des Volkes erobern konnten, wie die ihren. Hinter ihm sitzt Musäus, ein Geistesverwandter Wielands, von dem, wie Vieles in seinen Schriften auch seiner Zeit angehört, und wenn auch die moderne Kritik seine Auffassung des Märchens verwerfen mag, doch noch immer gerühmt werden kann, dass seine harmlos schalkhafte Darstellung und sein deutschgemüthlicher Sinn ihn als Liebling der Alten und Jungen erhalten. Weiter nach hinten stehen neben einer Dame zwei kräftige Jünglingsgestalten. Es sind Gäste Weimars: Frau v. Humboldt und jenes strahlende Brüderpaar, das in anderen Geistesgebieten hohen Ruhm erwerben sollte, und von dem Alexander, nach einem langen, der Erforschung der Natur gewidmeten Leben, erst in diesem Jahre (6. Mai 1859) aus unsrer Mitte geschieden, während Wilhelm, der geistvolle Staats- und Sprachenforscher, schon längst (1835) zur ewigen Klarheit eingegangen ist. Weiter im Hintergrunde halten sich zwei Männer, unter denen der Künstler sich ernste Forscher der Wissenschaft gedacht hat, die von Zeit zu Zeit als Gäste in Weimar einsprachen: Wolf und Fichte.

Der Künstler hat die glänzendsten Sterne, die an dem Himmel des weimarischen Musentempels schimmerten, in einem Gesammtbilde zusammenfassen wollen, obschon er wohl wusste, dass sie gerade in dieser Vereinigung sich nie zusammenfinden konnten. Denn Musäus wenigstens war schon geschieden (1787), bevor einer der Humboldts nach Weimar kam. Wohl enthält dieser schöne Kreis eine Reihe so erlesener Geister, wie sie zu jener Zeit an keinem anderen Punkte sich in solcher Vereinigung treffen konnten, und Weimar ward, auch wenn wir von den Zugvögeln der Sturm- und Drangperiode, die nicht immer willkommene Gäste waren, absehen, auch noch von Anderen besucht, oder zählte sie zu bleibenden Insassen, oder sah sie für eine weitere Wirksamkeit aufwachsen, welche, wenn auch nicht dem Viergestirn eines Gœthe, Schiller, Herder und Wieland beigereiht, doch nach Ruf, Talent und Streben nicht unwürdig waren, in diesem Kreise wenigstens einen zweiten und dritten Rang zu behaupten: der liebenswürdige Thümmel z. B., der oft von Gotha herüberkam, Jean Paul, der sich mit ihm in den Lorbeer des britischen Sterne theilte, der kunstsinnige Minister v. Voigt, der kritische Merk aus Darmstadt, der gährende Zacharias Werner, des Musäus Zögling Kotzebue, Johannes Falk und Andere. Denn seit Anna Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 24. Octbr. 1739, gest. 10. April 1807), nach dem frühen Tode ihres Gemahls, des Herzogs Ernst August (gest. 28. Mai 1758), mit dem sie nur zwei Jahre verbunden gewesen, die vormundschaftliche

— 1805 n. Chr. —



Kaiser Franz und Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz.

Gez. v. Sachsse.

Regierung übernommen und seit vollends ihr geistvoller Sohn Karl August die eigne Regierung angetreten und Gœthe an seine Seite berufen hatte, war Weimar immer mehr ein Sammelpunkt der strahlendsten Geister geworden, die für die geistige Hebung Deutschlands wirkten. Gern mögen wir darüber hinwegsehen, dass die Harmonie dieser Geister keine ungetrübte, ihr Zusammenwirken kein inniges und stetiges war, dass nur Gœthe und Schiller sich, nach anfänglicher Verstimmung, wahrhaft zu erkennen und immer fester und fruchtbarer an einander zu schliessen verstanden. Freuen wir uns lieber des Grossen und Schönen, das Jeder in seiner Weise zu schaffen wusste und der Betrachtung, wie doch Jeder, auch nach vorübergehender Verstimmung, dem Andern willig die Achtung und Anerkennung widmete, die sein Werth verdiente. Einzelne Glieder des weimarischen Musenhofes gehörten den weimarischen Landen durch die Geburt an; die Meisten und Grössesten waren von aussen berufen. Schiller siedelte erst 1799 bleibend von Jena nach Weimar über, dem und Deutschland er doch bereits am 9. Mai 1805 durch den Tod entrissen werden sollte, nachdem ihm Herder schon am 18. Decbr. 1803 vorangegangen war, wie ihm der greise Wieland am 20. Januar 1813 und Gœthe, zu noch höherem Alter bestimmt, erst am 22. März 1832 folgte.

Wie gross und reich aber auch das deutsche Geistesleben sich in Weimar entfaltete, freudig erhebender ist doch noch die Betrachtung, dass sich diese Schöpferkraft keineswegs auf Weimar beschränkte, vielmehr überall in deutschen Landen der Geist sich regte und unsterbliche Werke schuf. Noch lebte Klopstock, an Adel der Gesinnung und Schwung des Gedankens den Grössten in Weimar nicht nachstehend, und nicht zu lange erst (15. Febr. 1781) war Lessing geschieden, der Begründer eines geläuterten Geschmacks und der kritischen Richtung. Und welches reiche Verzeichniss anderer Namen könnten wir aufführen, die sich in jener Zeit in die Listen der deutschen Classiker eingetragen haben, und unter deren Trägern Keiner ist, der nicht, neben mancherlei Schwachem, Einzelnes, Mancher, der Vieles geschaffen hat, das da leben wird, so lange noch deutsche Sprache gesprochen wird und noch deutsche Herzen für das Schöne, Wahre und Gute schlagen.

Kaiser Franz und Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz.

(1805 n. Chr.)

Im Gezelte des Feldlagers empfängt ein Feldherr und Herrscher, von seinen Generälen und Vertrauten umgeben, einen fürstlichen Herrn, der ihm mit Würde entgegentritt, während die Begleitung desselben des Ausganges der bedeutsamen Zusammenkunft harrt. Fühlt sich der Eine der sich hier begrüssenden Monarchen als der Sohn seiner Thaten, den eminentes Talent und kühne, rücksichtslose Energie des Ehrgeizes auf die glänzendste Höhe und zu gewaltiger Macht gehoben, so verliert der Andere, der jetzt Besiegte, doch das Bewusstsein nicht, dass er der Erbe eines ruhmvollen Geschlechts, einer langen Reihe von Herrschern, und das berechtigte Oberhaupt eines grossen, durch die natürlichen Gesetze der Staatenwelt selbst begründeten und gesicherten Reiches ist.

Die erste Coalition gegen Frankreich war durch den allmäligen Rücktritt deutscher und ausserdeutscher Staaten, vor allem durch den von Preussen zu Basel geschlossenen Frieden mit Frankreich (5. April 1795) in förmliche Auflösung gekommen. Oesterreich jedoch kämpfte noch fort und die Siege,

welche der Erzherzog Karl 1796 und 1797 erfocht, vertrieben die Franzosen endlich aus den Ländern des rechten Rheinufers. In derselben Zeit aber führte der französische General Bonaparte seine glorreichsten Feldzüge in Italien und drang endlich von da aus in das Innere des Kaiserstaates, was denn zu den Friedenspräliminarien von Leoben (18. April 1797) und dem Frieden von Campo Formio (17. Octbr. 1797) führte. Hier trat Oesterreich seine Niederlande, sein Mailand und seinen Breisgau ab und ward dafür durch die Erwerbung Venedigs, dessen uralte, einst so machtvolle Freiheit durch die Franzosen gebrochen ward, und der istrisch-dalmatischen Besitzungen entschädigt. Während darauf der rastadter Congress vergeblich über das durch die französische Eroberung des linken Rheinufers veranlasste Abtretungs- und Entschädigungswerk verhandelte, Bonaparte aber seine ägyptische Expedition unternahm, war durch die neuen Uebergriffe der Franzosen, die sie sich in Italien und vor allem gegen die Schweiz erlaubten, eine zweite Coalition hervorgerufen worden, die sich aus Oesterreich, England, Russland, der Pforte und Neapel zusammensetzte (1798) und allerwärts siegreich war, bis Massena bei Zürich (25. Septbr. 1799) die Fortschritte der Russen hemmte, der zurückgekehrte Bonaparte, jetzt als erster Consul an die Spitze der Republik getreten, die von Melas geführten Oesterreicher bei Marengo schlug (14. Jan. 1800) und General Moreau bei Hohenlinden siegte (3. Decbr. 1800). Dies alles führte erst zu dem Rücktritte Russlands, dann zu dem am 9. Febr. 1801 zu Luneville zwischen Frankreich und Oesterreich geschlossenen Frieden, der im Wesentlichen den Frieden von Campo Formio bestätigte.

Das noch immer unerledigte Entschädigungswerk für die am linken Rheinufer beraubten Reichsstände sollte durch eine Reichsdeputation vermittelt werden, ward aber im Wesentlichen durch Frankreich und Russland, die sich einander freundlich genähert hatten, unter Verständigung mit den beiden deutschen Hauptmächten, und mit besonderer Berücksichtigung derjenigen deutschen Mittel- und Kleinstaaten, welche Frankreich auf seine Seite ziehen wollte, entschieden. Noch bevor die Reichsdeputation auch nur zusammengetreten war, erklärte Preussen (6. Juni 1802) die vorläufige Besitzergreifung der durch Frankreich ihm zugesprochenen Entschädigungsländer und führte dieselbe auch thatsächlich aus. Bayern folgte sofort dem Beispiele. Als die Sitzungen der Reichsdeputation eröffnet waren (24. Aug.), erhielt sie von Frankreich und Russland die Vorschriften, nach denen sie verfahren sollte, und in diesem Entschädigungswerke, wie es in dem Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Febr. 1803 zu Tage trat, waren, ausser Preussen, vornehmlich Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau unverhältnissmässig begünstigt und gewannen zum Theil um das Vier-, ja um das Sechs- und Achtfache. Die Entschädigung wurde nicht blos durch Säcularisirung sämmtlicher geistlicher Herrschaften, sondern auch, wovon weder in Rastadt noch in Luneville die Rede gewesen, durch Subjicirung von 46 deutschen Reichsstädten vermittelt. Die Reichsritterschaft wurde selbst ohne Ermächtigung, in rein usurpatorischer Weise, unterworfen, wobei diesmal Bayern voranging (1803) und Preussen folgte. Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg, wohin der Grossherzog von Toscana versetzt wurde, bekamen Kurhüte.

So hatte sich die politische Gestalt von Deutschland bereits durchgreifend geändert und aus dem alten Gebäude der Reichsverfassung waren schon wichtige Bestandtheile gerissen, als eine dritte Coalition gegen die zunehmenden Uebergriffe des seit dem 20. Mai 1804 zum Kaiserthum gewordenen und immer sichtbarer die Universalherrschaft anstrebenden Frankreichs zu noch weiteren Umgestaltungen führte. Die Coalition bestand aus England, Russland, Oesterreich und Schweden, und Oesterreich, dessen Monarch seit dem 14. Aug. 1804 auch für Oesterreich den Kaisertitel angenommen hatte, fiel wiederum die Hauptgefahr und Hauptlast des Kampfes zu. England konnte ihm wenig, Schweden gar nichts helfen und Russland sendete nur eben aus seiner fernen Sicherheit ein Hilfsheer, das noch nicht heran war, als Oesterreich bereits, von England, das doch

nicht ohne Besorgniss vor einer französischen Invasion war, gedrängt, den Handschuh hinwarf, worauf sofort das gefürchtete Lager von Boulogne aufgelöst ward und die Franzosen gegen Deutschland aufbrachen. Nicht hier hatte man sie zunächst erwartet. Man hatte geglaubt, dass Italien abermals der Hauptschauplatz des Krieges sein werde und desshalb dorthin den Erzherzog Karl mit 120,000 Mann gesendet, denen Erzherzog Johann in Tyrol mit 50,000 Mann zum Rückhalt diente. Am Inn war der Erzherzog Ferdinand, dessen militärischer Rathgeber der General Mack war, mit 80,000 Mann aufgestellt. Es war nicht genug erwogen worden, dass die süddeutschen Staaten nicht mehr, wie früher, Oesterreich deckten, sondern durch die erlangten Vergrösserungen an Frankreich gefesselt waren. Napoleon kannte das besser und beschloss, Italien bei Seite zu lassen und sofort durch Süddeutschland auf das Herz der österreichischen Monarchie zu dringen. Wie man dies österreichischerseits erfuhr, befahl man, dass 30 Bataillone aus Italien zu Mack stossen sollten und Mack ging, um sie an sich zu ziehen, vorwärts und nahm eine Stellung zwischen Ulm und Memmingen ein. Er hatte die Raschheit der französischen Bewegungen nicht erwogen, war dabei wohl ein geschickter Organisator und Theoretiker, aber kein Mann des schnellen, thatkräftigen, jeden Moment in rechter Weise behandelnden Entschlusses, und so fand er sich auf einmal umgangen, umzingelt, abgeschnitten, und am 20. Octbr. 1805 wurden durch die Capitulation von Ulm 30,000 Mann mit 60 Kanonen und 40 Fahnen Gefangene der Franzosen. Nur die Reiterei schlug sich grösstentheils durch und gelangte, unter fortdauernden Heldenkämpfen, nach Böhmen. Am 11. Novbr. erschienen die Franzosen vor Wien, in das sie am 17. einzogen.

Was im inneren Oesterreich an Truppen vorhanden war, hatte sich an die Russen geschlossen und die vereinigte österreichisch-russische Armee zog sich auf das linke Donauufer zurück und wendete sich nach Mähren, wo sie sich mit einem zweiten russischen Heere verband (18. Novbr.). Ebendahin eilte Napoleon, traf am 20. in Brünn ein, hielt die Gegner durch verstellte Bewegungen und Unterhandlungen hin, bis Davoust und Bernadotte zu ihm gestossen waren, griff sie Tages darauf (2. Decbr.) bei Austerlitz an und brachte den Russen und Oesterreichern eine entschiedene Niederlage bei, deren Zeugen die Kaiser Alexander und Franz waren. Entschieden war sie; entscheidend hätte sie vielleicht nicht zu sein gebraucht, da die geschlagene Armee sich immer noch in guter Ordnung zurückgezogen hatte, neue russische Hilfstruppen heranrückten und hauptsächlich die jetzt vereinigten Heere der Erzherzöge Karl und Johann einen neuen Versuch sehr wohl erlaubten. Indess beide Kaiser waren durch den persönlichen Anblick der Niederlage tief erschüttert. Alexander, welcher zuversichtlich auf Sieg gehofft haben soll, mochte, blos um Oesterreich einen ungünstigen Frieden zu ersparen, zunächst keine neue Gefahr laufen. Kaiser Franz aber war unmuthig über seine Verbündeten, hatte die Hoffnung auf Waffenglück verloren, blickte mehr auf die nahe Bedrängniss und Mittellosigkeit, als auf die noch fernen Hilfskräfte und hatte nichts dringender im Auge, als die Franzosen so rasch als möglich wieder aus seinen Staaten zu entfernen. So schickte er schon am Abend der Schlacht den Fürsten Johann von Liechtenstein in das französische Hauptquartier, um einen Waffenstillstand und eine Zusammenkunft mit Napoleon zu begehren, worauf die letztere sofort bewilligt, der erstere aber von ihrem Ausgange abhängig gemacht ward. Die Zusammenkunft fand am 4., zwischen den beiderseitigen Vorposten, unweit der Mühle von Paleny, statt, nachdem sich der Kaiser Franz vorher mit dem russischen Kaiser besprochen hatte. Napoleon zeigte sich bereit, zum Behufe zu eröffnender Friedensunterhandlungen Oesterreich einen Waffenstillstand zu bewilligen und diesen unter der Bedingung sofortiger Entfernung der russischen Armee aus dem österreichischen Gebiete, auch auf die Russen auszudehnen. Das persönliche Verhalten der Monarchen bei der Zusammenkunft war äusserlich das freundschaftlichste, mit wie bittern Gefühlen auch Kaiser Franz gekommen sein und sich entfernt haben mag.

Die Unterhandlungen wurden zu Brünn eröffnet und dann nach Pressburg verlegt, wo ihr Ergebniss der Friede vom 26. Decbr. 1805 war, durch welchen Oesterreich das Venetianische, Tyrol und die Vorlande aufgab, die zeitherigen Schritte des Franzosenkaisers anerkannte, jeder aus der deutschen Kaiserwürde fliessenden Oberherrlichkeit über Bayern, Schwaben und Franken entsagte, dagegen Salzburg und Berchtelsgaden erwarb. Tyrol und ein Theil der Vorlande kam an Bayern, ein andrer an Württemberg, ein dritter und der Breisgau, der dem Erzherzog Ferdinand wieder abgesprochen ward, an Baden. Der Kurfürst von Salzburg ward nach Würzburg versetzt. Augsburg verlor seine reichsstädtische Unmittelbarkeit zu Gunsten Bayerns. Die Kurfürsten von Bayern und Württemberg wurden als Könige und, wie der Kurfürst von Baden, als Souveräne anerkannt. Der vorletzte Schritt zur Auflösung des deutschen Reichs war erfolgt.

Prinz Ludwig von Preussen bei Saalfeld.

(1806 n. Chr.)

Die Stätte der blutigen That, wo ein hoher Fürstenjüngling von dem Stahle des Feindes durchbohrt ward und seine Heldenseele aushauchte auf blutgetränktem Boden, der kein Siegesfeld war, gehört derselben Ländergruppe an, die bis jetzt gar vielfach als der stille Sitz der Musen die Augen des gebildeten Deutschlands auf sich gezogen hatte. Der friedliche Kreis zu Weimar, der in heiterer Umgebung edle Männer und Frauen sich der schönsten Genüsse des Menschengeistes vereinigt erfreuen sah, wurde durch den verheerenden Kriegsstrom gestört und die der Kunst und Freundschaft geweihten Scenen mussten einem blutigen Drama weichen. Wie ist der Sturm der französischen Revolution durch die Länder gebraust und wie haben französische Heerkraft und Arglist, seit auch die Republik den alten bourbonischen Gedanken des erobernden, des weltherrschenden Frankreichs aufgenommen, Frankreichs Grenzen erweitert, wohin überall seine Macht wirken lassen, was für alte politische Gebäude zertrümmert, was für neue, zum grössten Theil nur kurzlebige Gestaltungen aufgerichtet! Und doch hat es selbst damals einer Zeit von vierzehn wenig unterbrochenen Kriegsjahren bedurft, ehe die Franzosen als offene Feinde in das Innere Mitteldeutschlands kamen und ohne mancherlei Schwächen, Zwiespalt und Abfall, ohne die Sünden der Eifersucht und der kurzsichtigen Selbstsucht wäre es auch dann nicht erfolgt.

Die erste Coalition gegen Frankreich war durch den allmäligen Rücktritt deutscher und ausserdeutscher Staaten, vor allem durch den von Preussen zu Basel (5. April 1795) geschlossenen Frieden mit Frankreich in ziemliche Auflösung gekommen. Doch kämpfte Oesterreich noch fort und die Siege, die der Erzherzog Karl in den Jahren 1796 und 1797 erfocht, vertrieben die Franzosen endlich vom rechten Rheinufer. In derselben Zeit aber führte der französische General Bonaparte seine glorreichsten Feldzüge in Italien und drang endlich von da aus in das Innere des Kaiserstaates, was dann zu dem Frieden von Campo Formio (17. Octbr. 1797) führte. Während darauf der rastadter Congress vergeblich über das Abtretungs- und Entschädigungswerk unterhandelte, Bonaparte aber seine

— 1806 n. Chr. —



Prinz Ludwig von Preußen bei Saalfeld.

Gez. v. Hünten.

aegyptische Expedition unternahm, war durch die neuen Uebergriffe der Franzosen, wie sie namentlich in Italien und gegen die Schweiz erfolgten, eine zweite Coalition hervorgerufen worden, die sich aus Oesterreich, England, Russland, der Pforte und Neapel zusammensetzte (1798) und allerwärts siegreich war, bis Massena bei Zürich (25. Septbr. 1799) die Russen hemmte und der zurückgekehrte Bonaparte, jetzt als erster Consul an die Spitze der von ihm umgestalteten Republik getreten, die von Melas geführten Oesterreicher bei Marengo (14. Juni 1800) schlug und General Moreau bei Hohenlinden (3. Decbr. 1801) siegte. Russland trat zurück und Oesterreich musste am 9. Febr. 1801 den Frieden zu Luneville schliessen, der doch im Wesentlichen den früheren nur bestätigte.

Das noch immer unerledigte Entschädigungswerk für die am linken Rheinufer beraubten Reichstände sollte durch eine Reichsdeputation vermittelt werden, ward aber im Wesentlichen durch Frankreich und Russland, die sich jetzt freundlich genähert hatten, unter Verständigung mit den andern deutschen Hauptmächten und mit besonderer Berücksichtigung derjenigen Mittel- und Kleinstaaten entschieden, welche Frankreich auf seine Seite ziehen wollte. Noch bevor die Reichsdeputation auch nur zusammengetreten war, erklärte Preussen (6. Juni 1802) die vorläufige Besitzergreifung der durch Frankreich ihm zugesprochenen Entschädigungsländer, und führte dies auch thatsächlich aus. Bayern folgte sofort dem Beispiel, und als die Sitzungen der Reichsdeputation eröffnet waren (24. August), erhielt sie von Frankreich und Russland die Vorschriften, nach denen sie verfahren sollte. Bei dem Entschädigungswerke, wie es in dem Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Febr. 1803 verkündet ward, waren, ausser Preussen, vornehmlich Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt begünstigt, und gewannen zum Theil um das Vier-, ja um das Sechs- und Achtfache. Denn Frankreich wusste gar wohl, wie dienlich es ihm gegen Oesterreich war, wenn es Süddeutschland von diesem abzog. Die Entschädigung wurde durch Säcularisirung sämmtlicher geistlicher Herrschaften, sowie, wovon vorher nicht die Rede gewesen, durch Subjicirung von 46 deutschen Reichsstädten bewirkt. Die Reichsritterschaft wurde selbst ohne alle Ermächtigung in rein usurpatorischer Weise unterworfen, wobei Bayern (1803) voranging. Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg, wohin der Grossherzog von Toscana für kurze Zeit versetzt ward, bekamen Kurhüte.

So hatte sich die politische Gestalt von Deutschland bereits durchgreifend geändert, als eine dritte Coalition gegen die zunehmenden Uebergriffe des seit dem 20. Mai 1804 zum Kaiserthume gewordenen und immer sichtbarer die Universalherrschaft anstrebenden Frankreichs zu noch weiteren Umgestaltungen führte. Die Coalition bestand aus England, Russland, Oesterreich und Schweden, erreichte aber bald, durch die Umzingelung Mack's bei Ulm (Octbr. 1805) und Napoleons Sieg bei Austerlitz (2. Decbr.) ihr Ende. Der pressburger Friede vom 26. Decbr. 1805 vergrösserte in Deutschland Bayern, Württemberg und Baden auf Kosten Oesterreichs. Bayern, das sich nun auch Augsburg zueignete und bald auch Nürnberg erhielt, und Württemberg wurden Königreiche. Die damit verbundene Anerkennung der im Wesentlichen freilich schon lange bestandenen Souveränetät dieser Staaten und Badens war nur das Vorspiel zu der am 12. Juli 1806 erfolgenden Gründung des Rheinbundes, dessen Protector der Kaiser Napoleon ward, und um dessen willen sich die Könige von Bayern und Württemberg, der Kurerzkanzler Dalberg, für welchen ein Grossherzogthum Frankfurt errichtet ward, der Kurfürst von Baden, der Herzog von Cleve und Berg, was damals Murat war, der Landgraf von Darmstadt, die Fürsten von Nassau, Salm, Isenburg, Lichtenstein, Aremberg und der Graf von der Leyen von dem Reiche feierlich lossagten. Nun legte Kaiser Franz, der sich schon am 14. August 1804 zum Kaiser von Oesterreich erklärt hatte, die deutsche Krone nieder und das heilige römische Reich deutscher Nation war erloschen (6. August 1806).

Preussen hatte eine Reihe von Jahren daher eine Ruhe genossen, über die sich zu freuen arge Verblendung war. Schon

Friedrich Wilhelm II. hatte sich von den rheinischen Kriegen zeitig zurückgezogen, um die Erwerbungen in Polen zu vollenden, und am 16. Novbr. 1797 hatte sein Sohn Friedrich Wilhelm III. den Thron bestiegen. Dies war ein einsichtsvoller und gewissenhafter Fürst, der aber, damals besonders, dem eignen Urtheil zu wenig traute und in jener Zeit nicht immer die besten Rathgeber fand. Wenn ihm diese eine neutrale Haltung, ja ein freundliches Zusammengehen mit Frankreich empfahlen, so entsprach dies seiner friedliebenden Gesinnung, während doch ein offenes Bündniss mit Frankreich seinem deutschen Sinne zuwider war. Preussens Politik genügte weder Frankreich, noch dessen Gegnern. Als nun die Franzosen bei dem Kriege von 1805 das preussische Gebiet verletzt hatten, gelang es, den König zu einem Vertrage mit Russland und Oesterreich zu bestimmen (3. Novbr.), der seinen Beitritt zu der Coalition anbahnen sollte. Die Schlacht von Austerlitz aber und die darauf folgenden schwachmüthigen Unterhandlungen führten dahin, dass Preussen Hannover aus Frankreichs Händen annahm, dafür Ansbach, Cleve und Neuenburg abtrat, mit England und Schweden in Krieg kam und Frankreichs Vertrauen und Achtung doch verwirkt hatte. Als nun der Rheinbund errichtet und Preussen immer rücksichtsloser von Frankreich behandelt ward, vermochte die Kriegspartei am preussischen Hofe den König zu einer Sprache gegen Frankreich, die zum Kriege führen musste, wie ungünstig auch der Zeitpunkt dazu gewählt war.

Preussen und Sachsen, das zum Beitritt gezwungen worden, begannen diesen Krieg im Herbst 1806, wo Napoleon selbst mit seinem Heere die Antwort auf das preussische Ultimatum brachte. Das preussische Heer, das über die Saale gegangen war, stand auch diesmal unter dem alten Herzog von Braunschweig, der aber noch grössere Rathlosigkeit und Verblendung verrieth, als 1792. Die Franzosen waren heran, wie man sie noch weit entfernt wähnte, und warfen am 9. Octbr. die Preussen bei Schleiz. Auf diese Nachricht besetzte der talentvolle und muthige Prinz Ludwig Ferdinand von Preussen den Pass von Saalfeld mit 8000 Preussen und Sachsen, ward aber von Marschall Lannes am 10. Octbr. mit Uebermacht angegriffen und nach sechsstündigem Widerstande besiegt. Vergebens suchte er die flüchtigen Reiter aufzuhalten und zu sammeln. Er musste zuletzt auf die eigne Rettung denken, bedeckte den Stern auf der Brust mit dem Federhute und sprengte davon. Bei dem Durchjagen eines Baumgartens in Wöhlsdorf blieb sein Ross mit einem Fusse hängen; der Prinz wurde eingeholt und ein französischer Wachtmeister Guindé versetzte ihm einen Hieb auf den Hinterkopf, und als der Prinz sich nicht ergeben wollte, sondern den Degen gegen ihn schwang, einen tödtlichen Stich. Den vom Pferde sinkenden Prinzen fing sein Adjutant v. Nostitz in den Armen auf, worauf auch Hauptmann v. Valentini herbeieilte. Doch mussten sie den Leichnam den Feinden lassen, die ihre Wuth noch mit Hieben und Stichen an ihm ausliessen, bis französische Befehlshaber Einhalt thaten und die Leiche nach Saalfeld geschafft ward. Von da ist sie 1811 nach Berlin gebracht worden. Des Prinzen Schwester, die Fürstin Radziwil, lies 1823 bei Wöhlsdorf ein Denkmal mit der Inschrift errichten: „Hier fiel, kämpfend für sein Vaterland, Prinz Ludwig von Preussen.“

— 1807 n. Chr. —



Napoleon, Friedrich Wilhelm III. und Alexander bei Tilsit.

Gez. v. Beck.

Napoleons Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. und Alexander bei Tilsit.

(1807 n. Chr.)

Auf einem Flosse mitten im Flusse Memel bei Tilsit treffen die drei kriegführenden Herrscher zusammen. Der Künstler lässt recht deutlich die eben obwaltende Lage der Verhältnisse hervortreten: die Kaiser Alexander und Napoleon begrüssen sich auf das Freundlichste, ja mit anscheinender Herzlichkeit, während der König von Preussen eine zurückhaltende Stellung einnimmt. Alexander, durch den unglücklichen Gang des Krieges verstimmt, lieh Plänen willig sein Ohr, durch welche Napoleon ihn zu gewinnen suchte. Friedrich Wilhelm III. sah sich von seinem Verbündeten halb verlassen, und der Grossmuth des Siegers preisgegeben, und es musste nothwendig auf ihn niederdrückend wirken, dass das Schicksal seines Staates für den Augenblick der Willkühr fremder Herrscher anheim gegeben war.

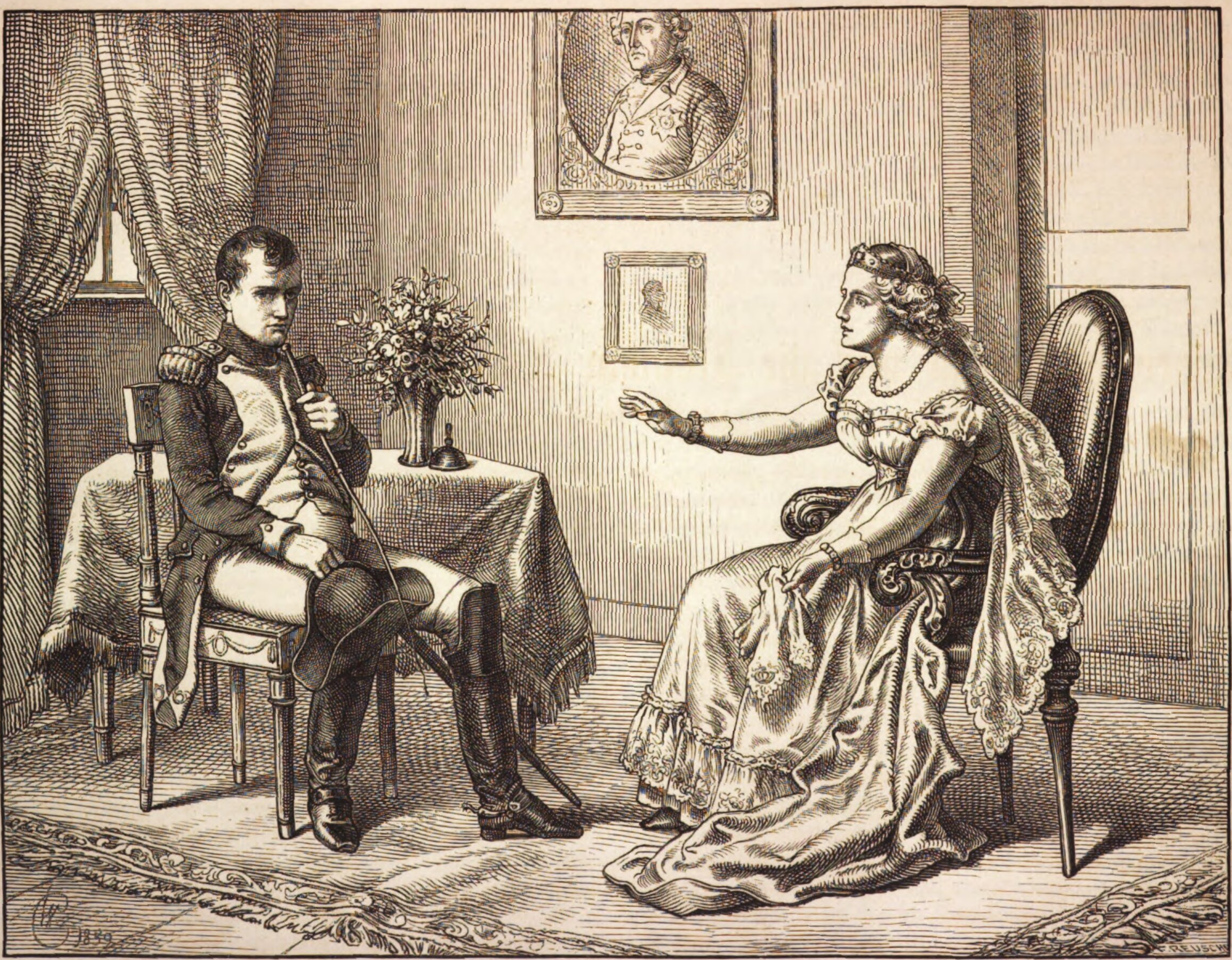
Die Niederlage bei Saalfeld wirkte im preussischen Hauptquartiere, wo ohnehin kleinliche Intriguen und Schwäche des Oberfeldherrn hinderten, zu klarem und festem Auftreten zu gelangen, in hohem Grade entmuthigend. Bei der zunehmenden Auflösung der alten strengmilitärischen Ordnung des Heeres wich das Vertrauen zu den Heerführern, und zugleich litt der Soldat den bittersten Mangel. Indem Napoleon an der obern Saale gegen Naumburg vordrang, und die Umgehung der preussischen Aufstellung vollendete, schwankte der Herzog von Braunschweig in seinen Anordnungen: geneigt, einer Schlacht auszuweichen, befahl er den Abmarsch der verschiedenen Corps nach der Elbe zu. Auf eine Hauptschlacht vorbereitet war daher das preussische Heer nicht, als am 13. Oct. der General Lannes die preussische Aufstellung bei Jena angriff. Mit Uebermacht drang er vor, und bemächtigte sich des Landgrafenberges, eines der wichtigsten Punkte, der mehrere Hauptwege beherrschte. Während nun der Fürst Hohenlohe sich anschickte, denselben wieder zu nehmen, erhielt er vom Hauptquartier aus die Nachricht von dem angeordneten Rückzuge und das Verbot, angreifend aufzutreten. So beschleunigte Napoleon den Angriff, während im preussischen Lager die Absicht und Voraussetzung gehegt ward, einer Schlacht noch auszuweichen. Am meisten gefährdet war die preussische Aufstellung bei Jena, die in einzelne Corps getrennt, auch numerisch den hier concentrirten Franzosen nicht gewachsen war. Nur gegen 50,000 Preussen und Sachsen, getrennt vom preussischen Hauptheere, welches bei Auerstädt vereinigt stand, sahen sich gezwungen, in ungünstiger Stellung — zwischen der Schnecke, Isserstädt und Vierzehnheiligen — die Schlacht anzunehmen (14. Oct.). Dennoch blieb der Ausgang des Kampfes bis Mittag zweifelhaft, indem die Truppen brav kämpften; erst als Augereau, Murat, die Garden Napoleons herankamen, nahm die Schlacht eine entscheidende Wendung. Doppelter Uebermacht gegenüber musste Hohenlohe dem Angriffe erliegen; vergeblich hoffte er sich zu halten, bis Rüchel sich näherte, und ihm einen geordneten Rückzug möglich machte. Der angetretene Rückzug artete bald in Auflösung und Flucht aus, und als Rüchel um 2 Uhr bei Kapellendorf ankam, konnte er Nichts mehr nützen, sondern ward in die Unordnung mit hineingerissen. An demselben Tage war das Hauptheer unter Führung des Herzogs von Braunschweig von Auerstädt gegen Hassenhausen im Marsche, wo es die Bergdefilé's von den 3 Divisionen Davoust's

besetzt fand. Nur nach und nach langten die preussischen Corps auf dem Kampfplatze an, was ihre Angriffskraft zersplitterte und erschöpfte. So gut wie planlos aber wurde der Kampf der Preussen da, als der Herzog von Braunschweig, durch den Kopf geschossen, fiel. Vergeblich versuchte Prinz Wilhelm von Preussen dem Kampfe eine günstigere Wendung zu geben: seine Reiterangriffe scheiterten an den französischen Quarré's. Trotz aller Tapferkeit der Truppen musste auch hier die Schlacht als verloren abgebrochen und der Rückzug auf Weimar angetreten werden. Der moralische Eindruck dieser Niederlage war betäubend. Nicht aber die Schlachten selbst waren es, welche den deutschen Waffenruhm schänden, sondern einerseits die Fehler der Führung, andrerseits besonders die verzweifelnde Muthlosigkeit und Verrätherei, welche Preussen und Deutschland mit ihm der Willkühr des Siegers preisgaben. Eine gewaltige Probe war hiermit über den preussischen Staat verhängt, ja seine Existenz in Frage gestellt. Das aufgelöste Heer wich in eiligen Märschen, in kleine Schaaren zersprengt, nach Norden zu. Schnell und klug benutzte Napoleon seinen Sieg. Rastlos liess er die preussischen Heertheile verfolgen: in raschem Siegeslaufe ging er nach Berlin, und selbst die Festungen Erfurt, Magdeburg, Spandau, Stettin u. a. öffneten ihm in der ersten Bestürzung verrätherischer Weise die Thore. Sachsen suchte Napoleon von Preussen zu trennen: dem Churfürsten wurden wichtige Begünstigungen zugestanden, und zwei Monate später ward Friedrich August als König von Sachsen Mitglied des Rheinbundes. Auch die preussische Reserve war bei Halle von überlegener Macht geschlagen und zersprengt worden, und wurde in die allgemeine Auflösung fortgerissen. Die zerstreuten Reste des preussischen Heeres wurden lebhaft verfolgt, und nur diejenigen entgingen der völligen Vernichtung, welchen es gelang, die östlichen Provinzen zu erreichen. — Churhessen wurde in den ersten Tagen des November von den Franzosen besetzt, und der Churfürst verliess sein Land mit dem bittern Bewusstsein, durch seine Nichtbetheiligung am Kampfe zu dem unglücklichen Ergebnisse beigetragen zu haben. Selbst die demüthigendsten Anerbietungen, welche er nun machte, wurden von Napoleon abgelehnt: Hessen, Hannover u. s. w. betrachtete Napoleon als erobertes Gebiet. Preussische Staatsmänner riethen nach solchen Erfolgen zur grössten Nachgiebigkeit: zum Theil aus diesem Grunde wurden Festungen übergeben, die Waffenvorräthe Berlins nicht von da weggebracht, die Anerbietungen zahlreicher muthiger Männer, in das Heer eintreten oder in Freischaaren organisirt gegen die Franzosen kämpfen zu wollen, zurückgewiesen. Je schneller aber Napoleon die Unterwerfung erfolgen sah, desto übermüthiger trat er den Friedensvorschlägen entgegen, welche aus dem preussischen Hauptquartiere ihm gemacht wurden. Am 24. Oct. schon wurden die Unterhandlungen abgebrochen, ja selbst eine nochmalige Sendung Lucchesini's an Napoleon blieb fruchtlos, da unterdessen schon an der Oder die Franzosen wichtige Erfolge erkämpft hatten, und die Polen im Rücken des preussisch-russischen Heeres unruhig zu werden anfingen. Obgleich die Umgebung des Königs nur zu geneigt war, auf alle Bedingungen hin — selbst um den Preis des Zutrittes zum Rheinbunde — schleunig Frieden zu schliessen, musste der Krieg dennoch fortgesetzt werden, indem Napoleon für Räumung der wichtigen Festungen, Thorn, Graudenz, Danzig u. m. a. nur einen kurzen Waffenstillstand bot. Die vom preussischen Gesandten schon zugestandnen Bedingungen wurden vom König auf Anrathen der Minister Voss und Stein verworfen, und nun endlich mit grösserer Entschiedenheit die weitere Kriegführung beschlossen. Am 21. Nov. gab von Osterode aus der König kund, dass er die charlottenburger Uebereinkunft ablehne; die Festungen Colberg, Graudenz, Thorn u. a. verweigerten den Franzosen den Einlass; Schlesien, Pommern, Ostpreussen erklärten sich willig zu den äussersten Anstrengungen. Mit Ernst drang schon jetzt Stein auf gründliche Reformen im Verwaltungswesen, denen gemäss vor Allem die bisherige Cabinetsregierung durch einen Staatsrath ersetzt werden sollte. Noch aber erreichte er vom König nur halbe Massregeln, die von

dessen Seite mit Widerstreben zugestanden, von der andern Seite als ungenügend angesehen wurden: der Umschwung, welchen Stein verlangte, war zu bedeutsam, als dass der König sich leicht dazu hätte entschliessen können. So kam es am 4. Jan. 1807 zum Austritte Stein's aus dem Ministerium, und dieselbe unklare und schwankende Politik, welche Preussen dem Verderben nahe gebracht hatte, machte die kriegerischen Anstrengungen der nächsten Folgezeit zum Theil selbst illusorisch. Auf auswärtige Hülfe war wenig zu rechnen, da Oesterreich durch die Besetzung der Moldau von russischer Seite besorgt gemacht den Entschluss energischen Einschreitens gegen Napoleon zwar hegte, aber immer verschob. Die Russen waren nur 60,000 Mann stark in der Nähe, und ein zweites Heer von 55,000 Mann war noch auf dem Marsche fern. Schon im November liess Napoleon die Belagerung von Thorn beginnen, um sich der Weichselübergänge zu versichern. Die preussischen Truppen, seit 26. Nov. unter russischen Oberbefehl gestellt, mussten mehrere dieser Uebergänge ohne Kampf räumen und einen weitern Rückzug antreten, während Napoleon seinen Aufenthalt in Posen auf das Beste benuzte, um die sächsischen Fürsten zum Eintritte in den Rheinbund zu nöthigen, den polnischen Aufstand zu organisiren und seine Kriegsvorbereitungen zu vervollständigen. Dass der russische Feldherr Bennigsen seinen Irrthum bald einsah, und die aufgegebene Weichsellinie wieder einzunehmen suchte, war nun den zahlreichen französischen Corps gegenüber vergebens. Durch zweckloses Hinundhermarschiren ermüdet, tapfer, aber ohne eigentlichen Plan kämpfend, zogen sich die russisch-preussischen Heertheile gegen Eylau zurück. Durch den Winter nur auf kurze Zeit unterbrochen, entspann sich der Kampf gegen Ende des Januar 1807 in grösserem Massstabe. Der beabsichtigte Angriff Ney's auf Königsberg wurde durch das Vordringen Bennigsen's hintertrieben, und Napoleons Versuch, das russisch-preussische Heer durch einen plötzlichen Angriff zu zersprengen, misslang ebenfalls. Bennigsen ward aber immer weiter zurückgedrängt, und nahm endlich am 7. Febr. eine Stellung zwischen Schloditten und Serpallen bei Eylau. Bagration hielt die nachdrängenden Franzosen so lange auf, bis die Aufstellung vollendet war: nach langem Kampfe eroberten die Franzosen gegen Abend Eylau, verloren den Ort aber wieder. Doch während der Nacht liess Bennigsen Eylau freiwillig räumen. In der am 8. Febr. erfolgenden Schlacht fochten 60,000 Russen und Preussen gegen etwa 80,000 Franzosen. Die Anordnungen Napoleons waren so getroffen, dass eine Umgehung des linken Flügels Bennigsen's den Sieg herbeiführen, und die Verdrängung desselben von seiner Rückzugslinie auf Königsberg die Niederlage vollenden sollte. Den Verbündeten aber kam es zu Statten, dass dichter Schneefall die Bewegungen der französischen Corps hemmte und verwirrte. Augereau's Corps drang in falscher Richtung vor, und wurde mit dem blutigsten Verluste zurückgetrieben; ebenso erging es dem General Saint-Hilaire. Mit Mühe konnte das französische Centrum den vordringenden Verbündeten Schranken setzen, und zum Angriffe konnte Napoleon erst gegen Mittag wieder übergehen, als das Davoust'sche Corps auf dem Schlachtfelde eingetroffen war. Jetzt wurden die Russen von Serpallen nach Sausgarten und von da nach Auklappen zurückgedrängt, so dass Davoust fast bis hinter das Centrum der russischen Stellung vordrang. Schon lösten sich die Reihen der Russen unter dem Kreuzfeuer französischer Batterien zum Rückzuge auf, als um Mittag der General Lestocq mit seinen Preussen nach beschwerlichem, vom Feinde gehemmtem Marsche bei Althoff in die Schlachtlinie einrückte, und, indem er über Schmoditten nach Kutschitten eilte, der Schlacht eine günstige Wendung gab. Jetzt erlitten die Franzosen in ihrer weit vorgeschobenen Stellung ungeheuren Verlust, und wurden immer weiter zurückgedrängt. Als dem Kampfe die einbrechende Nacht ein Ende machte, war das Schlachtfeld von den Verbündeten besetzt, der Sieg war also auf ihrer Seite. Ohne Noth liess Bennigsen den Rückzug antreten, und Napoleon konnte sich den Sieg zuschreiben. Dennoch war die Schlacht ganz geeignet

gewesen, dem Uebermuthe der Franzosen engere Schranken zu setzen. Am 16. Febr. liess Napoleon dem König von Preussen Friedensvorschläge machen, die aber deshalb nicht angenommen werden konnten, weil sie nicht zugleich den Frieden mit Russland boten. Nur gemeinsam mit seinem Verbündeten Alexander glaubte der König auf den Frieden eingehen zu dürfen. Beide kriegführende Parteien gönnten ihren Heeren nun längere Ruhe, welche zur Vervollständigung der Rüstungen und Fortführung des Belagerungskrieges in Schlesien und Pommern verwendet wurde. Bei allem guten Willen der schlesischen Bevölkerung waren die Vertheidigungsanstalten und die Oberleitung doch so mangelhaft, dass nach kurzem Kampfe Napoleons Bruder Hieronymus an der Spitze deutscher Truppen Glogau, Breslau, Brieg, Schweidnitz in seine Gewalt bekam: nur Kosel, Glatz und Neisse widerstanden länger. Abgesehen von diesem Festungskriege im Rücken des französischen Hauptheeres ist auch der kühnen Streifzüge zu gedenken, welche den Franzosen vielfachen Schaden zufügten. Colberg und Graudenz vermochten die Franzosen trotz der grössten Anstrengungen gleichfalls nicht zu erobern. Das nur ungenügend befestigte und besetzte Danzig leistete den französisch-deutschen Truppen Lefebvre's hartnäckigen Widerstand, bis endlich nach mehrmonatlicher Belagerung vorzugsweise der eintretende Mangel an Munition zwang, die Festung auf ehrenvolle Bedingungen zu übergeben. Dass Bennigsen dem Falle von Danzig nicht vorgebeugt hatte, wurde von preussischer Seite bitter empfunden. Die Preussen fingen an, den guten Willen der Russen zu bezweifeln, und wirklich ward eine Friedenspartei im russischen Hauptquartier immer einflussreicher. Der Kaiser Alexander war damals allerdings noch für den Krieg gestimmt, und begab sich Ende März selbst zur Armee. Die kurze Periode der Ruhe wurde von preussischer Seite benutzt, um mit England durch Verzicht auf Hannover in ein freundlicheres Verhältniss zu treten, und Oesterreich für ein offnes Bündniss gegen Napoleon zu gewinnen. In diesem Sinne schlossen am 26. April Russland und Preussen den Vertrag von Bartenstein, und eröffneten von dieser Grundlage aus Unterhandlungen mit Oesterreich, England und Schweden, welche günstigen Verlauf zu nehmen schienen. Napoleon, von dem Schwanken Oesterreichs wohl unterrichtet, zerstörte aber das werdende Bündniss im Entstehen, indem er Anfang Juni mit überlegner Macht wieder zur Offensive überging. Ney rückte vor in eine leicht angreifbare Stellung: am 4. Juni ordnete Bennigsen einen plötzlichen Angriff auf ihn an, doch scheiterte derselbe an ungeordneter Ausführung und Hinausschiebung, und die blutigen Kämpfe des 5. bis 6. Juni an der Passarge blieben erfolglos. Dem Vordringen Napoleons stellten sich bei Heilsberg am 10. Juni 70,000 Mann meist russischer Truppen entgegen, und es entspann sich ein blutiger, aber unentschiedner Kampf. Auch hier trat Bennigsen unnöthigerweise den weitern Rückzug auf Friedland an. Durch Märsche erschöpft sahen sich die Russen und Preussen gezwungen, dem concentrirten Angriffe französischer Corps hier Stand zu halten: in ungünstiger Stellung erwarteten sie den Angriff, um Königsberg zu decken. Ohne es zu wissen, stand Bennigsen am 14. Juni dem grössten Theile des französischen Heeres gegenüber. Die ersten beiden Angriffe Ney's auf den linken Flügel der Russen wurden erfolgreich zurückgeworfen. Nun aber liess Napoleon die verfolgenden Russen durch starke Cavaleriemassen angreifen und zurücktreiben, und fast gleichzeitig entschied er den weitern Verlauf der Schlacht, indem er durch einen heftigen Angriff mit Artillerie die Gegner, während sie ihre erste Stellung wieder besetzen wollten, auseinander sprengte. Die überlegene Artillerie der Franzosen zwang die Batterien der Russen zum Rückzuge, und eine blutige Niederlage wurde es, als auch der rechte Flügel der Russen auf Friedland zurückgetrieben ward. Der Rückzug musste mit ungeheuern Verlusten erkauft werden, und erst jenseit der Memel fassten die Russen und Preussen, nachdem auch Königsberg hatte geräumt werden müssen, am 19. Juni wieder festen Fuss. Allmählig hatte aber in der Umgebung des Kaisers Alexander diejenige Partei die Oberhand gewonnen, welche den Abschluss

—— 1807 n. Chr. ——



Kaiser Napoleon und die Königin Louise von Preußen in Tilsit.

Gez. v. Camphausen.

des Friedens mit Napoleon befürwortete. Auf Bennigsen's eignen Antrag gab der Kaiser seine Zustimmung, dass Unterhandlungen beginnen sollten, und am 21. Juni ward der Waffenstillstand geschlossen, während dessen über den Frieden verhandelt werden sollte. Schon da trat es hervor, dass man russischerseits Preussen wesentlich seinem Schicksale zu überlassen gedenke. Ihren Abschluss erhielt diese Schwenkung der russischen Politik, indem am 25. Juni auf Napoleons Einladung auf einem Flosse inmitten der Memel beide Kaiser zu persönlicher Besprechung zusammenkamen. Mit Eifer ging Alexander hier auf Napoleons Andeutungen ein, dass Frankreich und Russland die Dictatur über Europa unter sich theilen könnten: dennoch aber hielt er sich durch seine Ehre verpflichtet, für den König von Preussen die Wiedereinsetzung wenigstens in einen Theil seiner Staaten zu verlangen. Napoleon ging darauf ein, und am 26. Juni fand nun eine Unterredung der drei Monarchen auf demselben Flosse statt, welche freilich zu einer persönlichen Annäherung zwischen Friedrich Wilhelm und Napoleon nicht führte.

Kaiser Napoleon und die Königin Louise von Preussen in Tilsit.

(6. Juli 1807 n. Chr.)

Düster sitzt der Kaiser der Königin gegenüber, sinnend und gegen den Eindruck ankämpfend, welchen die geistvolle und feingebildete Fürstin auch auf ihn machte. Der Künstler hat treffend dargestellt, wie den freundlich-begütigenden Worten der Königin gegenüber Napoleon im Ganzen unzugänglich blieb, und einer mildern Stimmung äusserst wenig Zugang gewährte.

Den bittersten Hass hegte Napoleon gegen die Königin Louise, und er sowohl, wie seine Untergebenen, liessen es an Schmähungen der unwürdigsten Art nicht fehlen. Die Bulletins Napoleons nach der Schlacht bei Jena enthielten Vieles, was einen recht kleinlichen Hass desselben gegen die Königin charakterisirt. Gemein erdachte Geschichten wurden von französischer Seite verbreitet, und die unedelsten Beleidigungen gestattete man sich gegen sie. Es war daher ein schweres Opfer, welches der durch das Unglück Preussens tief gebeugten Fürstin auferlegt wurde, als allem Anschein nach auf Kaiser Alexanders Rath die Anforderung an sie gestellt ward, mit dem übermüthigen Sieger persönlich zusammenzukommen. Den Frieden mit Preussen sagte Napoleon endlich zu, indem er Abtretung aller Lande westlich von der Elbe und der polnischen Gebietstheile verlangte, wodurch Preussen auf die Hälfte seiner bisherigen Macht zusammenschwand. Wegen Magdeburgs und Danzigs hoffte der König von Preussen noch Zugeständnisse, und vorzugsweise in dieser Hoffnung hatte nicht nur Friedrich Wilhelm eine nochmalige Zusammenkunft mit dem Kaiser, sondern auch die Königin Louise ward deshalb nach Tilsit eingeladen. Aber auch ihre Verwendung war vergeblich. Der Frieden kam am 9. Juli zu Stande. Die von Preussen abgetretenen Gebiete bildeten die Hauptgrundlage für zwei neue Napoleonische Schöpfungen, das Herzogthum Warschau und das Königreich Westphalen, deren ersteres durch den Frieden von Posen (11. Dec. 1806) dem Könige von Sachsen zugesagt worden war, um diesen an die Napoleonische Politik zu fesseln, während das Letztere dem jüngsten Bruder Napoleons, Jérôme, zuertheilt ward. Ungeheure Summen wurden dem geschwächten Preussen noch als Contribution auferlegt, wichtige Festungen blieben noch von

den Franzosen besetzt, für die innere Verwaltung des Landes und seine fernere Machtstellung wurden ihm harte Bedingungen vorgeschrieben.

So schien Deutschland völlig gebrochen der Gnade Napoleons — wie er sich selbst laut genug rühmte — preisgegeben zu sein: Preussen und Oesterreich waren auf Jahre gelähmt; die übrigen deutschen Staaten im Rheinbunde vereinigt und dadurch bestimmt, der Macht Napoleons eine neue und feste Stütze zu sein. Die deutschen Fürsten, unter sich misstrauisch, zum Theil gradezu feindlich gestimmt, waren — wenigstens Bayern, Sachsen, Westphalen u. a. — durch die Interessen ihrer Dynastien an Napoleon gefesselt. Eine Aussicht auf Herstellung der Unabhängigkeit Deutschlands schien ausser aller Berechnung zu liegen. Dennoch beruhte dies nur auf Schein, als Napoleon vom 27. Sept. bis 14. Oct. 1808 in Erfurt bei seiner Zusammenkunft mit Kaiser Alexander die meisten deutschen Fürsten als seine Vasallen um sich vereinigte, und durch diesen Congress seiner Gewalt über Deutschland einen in die Augen fallenden Ausdruck gab. Während ein preussischer Prinz und ein österreichischer Bevollmächtigter der Versammlung beiwohnten, waren schon in Oesterreich und Preussen einleitende Schritte geschehen, welche einen neuen Kampf gegen den fremden Gewalthaber vorbereiten sollten.

Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern.

(21. u. 22. Mai 1809 n. Chr.)

Es ist der entscheidende Augenblick der Schlacht dargestellt, wo der gewaltige Angriff der 8 bis 12 Regimenter französischer Cavalerie an der ruhigen Festigkeit und Ausdauer des österreichischen Fussvolkes scheiterte. Erst auf 10 Schritt Entfernung feuernd und dann zum Angriffe übergehend, trieben die Oesterreicher ihre Gegner in wilde Flucht. Die Niederlagen und der Frieden des Jahres 1805 hatten Oesterreich schwer getroffen, aber die zähe Ausdauer seiner Abneigung gegen das revolutionäre Frankreich nicht gebrochen. Das Kriegsunglück hatte den Beweis geliefert, an welchen Schäden Oesterreich leide: Stadion, welcher damals an der Spitze der Regierung stand, hatte guten Willen, durch Reformen — besonders durch Lockerung des starren Centralisationssystems — und Förderung eines regsamern Lebens im Verwaltungswesen den Staat neu zu kräftigen. Indem er den Provinzen in ihren Besonderheiten Zugeständnisse machte, weckte er bei ihnen grössere Opferwilligkeit und thätiges Interesse für den gesammten Staat. Schon 1806 wurden im Stillen Vorbereitungen zu einem neuen Kriege gegen Napoleon gemacht, aber zu einem Bündnisse mit Preussen und Russland war man um so weniger geneigt, da der Krieg von vornherein eine so ungünstige Wendung genommen hatte. Dennoch verhiessen die Unterhandlungen ein endliches Eingreifen Oesterreichs, als der tilsiter Frieden den immer aufgeschobenen Entschluss zunächst völlig zurückdrängte. Wieder allein stehend, musste Oesterreich den Vorschlag Napoleons annehmen, durch den Vertrag zu Fontainebleau (10. Oct. 1807) seine Stellung zu Frankreich bestimmter zu regeln, und den französischen Massregeln gegen England sich anzuschliessen. In der That aber fuhr Oesterreich fort, sich in wehrhaften Zustand zu setzen. Einer der wichtigsten Schritte zu diesem Zwecke war die im Frühling 1808 vorgenommene Organisation einer Landmiliz (12. Mai) und Landwehr (9. Juni). Der ersichtliche Zweck dieser Mass-

— 1809 n. Chr. —



Nach einer Abbildung d. Illustr. Ztg.

Erzherzog Karl bei Aspern.

Gez. nach F. Kaiser.

regel gewann ihnen aller Orten eine lebhafte und thätige Theilnahme: überall nahmen die Organisation und die Uebungen den besten Fortgang. Napoleon, eben durch den spanischen Krieg beschäftigt, durchschaute freilich die Absichten Oesterreichs vollkommen, und rief daher durch Schreiben vom 25. Juli 1808 die Rheinbundfürsten zu Rüstungen auf; da ihm aber der Krieg gegen Oesterreich noch nicht erwünscht sein konnte, weil Spanien sein Herr grösstentheils beschäftigte, liess er sich durch Metternich's ausweichende Erklärungen scheinbar zufrieden stellen. Die Rüstungen Oesterreichs gingen nur langsam ihrer Vollendung entgegen, und mit dem preussischen Ministerium unter von Stein wurden einleitende Schritte zu einem Bündnisse gethan. In Preussen gab es eine zahlreiche Partei, welche im Anschlusse an Oesterreich mit Freuden schon 1808 den Krieg gegen Frankreich wieder begonnen hätte. Aber Oesterreichs Zögern und Napoleons drohendes Auftreten, dem Preussen allein nicht entgegentreten konnte, drängten da die Kriegspartei in den Hintergrund, so dass eine Einigung zwischen Oesterreich und Preussen seitdem scheitern musste. Oesterreich zögerte mit den letzten entscheidenden Schritten aber, weil sein Credit auf das Tiefste erschüttert war, und weil aus Geldmangel die Rüstungen nur langsam und ungenügend vervollständigt werden konnten. Darum musste es das günstige Jahr 1808 verstreichen lassen, und seit dem 22. Jan. 1809 konnte Napoleon von Paris aus die Vorbereitungen für den neuen Krieg gegen Oesterreich treffen. Der Krieg ward unvermeidlich. Im März wurden in Oesterreich die Freiwilligen einberufen. Aber obgleich lange vorbereitet, waren manche österreichische Corps erst im Entstehen begriffen, als die Franzosen, gegen 100,000 Mann stark, und durch die Contingente der Rheinbundfürsten mächtig verstärkt auf dem süddeutschen Kampfplatze erschienen. Gegen die ersten Corps unter Davoust und Oudinot sollte der erste Schlag geschehen: aber der Angriff ward verzögert und der rechte Augenblick versäumt. Der anfängliche Angriffsplan erhielt schon jetzt eine wesentliche Veränderung: bedeutende Vortheile gab Oesterreich auf, indem es nun den Krieg auf Süddeutschland beschränkte, und den Angriff auf Davoust erst eröffnete, als Napoleon eben selbst mit neuen Heeresmassen angekommen war, und die Corps seines Heeres concentrirte. In langgedehnter Linie griffen die Oesterreicher bei Abensberg Davoust an, auf einem Terrain, welches das Treffen in mehrere getrennte Gefechte spaltete, und einen entscheidenden Erfolg unmöglich machte. Am 20. April gingen die Franzosen mit 150,000 Mann zum Angriffe über, der zunächst die Vernichtung des österreichischen linken Flügels bezweckte. Getrennt sahen sich beide österreichische Heerführer zum Rückzuge genöthigt, und der linke Flügel erlitt besonders bedeutende Verluste dabei. Bei Eckmühl machte darauf am 22. April der Erzherzog Karl nochmals den Versuch, Davoust mit Uebermacht anzugreifen: allein auch dieser Angriff führte nur zu blutigen Verlusten, da Napoleon selbst von Landshut her zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze erschien. Die tapfern, aber in zu getrennten Massen kämpfenden Oesterreicher wurden zurückgedrängt, und mussten über die Donau nach Böhmen zurückweichen, während ihr linker Flügel den Inn zu überschreiten suchte. Diese Unglücksfälle, welche den Oesterreichern über 50,000 Mann gekostet hatten, wirkten lähmend auf die weitere Führung des Krieges ein. Die siegreichen Treffen bei Pordenone und Sacile in Oberitalien konnten nun dem Kampfe keine für Oesterreich günstigere Wendung geben. Rasch drang Napoleon an der Donau herab gegen Wien vor, ein Weg, auf welchem ihn General Hiller mit etwa 30,000 Oesterreichern vergeblich aufzuhalten strebte. Einen momentanen Vortheil erkämpfte Hiller bei Ebelsberg an der Traun (3. Mai): aber mit schwerem Verluste drangen endlich dennoch die Franzosen vor. Hiller ging am 8. Mai bei Mautern auf das linke Ufer der Donau über, um seine Vereinigung mit dem Hauptheere des Erzherzogs Karl zu bewirken. Der Weg nach Wien lag jetzt vor Napoleon offen da, und am 13. Mai rückten daselbst die Franzosen ein. Nahe bei Wien vereinigten sich am 16. Mai die Heere des Erzherzogs und Hillers (70 bis

80,000 Mann), indem Napoleon mit etwa 90,000 Mann den Donauübergang vorbereitete. Vergeblich war der Aufruf an die Ungarn ergangen, ihr Schicksal von dem Oesterreichs zu trennen, und sich selbst einen neuen König zu wählen. Noch war Oesterreich nicht besiegt. Am 18. Mai liess Napoleon mit Benutzung der Insel Lobau Brücken über die Donau schlagen, und ordnete die Ueberschreitung des Flusses an. Am 21. Mai nahm der Erzherzog die Schlacht an, und stellte sein Heer in zwei Treffen von Wagram bis Stammersdorf auf; dagegen Aspern und Essling bildeten feste Punkte, nahe dem Punkte, wo die Franzosen ihren Donauübergang bewerkstelligten. In fünf Colonnen erfolgte der Angriff auf die Franzosen, von denen sich erst wenig über 30,000 Mann auf dem linken Ufer befanden, wo sie sich in Aspern und Essling festgesetzt hatten. Tapfer vertheidigten die Franzosen ihre günstige Stellung gegen den übermächtigen Andrang: schwankend erschien der Ausgang des Kampfes, als die starke französische Cavalerie die schwächere österreichische Reiterei und Artillerie zurückdrängte. Aber entscheidend war es, dass dieselbe an der Festigkeit des österreichischen Fussvolkes zerschellte, und fliehend in die Reihen der eignen Mitkämpfer Auflösung brachte. Wüthend wurde noch der Kampf um Aspern fortgesetzt: die eindringenden Oesterreicher wurden sechsmal wieder aus dem Dorfe vertrieben, behaupteten sich jedoch endlich im Besitze desselben. Mit gleicher Tapferkeit hatten andere österreichische Corps zugleich Essling angegriffen: hier aber blieben die Franzosen Meister der Stellung. Die unterdess hereinbrechende Nacht benutzte Napoleon, um seinen Uebergang auf das linke Ufer zu beendigen, und am 22. Mai machte er die grössten Anstrengungen zur Wiedereroberung von Aspern. Auf kurze Zeit gelang es seinen Truppen: aber durch den Erzherzog selbst angefeuert, eroberten die Oesterreicher die einmal erkämpften Vortheile wieder, und in den Nachmittagsstunden entschloss sich Napoleon zum Rückzuge auf die Lobauinsel.

Schlacht bei Wagram.

(5. u. 6. Juli 1809 n. Chr.)

Eine mannigfaltige Kampfscene aus der Schlacht bei Deutsch-Wagram wird hier zur Anschauung gebracht: die Vertheidigung eines Bauerngehöftes inmitten der Schlacht. Vordringender Infanterie gegenüber, welche durch den Pulverrauch fast ganz verdeckt ist, sieht man nicht nur die Spitze eines Grenadierbataillons, sondern weiter im Hintergrunde auch eine Reiterschaar dem Kampfplatze zueilen.

Erschöpft zogen sich beide Heere in ihre Stellungen zurück, indem jedoch die Oesterreicher als die Sieger aus dem blutigen Kampfe hervorgingen. Die Letzteren hatten über 20,000, die Franzosen mindestens 16,000 Mann verloren, und die Geschlagenen befanden sich nun auf der Lobau zusammengedrängt, mit den grössten Entbehrungen kämpfend. Beide Heere bedurften hiernach der Ruhe und der Ergänzung ihrer Hülfsmittel. Der mächtige Eindruck des Sieges hatte in allen österreichischen Landen, ja weit über deren Grenzen hinaus die Hoffnung eines entscheidenden Umschwunges erweckt. Der Volkskrieg in Oesterreich war erfolgversprechend organisirt, und im nördlichen Deutschland traten kühne Männer auf, und leiteten den Parteigängerkrieg gegen Napoleon ein. Die überall gehobene Stimmung

— 1809 n. Chr. —



LANGROCK sc.

Gez. v. Beck.

Schlacht bei Wagram.

benutzte die österreichische Diplomatie, um Bundesgenossen aufzurufen. Die hauptsächlichsten Bemühungen wurden darauf gerichtet, den König von Preussen für die Betheiligung am Kriege zu gewinnen. Wenn aber auch in Preussen von den verschiedensten Seiten in gleichem Sinne Schritte bei dem Könige geschahen, so lehnte derselbe doch damals noch jedes derartige Ansinnen als verfrüht ab.

Der Plan, Napoleon auf dem rechten Donauufer anzugreifen, ward vom Erzherzog Karl als zu gewagt um so mehr abgewiesen, da er selbst aus Böhmen durch Kollowrat und aus den südlichen Provinzen durch den Erzherzog Johann Verstärkungen zu erhalten hoffte. So tapfer die Oesterreicher in Tyrol und obern Italien gekämpft hatten, so konnten sie doch Nichts ausrichten, da ihre Heerführer ohne festen Plan handelten und nicht selten den rechten Augenblick des Handelns versäumten. Nach langem Herumziehen nahm im Juni Erzherzog Johann Stellung bei Raab, wo er sein Heer auf etwa 40,000 Mann meist neue Truppen brachte, denen am 14. Juni der Vicekönig von Italien mit 38,000 kriegsgewohnten Streitern eine Schlacht anbot. Der Erfolg der Schlacht, eine Niederlage der Oesterreicher mit 7000 Mann Verlust, konnte nicht überraschen: der Rückzug auf Pressburg musste angetreten werden.

Unterdessen hatten Napoleon sowohl, wie der Erzherzog Karl beträchtliche Verstärkungen an sich gezogen, so dass Ende Juni 137,000 Oesterreicher — in einer Linie von Deutsch-Wagram bis Markgrafenneusiedel gelagert — etwa 180,000 Franzosen und Rheinbundstruppen gegenüber standen. Die imposantesten und durchdachtesten Vorbereitungen hatte Napoleon in den 6 Wochen der anscheinenden Waffenruhe gemacht, um einen sicheren Hauptschlag auszuführen. Bei Enzersdorf war der Donauübergang so angeordnet, dass auf vier Brücken zugleich und auf grossen Kähnen bedeutende Massen auf das linke Ufer gelangten. In der Nacht vom 4. bis 5. Juli ward der Uebergang begonnen, und fand von österreichischer Seite nur an dem schwachen Corps Nordmann's ungenügenden Widerstand. Die österreichischen Befestigungen bei Aspern und Essling wurden dadurch überflügelt, und mussten geräumt werden, und dem Uebergange über die Donau durch die Franzosen auch von der Lobau stand nun kein Hinderniss mehr im Wege. Gegen die Uebermacht vertheidigten die Oesterreicher am 5. Juli ihre vorgeschobenen Stellungen mit zäher Ausdauer, und wichen langsam in ihre Hauptstellung zurück. Auf mehrern Punkten war es dabei zu blutigen Gefechten gekommen. Am Russbache entlang auf den Hügelabsenkungen gegen das Marchfeld, zum grössern Theil durch den Bach gedeckt, standen die Oesterreicher am Abend des 5. Juli in ziemlich günstiger Position, als Napoleon noch gegen 7 Uhr den Befehl zum Angriffe gab. Auf der ganzen Linie ward der Kampf eröffnet: der Hauptstoss aber mit drei Corps sollte gegen das Centrum der Oesterreicher erfolgen. Trotz der Wucht des Stosses aber wurden die Franzosen mit furchtbarem Verluste zurückgetrieben. Am folgenden Morgen ging der Erzherzog Karl nun seinerseits zum Angriffe über, während Napoleon mit seinem weit überlegenen Heere in concentrirter Stellung denselben zu erwarten beschlossen hatte. Der Plan des Erzherzogs war, durch Aenderung der Fronte die Franzosen von der Donau abzudrängen und zwischen den beiden Flügeln zu erdrücken: seine Linien zogen sich nun vor Aderkla und Breitenlee entlang an die Donau. Doch abgesehen von der zu geringen Macht seines Heeres wirkte das mangelhafte Ineinandergreifen der Bewegungen der einzelnen Corps ungünstig. Noch war der Aufmarsch der Oesterreicher nicht vollendet, noch waren Lücken zwischen den einzelnen Corps, als Napoleon gegen Aderkla hervorbrach: aber mit Hartnäckigkeit ward das Dorf vertheidigt, und der Angriff zurückgeschlagen. Durch einen neuen Angriff aber mit 100 Kanonen und einer ungeheuren Infanteriecolonne, welche auf den Seiten durch Reiterei begleitet war, erlag die Mitte der übermässig ausgedehnten österreichischen Linien. In der Mitte zurückgedrängt geriethen auch die Flügel der österreichischen Linie ins Wanken. Der Erzherzog sah sich mit Schmerz gezwungen, der drohenden

Niederlage durch Anordnung des Rückzuges vorzubeugen. Das zu späte Eintreffen des Erzherzogs Johann hatte Napoleons Sieg entschieden. In der Schlacht und bei den nachher folgenden kleinen Treffen berechnen die Oesterreicher ihren Verlust auf 24,000 Todte und Verwundete und über 7000 Gefangene, der der Franzosen mag schwerlich geringer gewesen sein. Bis in die Defilé's von Znaim blieb der Rückzug im Ganzen unbehelligt: erst da am 10. Juli griffen die Franzosen von Neuem mit Macht an. Während des Kampfes aber ward die Unterhandlung über einen Waffenstillstand eingeleitet und in diesem Sinne zu einem Abschlusse gebracht.

Der Aufstand der Tyroler.

(1809 n. Chr.)

Eine wilde Kampfscene bei einem Gebirgsdörfchen in mannigfaltigen Formen ist dargestellt. Eine französische Reiterschaar hat ein Verhau durchbrochen, und wird nun von den tyrolischen Kämpfern lebhaft und kühn angegriffen. Mit den verschiedensten Waffen streiten diese: die kurze Büchse sendet nicht nur als Schusswaffe sicheren Tod in die Reihen der Gegner, sondern der Kolben dient auch im Handgemenge; Hellebarden, gradegeschmiedete Sensen, Dreschflegel bewähren sich in den Händen des kräftigen und erbitterten Landvolkes tüchtig und in blutiger Weise wirksam.

Neben dem grossen Kriege der Heere entspann sich an verschiedenen Stellen in Deutschland der Volkskrieg gegen Napoleons verhasstes Joch. Wenn Oesterreichs neuer Kampf gegen Frankreichs Herrschaft in Deutschland im gelähmten Preussen, im geknechteten Westphalen patriotische Hoffnungen anregte, wenn da entschlossene Männer auf eigene Faust dem Feinde gegenüber zum Schwerte griffen, um das Zeichen zu allgemeinem Aufstande zu geben, wenn Dörnberg die Wesergegenden (Ende April), Katt die Festung Magdeburg (Anfang April), Schill die Mittelelbgegenden (Anfang Mai) zu befreien suchten, wenn endlich gegen Ende Mai der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig im Gange des Kriegs eine Diversion zu machen suchte, indem er in Sachsen eindrang, so war der kriegerische Eifer in den österreichischen Provinzen doch noch viel allgemeiner und lebhafter. Die Bewegungen im Norden wurden schnell unterdrückt, die im Süden nahmen grossartigen Aufschwung, weil sie offener und mit grössern Mitteln hatten vorbereitet werden können. Vor allen andern Landschaften war es Tyrol, wo das Volk mit Eifer und Hingebung für Oesterreich zu den Waffen griff, und dem eindringenden österreichischen Corps gegen Mitte April sich offen anschloss. Schnell ward durch die Capitulation von Miltau (13. April) Tyrol befreit. Die Erfolge, welche Napoleon so schnell errang, übten ihre natürliche Rückwirkung aber auch da. Ein bayrisches Corps eroberte (11. Mai) den Strubpass, siegte (am 13. Mai) bei Wörgl, und zog (19. Mai) in Innsbruck ein. Einen günstigeren Verlauf nahm der Kampf, als die Tyroler — wesentlich auf sich selbst angewiesen — unter Führung Hofer's u. a. den Krieg fortsetzten. Dem Auftreten Hofer's war es zuzuschreiben, dass nach dem Treffen am Iselberge (29. Mai) Tyrol nochmals frei ward. In ihrer treuen Ausdauer für das angestammte Fürstenhaus kämpften die Tyroler selbst da entschlossen fort, als der Waffenstill-

1809 n. Chr.



Gez. v. Beck.

Freiheitskampf der Tyroler.

— 1810 n. Chr. —



Abreise der Erzherzogin Marie Louise nach Frankreich.

Gez. v. Sachsse.

stand von Znaim und nicht lange nachher der Friedensschluss sie dem fremden Herrscher von neuem überliessen. Schlicht und einfach lebend, verwaltete Hofer von Innsbruck aus das Land, und er schreckte nicht zurück vor der so hoffnungslosen Aufgabe der ferneren Vertheidigung desselben. An der italienischen und bayrischen Grenze wurde der Krieg mit wechselndem Glücke fortgesetzt: die Tyroler erfochten Vortheile meist durch Ueberfälle, während die Bayern durch Uebermacht manche Erfolge erkämpften. Seit Anfang October erst hatte Drouet d'Erlon mit 50,000 Mann den Auftrag von Napoleon erhalten, den Widerstand Tyrols zu brechen. Hofer selbst war geneigt gewesen, dem Friedensschlusse gemäss die Waffen niederzulegen: aber die Aufregung der Provinz — noch gesteigert durch Drohungen von französischer Seite — verhinderte die Ausführung dieser Absicht. Während auf Hofer's Bekanntmachung und Rath viele Gemeinden den Frieden anerkannten, mehrere Hauptleute ihre Mannschaften entliessen, und die feindlichen Truppen fast ungehindert den grössten Theil des Landes besetzten (Anf. Nov.), setzte der Süden den Kampf eifrig fort, und durch diese Partei seiner Landsleute ward Hofer wieder bewogen, am 12. Nov. einen neuen Aufruf zum Kampfe zu erlassen. Der Aufstand war aber schon auf so engen Raum beschränkt, dass selbst die anfänglichen Erfolge das Erliegen Tyrols nur wenig verzögerten. Noch im November drang Baraguay d'Hilliers nach Botzen und Meran, Barbou in das Passeirthal vor; am längsten widerstand das Pusterthal: im December war die Unterwerfung vollendet. Hofer und viele seiner Anhänger wurden als kriegsrechtlich Verurtheilte verfolgt, und flohen entweder aus dem Lande oder hielten sich im Hochgebirge versteckt. Der Passeirer Raffl verrieth Hofer's Aufenthalt dem General Huard. Hofer ward in Folge davon am 27. Jan. 1810 gefangen, und am 20. Febr. in Mantua erschossen.

Die Abreise der Erzherzogin Marie Louise nach Frankreich.

(1810 n. Chr.)

Der offene Wagen steht zur Abreise bereit, der die Kaisertochter ihrer anscheinend glänzenden, aber dennoch hoffnungsarmen, nicht selbstgewählten Stellung zuführen soll. Nur mit Widerstreben sieht der Kaiser seine Tochter scheiden, um in eine nur durch diplomatischen Zwang vermittelte Ehe zu treten: nur das politische Interesse zwingt ihn, den Abkömmling des alten Kaiserhauses, seine Tochter dem siegreichen Emporkömmling zu geben. Vater und Tochter scheiden tief bewegt, da Beide diese Ehe als schweres Opfer ansehen.

Nach langen und bittern Verhandlungen zu Altenburg und Schönbrunn war am 14. Oct. der Frieden zu Wien zwischen den beiden Kaisern unterzeichnet worden. Mit bedeutenden Gebietsabtretungen, welche zum Theil Napoleons deutschen Verbündeten zu Gute kamen, musste dieser Frieden erkauft werden (etwa 2000 □ Meilen). Dem Einflusse Napoleons schien Oesterreich rettungslos unterworfen, und die annähernden Schritte, mit welchen derselbe bald darauf dem Kaiserhause entgegenkam, zurückzuweisen, war Oesterreich nicht in der Lage. Noch stand Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht, frei verfügend über die ungeheuern Hülfsmittel des vergrösserten Frankreich und seiner Nebenlande und Vasallenstaaten, eifersüchtig jede Bewegung und Massregel seiner geschwächten Gegner über-

wachend. Jetzt schien es Hauptaufgabe des glücklichen Gründers einer neuen mächtigen Dynastie sein zu müssen, einerseits durch enges Freundschaftsbündniss mit einer der andern mächtigen Dynastien seine Machtstellung fest und dauernd zu begründen, und den Unterschied zwischen dem legitimen Thronbesitze und dem seinigen zu beseitigen durch Verschwägerung mit einer der grössten alten Dynastien, andrerseits durch eine neue Ehe die Aussicht auf thatsächliche Fortdauer seiner Dynastie zu erreichen. Nach kurzen Verhandlungen mit dem russischen Hofe wandte sich Napoleon im Februar 1810 an den Kaiser Franz, und trug ihm ein Bündniss an, welches durch seine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise besiegelt werden sollte. Der Kaiser sah kein Mittel der Weigerung, da ihm zu einem nochmaligen Kampfe sowohl eigne Macht, als auch Bundesgenossen mangelten und die Finanzlage seines Staates eine verzweifelte geworden war. Als Schwiegersohn des habsburgischen Kaisers erreichte Napoleon auch den Wunsch, einen Erben seines Thrones zu bekommen, und stand hiermit auf dem Höhenpunkte seiner Lebenslaufbahn.

Preussens Erhebung gegen Napoleon.

(1813 n. Chr.)

Mit der freudigsten Hoffnung hatte das deutsche Volk die Nachrichten über die Vernichtung des grossen französischen Heeres in Russland gehört. Vorzugsweise in Norddeutschland und namentlich in Preussen ersehnte das Volk das Zeichen zum Kampfe gegen die französischen Unterdrücker: mit Enthusiasmus eilte Jung und Alt zu den Waffen, als der königliche Aufruf bekannt ward. In Brandenburg, Schlesien, Ostpreussen u. s. w. war Jedermann bereit, dem Vaterlande Gut und Blut zum Opfer zu bringen. Zu den preussischen Fahnen eilten Jünglinge aus allen Theilen Deutschlands in schöner patriotischer Begeisterung.

Die Erfahrungen der Jahre 1806 bis 1807 waren für Preussen nicht vergebliche geblieben: mit gewaltiger Energie und mit besonnenem Muthe raffte sich Preussens Regierung und Volk nach dem tiefen Falle auf. Ein Gefühl bemächtigte sich aller Gemüther, das Gefühl des Hasses gegen den übermüthigen Sieger und das aufopfernder Vaterlandsliebe. Der alte Staat Friedrichs des Grossen war in seinen Grundfesten erschüttert und grösstentheils zusammengestürzt: die Zeiten waren andere geworden, und verlangten Reformen vom Grunde aus. Jetzt war die Zeit gekommen, wo der König Friedrich Wilhelm III., sich anschliessend vorzugsweise an die Regenerationspläne des Freiherrn von Stein, im Staatswesen die durchgreifendsten Veränderungen anordnete. Nicht nur bevorzugte Stände wirkten von nun an thätig auf den Staat ein, sondern der Bürger und Bauer erhielt ausgedehntere politische Rechte und Pflichten, und ward nun angeregt, dem Staate sein Interesse, seine Thätigkeit zuzuwenden. Der todte Mechanismus des früheren Beamtenstaates machte dem lebendigen Organismus der Selbstverwaltung der Gemeinden Platz. Der Geist des Volkes ward mächtig angeregt und gehoben; besonders was zur Wehrhaftmachung des Staates geschah, fand in allen Kreisen der Bevölkerung freudige Zustimmung. Schon 1809 hatte sich Preussen wieder so weit erhoben, dass nicht wenige preussische Staatsmänner dem Könige anempfahlen, sich mit Oesterreich gegen Napoleon zu verbinden. Der König

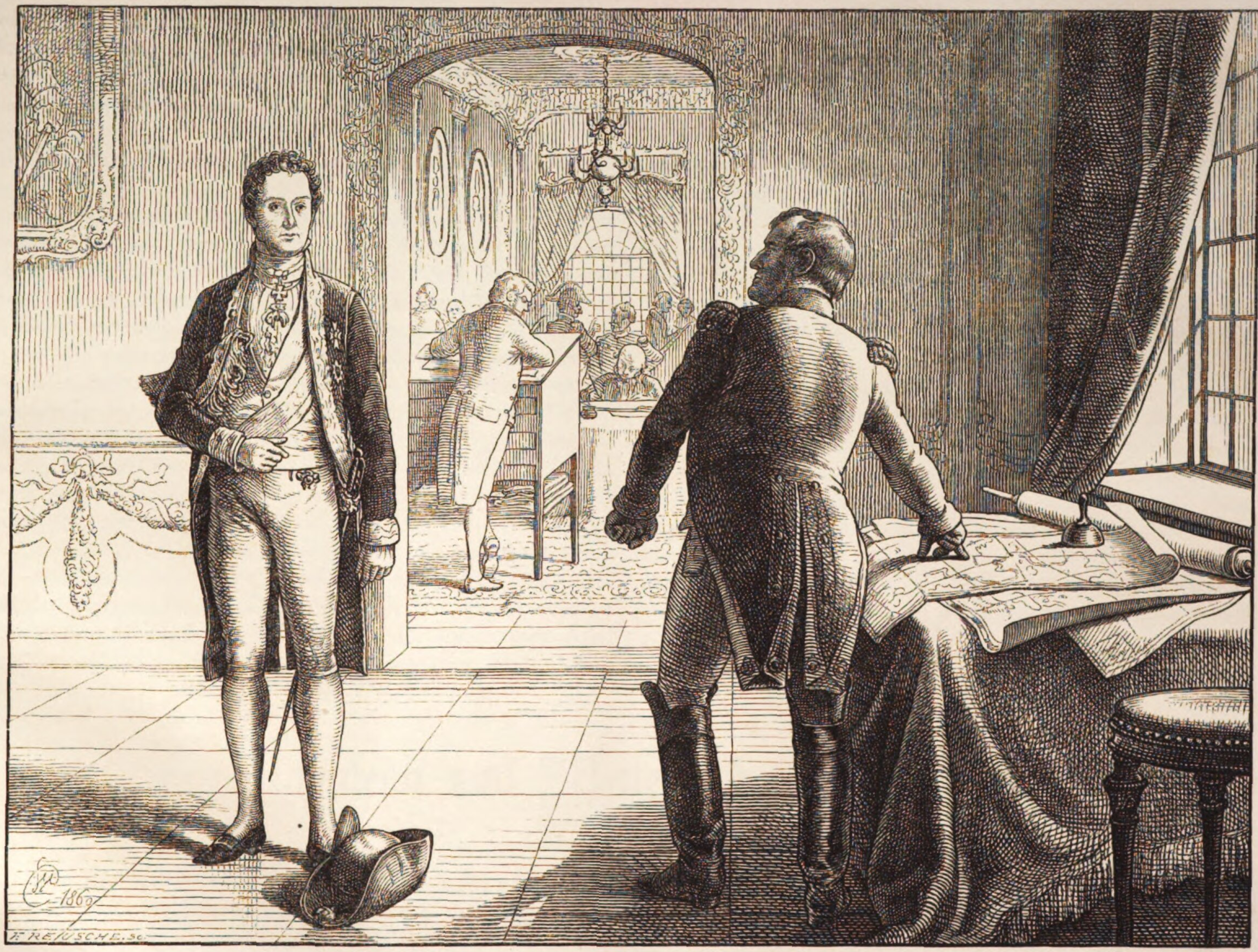
— 1813 n. Chr. —



Preußens Erhebung gegen Napoleon.

Gez. v. Beck.

— 1813 n. Chr. —



Gez. v. Camphausen.

Napoleon und Metternich in Dresden.

zögerte aber noch, und der für Oesterreichs Waffen meist ungünstige Verlauf des Krieges liess dann den Krieg gegen Frankreich zunächst noch unthunlich erscheinen. Der König sah sich genöthigt, die Unternehmungen Dörnberg's, Schill's, des Herzogs von Braunschweig zu desavouiren, und v. Stein aus dem Ministerium zu entlassen. Durch französischen Einfluss mehrfach durchkreuzt, gingen dennoch Stein's Pläne immer umfassender der Verwirklichung entgegen. Geistig und materiell bereitete Preussen den Unabhängigkeitskampf vor. Aber wie Oesterreich sah auch Preussen i. J. 1812 sich genöthigt, verbündet mit Frankreich, zum Feldzuge nach Russland ein Truppencorps zu stellen. An den Hauptkämpfen jedoch nahmen weder die Oesterreicher, noch die Preussen wesentlichen Antheil, und die schweren Verluste des Rückzuges wurden ihnen grossentheils erspart, indem die Führer — zunächst auf eigene Verantwortung hin — Waffenstillstandsverträge mit den Russen schlossen. York's Vertrag mit den Russen zu Tauroggen (30. December 1812) und die Erhebung Ostpreussens versetzten den König in eine peinliche Lage, da Vereinbarungen mit der russischen Regierung so schnell nicht zu Stande zu bringen waren. Die anfangs schwankend erscheinende Haltung des Königs gewann Festigkeit, als aus Ostpreussen die patriotischen Beschlüsse der dortigen Provinzialstände in Berlin bekannt wurden, und der Kaiser Alexander — freilich nur in allgemeinen Ausdrücken — die freundlichsten Zusagen gegeben hatte. Am 22. Januar 1813 trat nun der König die Reise nach Breslau an, und von da aus forderte er durch Verordnung vom 3. Februar zur Bildung freiwilliger Jägercorps auf. Wie Ostpreussen die Stellung von 20,000 Mann für den Felddienst und 10,000 Mann Reserve übernommen hatte, so zeigte sich auch Schlesien enthusiastisch opferfreudig: massenhaft stellten sich die Mannschaften, und aller Orten wurden dieselben einexercirt; die tüchtigsten Pferde wurden geliefert; beträchtliche Geschenke an Geld und edeln Metallen wurden mit freudigem Eifer dargebracht, um zu den Rüstungen das erforderliche Geld herbeizuschaffen: alle Stände, jedes Lebensalter, beide Geschlechter wetteiferten. So zeigte sich das preussische Volk in der festen Ueberzeugung, dass, wenn der König die Absicht dieser Rüstungen auch noch nicht ausgesprochen hatte, dieselben nur gegen Napoleon gerichtet sein könnten, und dass der Augenblick der ersehnten Befreiung Deutschlands von französischem Joche nun bevorstehe. Die Verhandlungen mit Russland führten am 28. Februar zu dem Bündnissvertrage von Kalisch, welcher am 19. März zu Breslau eine Ergänzung erhielt. An Frankreich hatte der König am 15. Februar ein Ultimatum gerichtet, und da dieses unbeantwortet blieb, erliess er am 17. März den unvergesslichen Aufruf „An mein Volk!“, welcher der jubelnden Bevölkerung verkündete, dass der König im Bunde mit Russland zum Kriege gegen Napoleon entschlossen sei.

Napoleon und Metternich in Dresden.

(28. Juni 1813.)

Der erste Act des grossen Schlachtendrama's ist schon vorüber, der Donner der Geschütze verstummt und hat für eine Weile der Diplomatie den Schauplatz überlassen. Wird es ihr gelingen, die leidenschaftlich erregten Gemüther zu nüchterner Versöhnlichkeit zu stimmen, oder wird die Entscheidung der grossen Frage, ob Europa noch länger das Joch der franzö-

sischen Zwingherrschaft tragen soll, doch endlich der Kraft, dem Zorn und dem Hasse der Völker anheimfallen?

Obgleich dem König von Preussen von seiner Monarchie nur Schlesien ganz zur Verfügung stand, hatten die Rüstungen, Dank der alle Schichten des Volkes durchdringenden unvergleichlichen Opferfreudigkeit, den glücklichsten Fortgang genommen. Die Errichtung der Landwehr, die Stiftung des eisernen Kreuzes, eines Symboles der eisernen Zeit, die Uebertragung des Oberbefehls an den greisen General Blücher, wurden ebenso freudig begrüsst wie die von Kalisch datirte Proclamation des russischen Oberfeldherrn Kutusow, welche das deutsche Volk und seine Fürsten zum Kampf für die Freiheit aufrief und die Wiedergeburt Deutschlands verhiess. Allein die anfängliche Zögerung des Königs, eine grosse und verhängnissvolle Entscheidung zu treffen, dann das langsame Vorrücken der Russen, unter denen viele einflussreiche Männer einer Fortsetzung des Kriegs jenseits ihrer eigenen Grenzen entschieden abgeneigt waren, endlich die Wahrnehmung, dass diese neuen Verbündeten zwar mit den grössten Ansprüchen aber mit unzureichenden Streitkräften gekommen seien, hatten zur Folge, dass Napoleon, dessen Genie sich in der Organisation einer neuen Heeresmacht aufs glänzendste entfaltete, Zeit gewann, auf Wittenberg und Magdeburg gestützt seine Truppen an der Elbe zu sammeln und die Fürsten des Rheinbunds im Gehorsam zu erhalten. Als endlich die Verbündeten in Sachsen eingedrungen waren und die Elbe überschritten hatten, trafen sie schon in der Nähe von Lützen auf das Heer Napoleons, welches sich auf Leipzig zu bewegte. Scharnhorst entwarf den Plan zum Angriff, aber der von den Monarchen mit dem Oberbefehl betraute russische General Wittgenstein führte denselben am 2. Mai so mangelhaft aus, dass er trotz der begeisterten Hingebung der Preussen mit Verlust abgeschlagen wurde, und als sich Kaiser Alexander deshalb für den Rückzug entschied, blieb auch jenen keine andere Wahl, als sich ihm anzuschliessen. Trauernd aber nicht entmuthigt, vielmehr stolz auf die glorreiche Feuertaufe, die sie empfangen hatten, gingen sie über die Elbe zurück.

Der Ausgang der Schlacht bei Lützen entschied über Sachsens Schicksal. Dem König Friedrich August, der sich bei der Annäherung des verbündeten Heeres nach Prag begeben und neutral zu bleiben gewünscht hatte, sendete jetzt Napoleon die brutale Drohung, sich binnen sechs Stunden zu erklären, ob er zurückkehren wolle, wo nicht, werde sein Land als ein feindliches behandelt, er selbst wegen Treubruchs entsetzt werden. Der König gehorchte und Sachsen blieb an das verhasste französische Joch gefesselt. Dadurch wurde die im Aufruf von Kalisch verkündete Auflösung des Rheinbundes in eine weite und zweifelhafte Ferne gerückt, und das alte Verhängniss unseres Volkes, dass deutsche Kraft zur Knechtung Deutschlands half, musste sich bis ans Ende erfüllen. Auch Hamburg büsste den Jubel, mit dem es ein russisches Streifcorps unter Tettenborn aufgenommen hatte, als Davoust mit verstärkten Streitkräften dahin zurückkehrte, durch die grausamste Behandlung.

Eine zweite Schlacht, zu der sich die Verbündeten bei Bautzen stellten, ging am 20. und 21. Mai ebenfalls verloren und zwang sie zum Rückzug nach Schlesien, den die Russen sogar bis nach Polen hinein fortgesetzt haben würden, wären sie nicht durch die dringenden Vorstellungen der preussischen Heerführer diesseits der Oder in der festen Stellung bei Schweidnitz festgehalten worden. Dass sich das geschlagene Heer südwärts abbiegend gerade dorthin gewendet hatte, war von der höchsten Bedeutung, denn es bewies, dass man entschlossen sei, um jeden Preis die Verbindung mit Oesterreich aufrecht zu erhalten. Es schien nämlich bereits nicht mehr zweifelhaft, dass auch diese Macht die Gunst der Umstände benutzen würde, um sich von dem trotz der zwischen den beiden Kaisern geschlossenen Verwandtschaft drückenden Bündniss mit Frankreich loszuwinden. Schon seit Anfang des Jahres wurde im Innern Oesterreichs gerüstet, die Einverständnisse des Wiener

Cabinets reichten schon bis in das preussische und russische Hauptquartier, nur war eine Entfesselung der ganzen Volkskraft, wie sie in Preussen stattfand, nicht nach dem Sinn des Kaisers Franz und seines Ministers, des Grafen Metternich, sie hofften vielmehr durch die Gewandtheit und Klugheit ihrer Diplomatie für Oesterreich diejenige Stellung wiederzugewinnen, die es in den letzten unglücklichen Kriegen eingebüsst hatte. Kein Zeitpunkt schien dazu geeigneter als der gegenwärtige, wo einerseits die Verbündeten in zwei Schlachten die Ueberlegenheit der napoleonischen Kriegführung erfahren hatten, andernseits Napoleon durch den verzweifelten Widerstand eines Volkes, das für seine heiligsten Güter kämpfte, wohl zu einiger Nachgiebigkeit gestimmt sein konnte. Nachdem daher Metternich schon im März in Paris hatte erklären lassen, dass der Allianzvertrag vom vorigen Jahre auf die gegenwärtigen Umstände nicht mehr anwendbar sei, und dafür Oesterreichs Bereitwilligkeit, sich für den Frieden zu verwenden, hervorgehoben hatte, trat er jetzt mit dem bestimmten Vorschlag einer bewaffneten Vermittlung, die Oesterreich übernehmen wolle, hervor. Abtretung Illyriens, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogthums Warschau, Verzicht auf die deutsche Nordküste und Wiederherstellung Preussens, das waren die Bedingungen, welche Graf Bubna dem Kaiser der Franzosen überbrachte, Bedingungen, deren Annahme trotz der Opfer, die sie forderten, die französische Suprematie über Europa verewigt haben würde. Aber Napoleons Hartnäckigkeit rettete Deutschland vor der Gefahr eines solchen Friedens, durch den es zu immerwährender Ohnmacht verurtheilt worden wäre. Er empfand recht wohl, dass der erste Schritt, den er zurückweiche, nur eine Ermuthigung für den Zorn der von ihm gemisshandelten Völker sein würde, aber in noch höherem Masse erfüllte ihn Grimm gegen Oesterreich, jene Macht, die, wie er meinte, ihren Bestand nur seiner Grossmuth verdankte, und die es jetzt wagte, ihm Bedingungen vorschreiben zu wollen; um ihr diesen Triumph nicht zu lassen, bot er selbst den Verbündeten, was sie in ihrer bedrängten Lage am allernöthigsten brauchten, einen Waffenstillstand, und damit Zeit zur Vollendung ihrer Rüstungen und zur Ergänzung der erlittenen Verluste. Zu Poischwitz bei Jauer wurde er am 4. Juni abgeschlossen. Die Nachricht davon erfüllte ganz Deutschland und Preussen insbesondere mit ängstlicher Spannung, denn nur eines gab es, was alle Patrioten fürchteten: einen schimpflichen Frieden. Ihn zu hindern, den Beitritt Oesterreichs zu beschleunigen, wollte Scharnhorst, die bei Lützen empfangene Wunde nicht achtend, nach Wien eilen: die Anstrengung brachte ihm den Tod, es war dem edlen Manne nicht beschieden, den Anbruch der Freiheit, für die er so Grosses gewirkt hatte, selbst zu schauen.

Es zeigte sich jedoch bald, dass Napoleon überhaupt keinen Frieden, sondern nur Zeit gewinnen wollte, um auch seinerseits die ungeheuren Rüstungen zu vollenden, die auf seinen Wink von den Pyrenäen bis zur Elbe im Gange waren. Erst als er Oesterreichs wachsende Annäherung an seine Feinde bemerkte, that er einen Schritt, um den völligen Abfall desselben wenigstens zu verzögern: er lud den Grafen Metternich zu sich nach Dresden ein. Am 28. Juni hatte dieser die denkwürdige Audienz, welche unser Bild veranschaulicht. Ganz seine gewohnte Selbstbeherrschung vergessend, überschüttete ihn der Kaiser mit einer Fluth der heftigsten Vorwürfe über die Perfidie der österreichischen Politik, die aber jener mit unerschütterlicher Ruhe über sich ergehen liess. In seiner Aufregung warf Napoleon den Hut zu Boden, Metternich liess es unbeachtet, zuletzt musste ihn der Kaiser selbst wieder aufheben. Freilich zeigten diese Ausbrüche seiner Leidenschaft nur, wie schwer ihm das Zugeständniss wurde, welches ihm die Wiener Diplomatie abnöthigte, dass er die Auflösung der französisch-österreichischen Allianz anerkennen und die Vermittlung des abtrünnigen Oesterreichs annehmen musste. Der Waffenstillstand wurde bis zum 10. August verlängert, damit in Prag ein Friedenscongress zusammentreten könne. Allein in denselben Tagen hatte schon Graf Stadion zu Reichenbach einen Vertrag Oester-

reichs mit den Verbündeten unterzeichnet, durch welchen es sich für den Fall, dass Napoleon die gestellten Bedingungen nicht annehmen würde, verpflichtete, ihm den Krieg zu erklären und 150,000 Mann zu dem verbündeten Heere zu stellen. Wirklich erfüllte sich auch die Voraussicht, dass Napoleons Stolz ihn hindern werde, sich zu Zugeständnissen herbeizulassen, in vollem Maasse. Heftiger als je gegen Oesterreich erbittert, entschlossen, dieser undankbaren Macht nicht den geringsten Vortheil zukommen zu lassen, zögerte er mit seiner Erklärung, bis es zu spät war. Schlag Mitternacht des 10. Augusts erklärten die Bevollmächtigten Preussens und Russlands, Wilhelm von Humboldt und Baron Anstett, dass ihre Vollmachten erloschen seien, und von Berg zu Berg trugen Feuerzeichen bis zur schlesischen Grenze die heissersehnte Kunde, dass der heilige Kampf für das Vaterland von Neuem beginne.

Am 12. August erfolgte die österreichische Kriegserklärung an Frankreich.

Blücher's Sieg an der Katzbach.

(26. August 1813.)

Preussen hatte die Zeit der Waffenruhe mit unvergleichlichem Eifer benutzt, um seine beim Beginn des Feldzugs noch äusserst mangelhaft ausgerüsteten Streitkräfte zu ergänzen und zu vermehren. Jetzt erst war die Landwehr so weit gediehen, dass sie ins Feld rücken konnte, und was ihr noch an vollständiger Bekleidung und Bewaffnung, an Einübung und kriegerischer Erfahrung abging, das ersetzte reichlich die jeden Einzelnen durchglühende zornmüthige Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes und das Vertrauen auf den göttlichen Beistand, der ja den Kämpfern für eine heilige und gerechte Sache nicht fehlen werde. In der That, es hatte der vorangegangenen Schmach und Misshandlung, des Uebermuthes und der Tyrannei des fremden Gewaltherrschers und seiner Werkzeuge bedurft, um das wieder zu erwecken und zu beleben, was dem deutschen Volke ganz verloren gegangen war: die Liebe zum Vaterlande, die Erkenntniss des eigenen Werthes, den Stolz auf sich selbst, und in nichts Anderem hat das Wiedererwachen unserer Nation einen so heroischen Ausdruck gefunden, wie in der preussischen Landwehr, deren hastig zusammengeraffte Bataillone sich in den folgenden Schlachten mit der Ausdauer, Tapferkeit und Kaltblütigkeit altgedienter Linientruppen schlugen. Die Gesammtstärke der preussischen Streitkräfte betrug die für die zusammengeschmolzene Bevölkerung ungeheure Zahl von 270,000 Mann, nicht ein Heer hatte Preussen aufgestellt, das ganze Volk war gegen seine Dränger aufgestanden und hatte geschworen, das Schwert nicht aus der Hand zu legen, bis die edle Freiheit wiedergewonnen sei. Die Anstrengungen, welche sich Russland und Oesterreich auferlegten, so bedeutend sie auch an sich waren, blieben doch weit hinter dem zurück, was das preussische Volk leistete. Auch die Diplomatie der Verbündeten war unterdess nicht unthätig gewesen, sie hatte Schweden und England in die Coalition gegen Napoleon hereingezogen, so dass dieselbe nunmehr alle selbstständigen Mächte Europa's, mit alleiniger Ausnahme von Dänemark und der Türkei, umfasste, und eine Heeresmacht von 800,000 Mann in's Feld stellte.

Schon am 12. Juli war von den Verbündeten zu Trachen-

— 1813 n. Chr. —



Blücher siegt an der Katzbach.

Gez. nach Bleibtreu.

berg der Operationsplan für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten entworfen worden. Man beschloss, drei Heere aufzustellen: die Hauptmacht unter dem besonderen Befehle des Obercommandanten des ganzen Herres, des Fürsten Karl von Schwarzenberg, den für diese schwierige Stellung nicht nur sein hoher Stand und seine militärische Erfahrung, sondern vornehmlich auch seine Fügsamkeit gegen diplomatische Rücksichten um so mehr empfahlen, als bei seinem Heere die drei Monarchen ihr Hauptquartier nehmen sollten, concentrirte sich in Böhmen, das zweite unter dem Kronprinzen von Schweden, dem ehemaligen französischen Marschall Bernadotte, aus Preussen und Schweden bestehend, war zum Schutz des nördlichen Deutschlands bestimmt, das dritte und der Zahl nach schwächste vereinigte unter Blücher's Befehl in Schlesien das preussische Corps York's und die zwei russischen von Langeron und Saken. Man kam überein, dass jedes einzelne Heer, sobald Napoleon sich mit seiner Hauptmacht gegen dasselbe wenden würde, dem Angriff ausweichen, die beiden andern aber dann vordringen und dem Bedrohten dadurch zu Hilfe kommen sollten, dass man den Feind auf solche Weise ermüden, nach und nach in einen immer engern Kreis einschliessen, endlich mit vereinten Kräften den letzten entscheidenden Stoss gegen ihn führen wolle. Diesen Plan hielt die Ausführung im Allgemeinen wirklich fest, nur dass gerade derjenigen Armee, von welcher man die geringsten Erwartungen hegte, nämlich der schlesischen, Dank der geistigen Ueberlegenheit ihrer Führer, der wichtigste und entscheidenste Antheil am Siege zufiel. Die Voraussicht Scharnhorst's, welcher in dem siebenzigjährigen aber jugendfeurigen Blücher den rechten Mann erkannt und dessen Berufung zum Oberbefehl bewirkt hatte, bewährte sich aufs glänzendste. In ihm, der noch als Jüngling unter dem grossen Friedrich gefochten, verkörperte sich die Erinnerung an die Heldenzeit des preussischen Staates, in ihm kochte der rechte volle Zorn über die erduldete Knechtschaft, der ganze leidenschaftliche Hass gegen Napoleon und alles was Franzos hiess. Als Feldherr zwar ohne alle gelehrte Bildung besass er dafür einen bewunderungswürdigen Scharfblick, das Ganze zu übersehen und das Richtige zu erkennen, und daneben in hohem Grade die Gabe, die Liebe und das unbegrenzte Vertrauen seiner Truppen zu gewinnen, Eigenschaften, die ihn zum eigentlichen Volkshelden des grossen Kampfes gemacht haben. Dass der hochherzige Gneisenau, ein eigenes Commando ausschlagend, es vorzog, als Chef des Generalstabs ihm zur Seite zu treten, ist von den glücklichsten Folgen gewesen. Viele edle und tapfere Männer haben damals zu Deutschlands Befreiung zusammengewirkt, aber keinem gebührt um das endliche Gelingen so grosses Verdienst wie diesen beiden.

Ganz richtig hatte Napoleon vorausgesetzt, dass er von der schlesischen Armee den ersten Angriff zu erwarten haben werde, als er sich jedoch mit überlegenen Kräften gegen Blücher wendete, wich ihm dieser, dem angenommenen Plane gemäss, bei Löwenberg geschickt, ob auch mit Widerstreben, aus und zog sich vorsichtig und unter blutigen Gefechten so lange zurück, bis Napoleon durch das Vordringen der böhmischen Armee umzukehren gezwungen ward. Allerdings kosteten diese Märsche in beständigem Regenwetter und auf grundlosen Wegen, die oft übermenschlichen Anstrengungen, die den Truppen zugemuthet werden mussten, ungeheure Verluste, und es war nicht zu verwundern, dass die Stimmen Derjenigen, die in den grossen Kriegsplan nicht eingeweiht waren, diese Bewegungen als eine zwecklose Vergeudung der Kräfte laut anklagten — York's Erbitterung darüber stieg so hoch, dass er sich mit Blücher ganz überwarf und seine Entlassung forderte —, aber doch war Napoleon's Hauptabsicht, das schlesische Heer vereinzelt zu schlagen, glücklich vereitelt. Der Kaiser übertrug die weitere Verfolgung des weichenden Feindes dem Marschall Macdonald. Nicht ahnend, dass Blücher auf die Nachricht von Napoleon's Abmarsch sogleich umgekehrt sei und eine Schlacht suche, zu der die eben eingetroffene Kunde von dem Siege, den Bülow am 23. August bei Grossbeeren über Oudinot erfochten hatte,

noch mehr anfeuerte, drang dieser sorglos auf Jauer zu vor. Es war der 26. August, seit dem Morgen regnete es ohne Unterlass in Strömen, unbesorgt stiegen die Franzosen den steilen Rand des Plateaus zwischen der Katzbach und der Wüthenden Neisse hinauf. Den Fehler seines Gegners erkennend, gab Blücher sogleich die Disposition zum Angriff, er selbst befeuerte die Truppen durch eine Anrede: „Nun Kinder," rief er zuletzt, „habe ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!" Und vorwärts stürmten York's tapfere Landwehrmänner, kein Schuss ertönte aus den nassen Gewehren, vor ihren Kolben und Bajonetten thürmten sich Leichenhaufen, es war umsonst, dass neue französische Regimenter zur Unterstützung erschienen, sie wurden nur in das Verderben der früheren verwickelt, im entscheidenden Momente setzte sich Blücher selbst, den Säbel in der Hand, wie ihn der Künstler auf unserm Bilde dargestellt hat, an die Spitze der Reiterei, die ganze Schlachtlinie folgte, und in wilder Flucht rannten die Franzosen dem steilen Abhange zu, über welchen sie von ihren Verfolgern hinunter in die zu einem reissenden Strome angeschwollene Katzbach gestürzt wurden. Thiere und Menschen kämpften in den Wogen mit dem Ertrinken und untereinander um die Rettung, und die Gräuelscene zu vollenden spieen die Geschütze der Sieger Tod und Verderben in den dem Untergange geweihten Knäuel, bis die Nacht herabsank, furchtbar für die Besiegten wie für die Sieger, die sie unter freiem Himmel, bei unablässigem Regen, in tiefem Kothe, ohne warme Kleidung und Lebensmittel zubringen mussten. Dennoch galt es, den geschlagenen Feind nicht zur Ruhe kommen zu lassen, um dadurch eine zweite Schlacht zu ersparen, und wenn auch die Generale mit ihren erschöpften Truppen nur theilweise den Anforderungen ihres Feldherrn zu genügen vermochten, so vollendete doch die energische Verfolgung, welche bis zur Spree fortgesetzt ward, die gänzliche Niederlage Macdonald's. Grösseres noch war durch diesen Sieg gewonnen als die reichlichen Trophäen, die den Verfolgern in die Hände fielen: Schlesien war wieder vom Feinde befreit, die Zuversicht der Truppen zu sich selbst und zu ihrem Führer war neu belebt, auch von Seiten der Generale schwieg der Hader und der Groll gegen das Hauptquartier und sie boten bereitwilliger als zuvor ihr Mitwirkung zu weiteren Unternehmungen.

Körner's Tod.

(26. August 1813.)

Theodor Körner, von der tödtlichen Kugel getroffen, sinkt vom Pferde, auch einer von jenen vielen tausend Jünglingen, die in dem grossen Kriege Blut und Leben mit Freuden dahingaben, aber glücklicher als die meisten unter ihnen, deren Namen kein Buch nennt, denn Körner's Name wird gefeiert werden, so lange noch eine deutsche Jugend für Freiheit und Vaterland glüht. Erst 32 Jahr alt fand er den Tod, den Heldentod fürs Vaterland, den seine Lieder so oft ahnungsvoll besungen und in feurigen Tönen herbeigewünscht hatten.

Als der Sohn jenes edlen Mannes, der als Schiller's Freund bekannt ist, in den glücklichsten Verhältnissen aufgewachsen, sich des jungen Ruhmes freuend, den ihm seine Dichtungen

— 1813 n. Chr. —



Körner's Tod.

Gez. v. Camphausen.

frühzeitig eintrugen, und einer heitern Zukunft entgegensehend, wurde der feurige Jüngling durch den Aufruf des Königs von Preussen und den kriegerischen Aufschwung der ganzen Nation so hingerissen, dass er Glück und Ruhm, Liebe und Genuss von sich warf und in die Freischaar des Majors von Lützow trat, die sich in Schlesien bildete, um durch kühne Streifzüge den Rücken des Feindes zu beunruhigen, Transporte wegzunehmen, Gefangene zu machen oder zu befreien, Ueberfälle auszuführen, kurz überall rastlos und verwegen den Feind zu umschwärmen, das Gefühl der Unsicherheit in ihm wach zu halten und seine Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Es bildeten sich unter Colomb, Helwig, und andern kühnen Parteigängern mehre Freicorps dieser Art, die den Franzosen ungemein viel Abbruch thaten, unter allen hat aber die Lützow'sche „Schaar der Rache", die „wilde, verwegene Jagd", wie Körner sie nannte, die grösste Berühmtheit erlangt, weniger durch hervorragende oder besonders glückliche Leistungen als durch die Verherrlichung, die ihr in Körner's Liedern zu Theil wurde. Gleich diesem trat eine grosse Anzahl von Jünglingen aus den höhern Ständen in dieselbe ein, unter ihnen auch Ludwig Jahn, der schon in den Tagen der Knechtschaft durch die von ihm geschaffene Turnkunst an der Wehrhaftmachung des Volkes gearbeitet hatte.

Gerade auf die Lützow'sche Freischaar warf Napoleon, als ob er ahnte, dass er dem Geiste, der sich in ihr besonders lebendig aussprach, der Erbitterung gegen das fremde Joch, trotz alles seines Genies doch endlich erliegen werde, einen ganz besondern Hass. Auf eine höchst ungrossmüthige Weise benutzte er daher die Gelegenheit, die sich ihm bot, um sie zu verderben. Als sich nämlich die Lützower 400 Mann stark nach Abschluss des Waffenstillstands, unbekannt mit der Bestimmung desselben, dass alle Truppen bis zum 12. Juni hinter die festgesetzten Linien zurückgegangen sein müssten, noch auf dem linken Elbufer befanden, liess er sie auf ihrem Rückmarsch bei Kitzen ohnweit Leipzig von 4000 Mann überfallen und tückisch niedermetzeln. Wenige retteten sich aus dem Blutbade, unter ihnen Körner, der schwer verwundet von etlichen Getreuen heimlich nach Leipzig gebracht wurde, wo er bei verschwiegenen Freunden inmitten der französischen Besatzung Pflege und Heilung fand. Kaum genesen kehrte er zu seinem Corps zurück, das mittlerweile dem Heere Wallmodens zugetheilt worden war und unter diesem im Mecklenburgischen gegen Davoust focht, aber schon am 26. August wurde er beim Ueberfall einer französischen Colonne in der Nähe von Gadebusch erschossen, nachdem er noch am nämlichen Morgen seinen Gefährten während der Rast im Gehölz seinen Schwanengesang, das Schwertlied, vorgelesen hatte. Unter einer Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin wurde der deutsche Sänger und Held von seinen Waffengefährten begraben.

Mit Recht hat man Theodor Körner den Tyrtäus der Freiheitskriege genannt, denn Keiner hat damals so dem Volke aus der Seele gesungen, wie er, seine Lieder sind nicht das Product kunstvollen Nachdenkens, sondern der unmittelbarste und reinste Ausdruck des überall erwachten jugendlichen Freiheitsdranges und zugleich der ernsten, weihevollen und opferfreudigen Stimmung, von der alle Gemüther ergriffen waren. Ueberhaupt aber bezeugte das Aufleben einer patriotischen Literatur, dass ein neuer Geist die Nation durchdringe; das Selbstgefühl, das sich nach langem Schlafe in ihr regte, konnte nicht stumm bleiben und von vielen Lippen wirkte das entfessellte Wort mächtig, um das Feuer der Begeisterung zu schüren. Zwar der Dichterfürst Goethe, allem politischen Getöse von Natur abhold, verwöhnt durch die genussreiche Betrachtung antiker Schönheit und, mit Schmerz müssen wir hinzusetzen, aller patriotischen Erregung unzugänglich, empfand nur Unmuth über die Störung seiner ästhetischen Beschaulichkeit, aber desto heller klang das Lied vom Vaterland aus anderer Sänger Munde. Mit ritterlicher Schwärmerei feierte Max von Schenkendorf die alte Grösse und Herrlichkeit des deutschen Reiches, wie ein schneidiges Schwert schwang Friedrich Rückert den Vers und den Reim, vor anderen

aber griff E. M. Arndt mit Allem, was er schrieb und dichtete, tief in den Strom der Begebenheiten hinein. Das Jahr vorher hatte ihn der geächtete Minister von Stein zu sich nach Russland berufen, jetzt war er mit diesem nach Deutschland zurückgekehrt und streute mit freigebiger Hand seine Lieder und Flugblätter unter das Volk, zu dessen Herzen er bald mit dichterischem Schwung und flammendem Zorn, bald in kerniger und eindringlicher Rede belehrend und überzeugend zu reden verstand. Gewiss, auch diese Männer zählen wir mit gleichem Stolze zu den Vorkämpfern der Deutschen Freiheit, wie diejenigen, welche auf dem Schlachtfeld ihr Blut für sie vergossen haben, und was sie damals aus der Tiefe ihrer Seele sangen und schrieben, ist ein kostbares Vermächtniss für uns Nachlebende, ein Gemeingut unseres Volkes für alle Zeiten geworden.

Kleist und Prinz August von Preussen bei Kollendorf.

(30. August 1813.)

Napoleon, auf drei Seiten von Feinden bedroht, hatte Dresden zum Mittelpunkt seiner Operationen gemacht; von hier aus hoffte er durch Schnelligkeit und Geschicklichkeit ihrem Angriffe zuvorzukommen und sie einzeln zu schlagen. Sobald andernseits das Hauptquartier der böhmischen Armee von seiner Entfernung aus Dresden Nachricht erhalten hatte, beschloss man, vorzurücken. 200,000 Mann stark überschritten die Verbündeten das Erzgebirge und schlugen, in der Voraussetzung, dass Napoleon sich gegen das Nordheer gewendet habe und einen Schlag gegen Berlin beabsichtige, die Richtung auf Leipzig ein, um ihm in den Rücken zu fallen. Erst auf dem Marsche wurden sie ihres Irrthums inne, als sie erfuhren, dass Napoleon in der Lausitz stehe. Dies veranlasste den Fürsten Schwarzenberg, sich gegen Dresden zu wenden und den Versuch zu machen, ob ihm dieser wichtige Platz vor seiner Rückkehr weggenommen werden könne. Wahrscheinlich würde sich auch dieses Resultat, welches für den ganzen Feldzug entscheidend werden musste, bei grösserer Schnelligkeit haben erreichen lassen, da die Franzosen völlig überrascht waren. Allein die Langsamkeit, mit der man die ganze Bewegung ausführte, und die zum Theil durch den Mangel an gangbaren Strassen, zum Theil aber auch durch die übertriebene Bedächtigkeit des Oberbefehls verschuldet wurde, verschaffte Napoleon Zeit, zur Rettung Dresdens herbeizueilen und die Berechnung seiner Gegner zu durchkreuzen. Sein persönliches Erscheinen gab der Besatzung das schon schwindende Vertrauen wieder zurück, stündlich langten neue Truppen an und rückten ohne Verzug in die Stellungen ein, in denen sie an der Vertheidigung der Stadt Theil nehmen sollten, der Augenblick, wo Dresden mit Leichtigkeit genommen werden konnte, war versäumt, und von einer Ueberraschung konnte nicht mehr die Rede sein. Dennoch scheute man sich vor dem Vorwurf, dass eine so grosse Macht aus Furcht vor einem einzigen Manne unverrichteter Dinge wieder umgekehrt sei, und das Hauptquartier entschied sich deshalb, von dem Trachenberger Kriegsplane abweichend, für den Angriff, nur verschob man ihn auf den nächsten Tag, bis

— 1813 n. Chr. —



Gez. v. Camphausen.

Kleist und Prinz August von Preußen bei Nollendorf.

die müden Truppen ausgeruht und die weiter rückwärts befindlichen angelangt sein würden. Um dieselbe Stunde, wo Blücher seinen Sieg an der Katzbach erfocht, erhob sich der Donner der Geschütze in dem reichen, lieblichen Thalkessel, welcher die Elbstadt am rechten Stromufer mit sanftansteigenden Höhen umschliesst. Wie in allen Schlachten dieses grossen Feldzuges, so gingen auch hier die Truppen mit Todesverachtung zum Angriffe vor, die Preussen drangen selbst bis in die pirnaische Vorstadt ein, aber da sie ohne Unterstützung blieben, wurden sie bald von überlegenen feindlichen Massen wieder herausgeworfen und vermochten keine weiteren Vortheile zu erringen. Nicht ohne Grund ist gegen den Oberfeldherrn der Alliirten der Vorwurf erhoben worden, dass seine Anordnungen der nöthigen Energie und des richtigen Ineinandergreifens ermangelten, und nur zum Theil dient es ihm zur Entschuldigung, dass seine Stellung durch die bunte Zusammensetzung des Heeres, sowie durch die Einwirkung der anwesenden Monarchen auf die Truppen, allerdings ungewöhnliche Schwierigkeiten bot. Die Anstrengungen der Verbündeten am 26. August blieben ohne Resultat und als nun am folgenden Tage Napoleon selbst zum Angriff überging, beide Flügel dem Andrange der Franzosen erlagen, die grosse Strasse von Dresden nach Teplitz und damit die Hauptrückzugslinie der böhmischen Armee ihnen in die Hände fiel, so wurde der Rückzug unvermeidlich: die ganze grosse Unternehmung war fehlgeschlagen und der Versuch, Dresden wegzunehmen, mit einem Verlust von 15,000 Todten und Verwundeten und 23,000 Gefangenen bezahlt.

Nunmehr sollte das ganze geschlagene Heer, ermüdet, hungernd und frierend, auf engen, halsbrechenden Wegen und unter unaufhörlichem Regen im Angesichte des Feindes durch die Pässe des Gebirges nach Böhmen zurückgehen, es befand sich in einer Lage, wo ein energischer Angriff der Franzosen seine völlige Auflössung herbeiführen konnte. Da lähmten zum Glück die Nachrichten, welche Napoleon aus Schlesien und der Mark von den Niederlagen seiner Marschälle erhielt, die Anstalten zur Verfolgung; statt daher mit der ganzen Wucht seiner Streitmacht nachzudrängen, entsandte der Kaiser nur den General Vandamme mit 40,000 Mann bei Pirna über die Elbe und befahl ihm, sich der Strasse nach Teplitz zu bemächtigen. Gelang es demselben, das Teplitzer Thal vor den Alliirten zu erreichen, so waren diese umgangen und in dem unwegsamen Gebirge ihr Untergang gewiss. Diese Katastrophe abgewehrt zu haben ist das hohe Verdienst des Prinzen Eugen von Würtemberg und des Grafen Ostermann, welche mit nur 14,000 Mann Russen, zu denen erst später noch 8500 Mann russischer Garde stiessen, diesen wichtigen Pass deckten. Napoleon hatte seinem General versprochen, ihm zwei Armeecorps als Rückhalt nachzusenden, als ihn jedoch der Plan eines gegen das Nordheer zu führenden Hauptschlages zu beschäftigen anfing, wich er davon wieder ab, überliess Vandamme die Lösung seiner Aufgabe allein und führte ihn dadurch selbst in das Verderben, das ihn unverzüglich ereilte. Nachdem nämlich Vandamme sich der Stadt Pirna bemächtigt hatte, drang er unter fortwährenden hartnäckigen Gefechten gegen den Kamm des Gebirges vor, warf am Morgen des 29. August die Russen aus Peterswalde, erstieg die Nollendorfer Höhe und begann nun, durch des Kaisers Zusicherungen um das, was in seinem Rücken geschehen könne, unbesorgt, den steilen Südabhang des Erzgebirges hinabzusteigen, um die kleine Schaar, welche ihm bei Culm den Durchgang wehrte, zu überwältigen. Hier aber entspann sich ein zehnstündiger, blutiger Kampf, dem erbitterten Andrange der französischen Uebermacht setzten die Vertheidiger einen unerschütterlichen Heldenmuth entgegen, siegreich hielten sie Stand, bis der Abend die Blutarbeit unterbrach. Die Rettung des Hauptheeres, welche an der Behauptung dieser Stelle hing, war erreicht und selbst mit dem Verlust von 6000 Mann nicht zu theuer erkauft. Nun trafen auch schon österreichische und russische Verstärkungen ein, um die gefährliche Stelle zu schützen.

Als der König von Preussen von dem Teplitzer Schlossberg

aus die Bedrängniss der Russen bei Culm gewahrte, schickte er dem General Kleist, der noch mit seinem Corps einen Weg aus dem Müglitzthal über das Gebirge nach Böhmen suchte, die Weisung, zur Unterstützung derselben unverzüglich dorthin zu eilen; der Befehl erwies sich aber bei der Pfadlosigkeit der Gegend, deren wenige Defileen durch Fuhrwerk aller Art verstopft waren, als völlig unausführbar, vielmehr schwebte Kleist selbst in grosser Gefahr, wenn Vandamme den Weg ins Thal erzwang, von der übrigen Armee abgeschnitten und gefangen oder zersprengt zu werden. Da fasste er den kühnen Entschluss, auf die Gefahr hin, zwischen zwei feindliche Corps zu gerathen, seine Richtung auf Nollendorf, in Vandamme's Rücken, zu nehmen. Alle, vom General bis zum Gemeinen, begrüssten mit Jubel das Wagniss ihres Feldherrn. In den Vormittagsstunden des 30. August erschien Kleist mit dem Prinzen August von Preussen, von Nollendorf ins Thal herabsteigend, in dem Rücken der Franzosen; drei Kanonenschüsse meldeten verabredetermassen dem König sein Eintreffen. Das Bild veranschaulicht diesen entscheidenden Moment. Die Franzosen, welche die Preussen anfangs für die vom Kaiser versprochene Hilfe gehalten hatten, wurden auf furchtbare Weise enttäuscht. Mit dem Muthe der Verzweiflung warfen sie sich auf den neuen Feind, suchten ihn zu durchbrechen und den Ausgang aus der entsetzlichen Enge zu gewinnen. Die schlesische Landwehr, die hier zum ersten Male ins Feuer kam, wich vor dem furchtbaren Stosse, da springt Prinz August vom Pferd, ergreift die Fahne und führt sie von Neuem gegen den Feind. Kaum ist hier der Kampf wieder hergestellt, so sprengt die französische Reiterei, nicht achtend auf die todsprühenden preussischen Geschütze, heran, zerreisst die Glieder des Fussvolks, in wildem Knäuel wälzen sich Freund und Feind durcheinander, Kleist und Prinz August selbst sind nahe daran gefangen zu werden, aber was von den Franzosen entkommt, fällt nur um so sicherer dem rückwärts stehenden Corps Zieten's in die Hände; immer gewaltiger drängen die Oesterreicher von Culm her heran, nichts vermag mehr das Verderben abzuwenden, Vandamme selbst wird gefangen; alles Gepäck, Geräth und Geschütz nebst 10,000 Gefangenen wurden erbeutet, das ganze von Napoleon zu so grossen Dingen bestimmte Corps hatte aufgehört zu existiren, ein Sieg war errungen, der im Verein mit den von Blücher und Bülow erkämpften, die Niederlage bei Dresden mehr als aufwog, der den in Folge der erlittenen Unfälle schon zwischen den Verbündeten aufkeimenden Unmuth in der Geburt wieder erstickte, denn nur dem heldenmüthigen Wetteifer, mit dem alle drei Heere zusammengewirkt hatten, war der grosse Erfolg zu verdanken.

Bülow bei Dennewitz.

(6. September 1813.)

Sobald der Abbruch der Prager Verhandlungen die Entscheidung über die Geschicke Europa's den Händen der Diplomaten wieder entnommen und den Heeren zurückgegeben hatte, richtete Napoleon sein Augenmerk hauptsächlich auf Berlin. Sein Scharfblick erkannte recht wohl, dass eine Eroberung der Mark und der preussischen Hauptstadt ein Stoss in das Herz des Feindes sei. Gelang es, hier den Herd der deutschen Volksbewegung zu zertreten, so war dies für ihn ein unermesslicher Gewinn.

— 1813 n. Chr. —



Bülow bei Dennewitz.

Gez. v. Camphausen.

Nichts bezeichnet aber wohl deutlicher und schmerzlicher die tiefe Erniedrigung, zu der Deutschland herabgebracht war, als der Umstand, dass das Heer, welchem er diese Aufgabe zugewiesen hatte und das aus den drei Armeecorps von Oudinot, Reynier und Bertrand bestand, zum grösseren Theile aus deutschen Truppen, den Contingenten des Rheinbundes, zusammengesetzt war. Napoleon baute die Hoffnung, dass diese wichtige Operation glücken werde, hauptsächlich auf seine Bekanntschaft mit dem Charakter des Kronprinzen von Schweden, gegen den er jetzt jene drei Corps von zusammen 70,000 Mann entsendete und von dem er keinen energischen Widerstand erwartete. Wie richtig er ihn damit beurtheilt hatte, das sollte der Verlauf der Begebenheiten in einer von Freund und Feind ungeahnten Weise zeigen.

Den Kern und den grösseren Theil des Nordheeres, welches der Kronprinz befehligte, bildeten 80,000 Mann Preussen, die beiden Corps von Bülow und von Tauenzien, jenes schon vor dem Waffenstillstande in den Gefechten bei Halle und bei Luckau ruhmvoll erprobt, dieses fast nur aus Landwehr bestehend, aber vom besten Geiste beseelt, beide voll Vertrauen zu ihren Führern und von Verlangen brennend, gegen den Feind geführt zu werden; ferner gehörten dazu 20,000 Schweden und ebensoviel Russen, endlich auch das bunt gemischte Corps Wallmoden's, welches aber abgesondert operirte, um Berlin gegen einen Angriff Davoust's von Hamburg her zu decken, während alle übrigen Truppen des Nordheeres südwärts von Berlin aufgestellt waren. Die preussischen Generale glaubten nicht anders, als dass der Kronprinz, wie auch der Trachenberger Kriegsplan, dessen vornehmster Urheber er selbst gewesen war, vorschrieb, unverzüglich gegen die Elbe vordringen werde, aber davon war derselbe weit entfernt. Nicht Deutschlands Befreiung, nur der Erwerb des ihm vom Kaiser Alexander als Entschädigung für Finnland versprochenen Norwegens lag ihm am Herzen, seine Schweden wünschte er zu schonen, ja selbst die seinem Ehrgeiz vorschwebende Möglichkeit, dass für den Fall von Napoleons Sturz er zum Beherrscher Frankreichs ausersehen werden könnte, machte es ihm rathsam, mit den Franzosen glimpflich zu verfahren. Vergeblich harrten daher seine Untergebenen auf die Befehle, welche das weit zerstreute Heer in Stand setzen würden, den Angriff zu beginnen, statt dessen wartete er selbst den Angriff Oudinot's ruhig ab und überliess es der zähen Tapferkeit der preussischen Vortruppen, dessen Marsch gegen Berlin aufzuhalten, bald konnte kein Zweifel mehr über seine Absicht bestehen, Berlin preis zu geben und sich hinter die Havel zurückzuziehen. Bülow würdigte den tiefen moralischen Eindruck, den der Verlust Berlins auf ganz Deutschland machen musste, nach seinem vollen Werth, durch die dringendsten Vorstellungen erlangte er wenigstens so viel, dass die Preussen in ihrer vortheilhaften Stellung südwärts von Berlin stehen bleiben durften, trotzdem waren aber die Dispositionen des Kronprinzen der Art, dass sie einerseits der Vereinigung der im Marsch begriffenen feindlichen Corps nicht das mindeste Hinderniss entgegensetzten, andernseits das Nordheer selbst in Gefahr brachten durchbrochen zu werden. Eben als Bülow, um dies abzuwenden, den Entschluss gefasst hatte, den Feind anzugreifen, so lange die Streitkräfte desselben noch getrennt seien, erreichte ihn des Kronprinzen Befehl, den Rückzug auf Berlin anzutreten. In solchem Conflict zwischen seiner Pflicht gegen das Vaterland und dem Gehorsam gegen seinen Vorgesetzten entschloss sich Bülow mit schwerem Herzen, dem erhaltenen Befehle nicht Folge zu leisten. Reynier hatte sich bereits des Dorfes Grossbeeren, nur noch zwei Meilen von der Hauptstadt, bemächtigt, hierhin und nicht nach Berlin führte Bülow am Abend des 23. August sein Heer, das Dorf wurde erstürmt, Reynier geschlagen und die Rettung Berlins war der Preis dieser glänzenden Waffenthat, deren Bedeutung der Kronprinz in seinen öffentlichen Berichten auf eine unedele Weise herabsetzte, und deren Ruhm er andernseits wider die Wahrheit sich selbst zueignete. Dass er dem Marschall Oudinot fast unverfolgt Wittenberg zu erreichen gestattete, bewies hinreichend, wie wenig es ihm überhaupt darauf ankam,

zu siegen. Was die preussischen Truppen unter einem andern Feldherrn geleistet haben würden, das zeigte wenige Tage nach der Schlacht bei Grossbeeren das Gefecht bei Hagelberg, wo der General Hirschfeld mit seinem nur aus Landwehr bestehenden Corps die Division Girard von 12,000 Mann völlig vernichtete.

Während sich nun Bülow in Unmuth und Besorgniss darüber verzehrte, dass der Kronprinz diese Siege völlig unbenutzt liess, gab ihm glücklicherweise Napoleon selbst die ersehnte Gelegenheit, sich wiederum mit dem Feinde zu messen. Die Niederlagen seiner Generale an der Katzbach und bei Culm waren so bedeutend, dass nur ein glücklicher und grosser Schlag, wie die Einnahme Berlins, ihren schlimmen Eindruck verwischen zu können schien. Marschall Ney sollte jetzt die Aufgabe lösen, die sich für Oudinot zu schwer erwiesen hatte. Zwei Wochen nach der Schlacht bei Grossbeeren brach derselbe gegen Berlin auf, am folgenden Tage stiess er auf Tauenzien's Corps und nöthigte es zum Rückzug auf Jüterbogk, wo er die Stellung des Nordheeres zu umgehen gedachte. Sobald aber Bülow sich über Ney's Absicht und die Richtung seines Angriffes vergewissert hatte, entwarf er den Plan, dem gegen Jüterbogk marschirenden Feinde in die linke Flanke zu fallen und dadurch einen verderblichen Schlag beizubringen. Nachdem er den Kronprinzen hiervon in Kenntniss gesetzt hatte, liess er seine Truppen am Abend des 5. September in grösster Stille eine verdeckte Stellung hinter dem Dorfe Dennewitz nehmen, so nahe der Strasse, auf der sich das französische Heer bewegte, dass nur Ney's Mangel an Cavallerie es erklärlich macht, wie derselbe von der Nähe der Preussen keine Kunde erhielt. Unbesorgt eröffnete Bertrand am Morgen des 6. September den Angriff auf Tauenzien's Stellung vor Jüterbogk. Vier Stunden lang hielt dieser, trotz der Ueberlegenheit der Gegner, mit seinen Landwehrmännern heldenmüthig Stand, da erscholl Kanonendonner von Dennewitz herüber, er verkündete den ermatteten und zusammengeschmolzenen Truppen das Eingreifen Bülow's ins Gefecht und befeuerte sie zu neuen Anstrengungen. Um nämlich Tauenzien nicht der Gefahr, von der Uebermacht erdrückt zu werden, auszusetzen, war Bülow früher als er eigentlich beabsichtigte aus seinem Versteck hervorgebrochen. Auf unserm Bilde sehen wir, wie die Preussen unter ihres Feldherrn Augen den Sturm beginnen. Ihre Begeisterung war durch die eben eingetroffene Nachricht von Blücher's Sieg an der Katzbach aufs höchste gesteigert. War ja ausserdem dieser Kampf für sie im eigentlichsten Sinne ein Kampf für den heimischen Herd! Ihre hinteren Reihen, so berichtet ein Augenzeuge, drängten sich um die Ehre, an die Stelle der Gefallenen in die vorderen zu treten. Die Dörfer Dennewitz und Gölsdorf, durch die von Reynier befehligten Sachsen mit einer Tapferkeit vertheidigt, die einer bessern Sache werth gewesen wäre, wurden von ihnen erstürmt, der Feind, der sich noch einmal zu sammeln versuchte, auseinandergesprengt. Aber Bülow hatte um dies zu erreichen seine letzten Truppen ins Gefecht führen müssen, einen Augenblick schwebte er in Gefahr von anrückenden frischen Massen des Feindes überwältigt zu werden. Da erschien der General Borstell mit seiner Brigade auf dem Schlachtfelde; gegen des Kronprinzen ausdrücklichen Befehl war er auf Bülow's Ruf herbeigeeilt und brachte die endliche Entscheidung, und in wilder Auflösung ergoss sich Ney's geschlagenes Heer nach der Elbe zu rückwärts.

Die Preussen allein hatten den Sieg erfochten, — denn erst an dem letzten Acte des Gefechtes nahm eine kleine Zahl Schweden und Russen theil, — allein und gegen den ausdrücklichen Willen des Oberbefehlshabers, ja dieser hatte Alles, was in seiner Macht stand, gethan, um ihn zu vereiteln. Mit welcher Bitterkeit musste es daher die preussischen Feldherrn erfüllen, als das vom Kronprinzen über die Schlacht veröffentlichte Bulletin nicht nur die Unwahrheit enthielt, dass er sie anbefohlen habe, sondern auch, das Verdienst der Preussen nur beiläufig erwähnend, den Sieg der Ankunft der Schweden und Russen auf dem Schlachtfelde beimass. Da galt es für die eigentlichen Sieger

— 1813 n. Chr. —



Gez. v. Camphausen.

York nach dem Siege bei Wartenburg.

noch einen zweiten und schwereren Sieg zu erkämpfen: sich selbst zu verleugnen um des allgemeinen Besten willen, und bei Lebzeiten auf die verdiente Ehre verzichtend, es der Geschichte, der unbestechlichen Richterin, zu überlassen, späteren Geschlechtern den wahren Sachverwalt zu enthüllen. Dass sie auch dies über sich vermochten, gereicht ihnen zu unvergänglichem Ruhme.

York ehrt seine Truppen nach dem Siege bei Wartenburg.

(3. October 1813.)

Der Gedanke, welcher dem Trachenberger Operationsplane zu Grunde lag, den Feind zu ermüden und allmählich einzuengen, ging in Folge der Siege an der Katzbach, bei Culm und bei Dennewitz seiner endlichen Verwirklichung entgegen. Immer dichter zog sich um Napoleon das Netz zusammen und je heftiger er anstürmte um es zu durchbrechen, desto schneller rieb er nur die Kräfte auf, für deren Verlust er keinen Ersatz mehr hatte. Er musste in Person nach der Lausitz eilen um Macdonalds gänzlich zerrüttetes Corps wieder aufzurichten und dessen Verfolgung durch das schlesische Heer zu hemmen, allein die Gelegenheit sich auf dasselbe zu werfen und es unschädlich zu machen, nach der er so begierig suchte, blieb aus, denn Blücher war bei aller Kühnheit klug genug, sich seinem Angriff zu versagen, und mit Ingrimm erkannte Napoleon, dass ihm der Feind abermals entschlüpfe, ihn selbst aber rief die Nähe der böhmischen Armee, welche unterdess die Verluste der dresdner Niederlage wieder ergänzt hatte, zurück. Aber auch diese wich ihm behutsam aus, und ihre wohlgeordneten Massen im Teplitzer Thale selbst anzugreifen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Unverrichteter Dinge kehrte er um und warf sich nochmals dem wieder vordringenden schlesischen Heere entgegen, als aber Blücher auch diesmal seinen Stoss geschickt parirte, überzeugte er sich von der Nothwendigkeit, das rechte Elbufer aufzugeben. Während er dies that, hatte er keine Ahnung davon, dass sich gleichzeitig im Hauptquartier der schlesischen Armee im tiefsten Geheimniss eine Bewegung vorbereitete, welche den ganzen Feldzug und Napoleons Niederlage entscheiden sollte.

Es war nämlich Blücher gelungen, die Zustimmung der Monarchen für den Plan zu gewinnen, dass die ganze schlesische Armee sich durch einen Rechtsabmarsch vor das Nordheer schieben, den Uebergang über die Elbe forciren und dann von Norden her auf Napoleons Rückzugslinie operiren solle, während Schwarzenberg dieselbe von Süden her vordringend bedrohen würde; sei dadurch Napoleon gezwungen worden, die Elbe zu verlassen, so wolle man ihm dann mit vereinten Kräften eine letzte Hauptschlacht liefern. Insbesondere lag diesem Vorschlage die Absicht zu Grunde, durch eine solche Bewegung auch die Nordarmee unwiderstehlich nach sich zu ziehen, die eines so gewaltigen Impulses um so dringender bedurfte, als der Kronprinz den schönen Sieg bei Dennewitz ganz ebenso unbenutzt liess wie früher den bei Grossbeeren, und unter dem Vorwand, als sei er von Sorge um die Sicherheit Berlins erfüllt, sich jeder ernstlichen Offensive widersetzte. Mit Groll sahen sich

dadurch die seinem Befehl untergebenen Preussen zur Unthätigkeit verurtheilt und ihre Erbitterung stieg zuletzt so hoch, dass Tauenzien und Bülow auf Blüchers geheime Anfrage, wie weit er bei seinem Unternehmen auf sie rechnen könne, ihm ihre Mitwirkung auf den äussersten Fall selbst gegen den Willen des Kronprinzen zusagten.

Am 26. September brach das schlesische Heer, seinen Abmarsch den Franzosen glücklich verbergend, von Camenz gegen Norden auf. Blücher und Gneisenau hatten den Bogen, den die Elbe an der Mündung der schwarzen Elster beschreibt und in dessen Mitte das Dorf Wartenburg liegt, zum Uebergang ausersehen. Um den Feind in dem Wahn zu lassen, als habe er es nur mit dem Nordheer zu thun, wurden keine Russen sondern nur Yorks Truppen zum Kampfe verwendet. Aber sobald die ersten Bataillone über die Schiffbrücke gegangen waren, stellte es sich heraus, dass man einestheils die Stärke des Feindes, der unter Bertrand 12000 Mann stark den Uebergang vertheidigte, andernseits die natürlichen Schwierigkeiten des Terrains bedeutend unterschätzt hatte. Denn nicht nur verwehrte häufiges Buschwerk jede Uebersicht über die feindliche Stellung, auch der Boden selbst, eine von Wassergräben durchschnittene sumpfige Niederung, gestattete das Vordringen nur auf einzelnen schmalen Dämmen; Wartenburg, der Schlüssel von Bertrand's Stellung, erwies sich, wie York unter dichtem Kugelregen vorreitend sich selbst überzeugte, durch Wall, Morast und Verhau unangreifbar. Aber für preussische Truppen gab es nichts unmögliches mehr! Von ihrer spartanischen Ausdauer unterstützt, bohrte sich York immer fester in die Franzosen hinein, Alles, vom General bis zum Trossknecht, wetteiferte in Beweisen der heldenmüthigsten Hingabe. „Ein Bataillon, das kurz vorher von York hart gestraft worden war, weil es bei Löwenberg einen Augenblick gewankt hatte, erbat sich jetzt den schwierigsten Posten. Es wurde verwendet, die Schutzmauer für die Angreifenden zu bilden; es stand etwa 30 Schritte vor dem Holze, aus dem der Feind, hinter den Bäumen verborgen, auf ihre Linie schoss, wie man auf ein Wildpret schiesst, rechts und links fielen die Braven, die übrigen standen, auch ihre Kugel erwartend. Nach sechsstündigem Kampfe waren noch 60 Mann und 1 verwundeter Offizier übrig.“ Endlich war es nach unsäglichen Anstrengungen gelungen das Dorf Bleddin zu nehmen und Wartenburg dadurch zu umgehen. Zu gleicher Zeit setzt sich von vorn her General Horn an die Spitze des zweiten Bataillons des Leibregiments. „Ein Hundsfott, wer noch einen Schuss thut!“ ruft er ihm zu, und unter lautem Hurrah wirft sich die tapfere Schaar über Sumpf, Graben und Damm hinweg auf den bestürzten Feind, die Uebrigen folgen, und fliehend eilt Bertrand elbabwärts um unter den Kanonen von Wittenberg Schutz zu suchen.

Der Tag von Wartenburg zählt zu den glorreichsten, welche die Annalen des preussischen Heeres aufzuweisen haben. Ohne alle fremde Mitwirkung hatte es einen überlegenen Feind aus einer für uneinnehmbar gehaltenen Stellung geworfen. Selbst York, der stets Unzufriedene, über dessen Lippen nie ein Wort des Lobes kam, bekannte vom General Horn, „gegen den sei selbst Bayard ein Lump gewesen,“ und als nach Beendigung des Kampfes die Truppen vor ihm vorüberzogen und jenes zweite Bataillon kam, welches zuerst den Damm von Wartenburg erstürmt hatte, nahm er die Mütze ab, das ganze Gefolge that desgleichen und stand entblössten Hauptes, bis der letzte Zug vorüber war.

Die Erstürmung von Wartenburg bildet den entscheidenden Wendepunkt des Feldzugs. Der Kronprinz konnte sich nun nicht länger mehr gegen den Uebergang über die Elbe sträuben, den er denn auch am folgenden Tage bei Acken und Rosslau ausführte. Und schon setzte sich auch das böhmische Heer in Bewegung, bereit, das Netz um Napoleon zu schliessen, und wollte derselbe seine Verbindung mit Frankreich nicht ganz verloren geben, so blieb ihm nichts anderes übrig, als Dresden zu verlassen und seine Hauptmacht in der Leipziger Ebene zu concentriren, eben an der Stelle, welche schon zu Trachenberg

1813 n. Chr.



Gez. nach Krafft.

Die Monarchen erhalten bei Leipzig die Siegesbotschaft.

als diejenige bezeichnet worden war, wo die Würfel der Entscheidung fallen müssten. Von allen Seiten liefen schlimme Nachrichten bei Napoleon ein und es war nur trotzige Verblendung, wenn er sich der Erkenntniss verschloss, dass die Grundfesten seiner Macht wankten. Weit hinter seinem Rücken streiften schon mit immer steigender Kühnheit feindliche Parteigänger, einer derselben, Tschernitscheff, erschien sogar mit 2000 Reitern vor Cassel, der König Jérôme entfloh in Eile, am 30. September capitulirte die Stadt und der Sieger verkündete die Auflösung des Königreichs Westfalen; bald darauf überfiel Tettenborn Bremen und befreite auch diese Stadt vom französischen Joche. Endlich barst auch das unnatürliche Gebäude des Rheinbundes, das mächtigste Glied desselben, Bayern, fiel von Napoleon ab und schloss am 8. October mit Oesterreich den Vertrag zu Ried, dessen Inhalt für die folgende Neugestaltung Deutschlands vom grössten Einfluss, ja massgebend geworden ist. Indem nämlich der Minister Montgelas für Bayern in diesem Vertrage von Oesterreich die Anerkennung nicht nur seines gegenwärtigen Umfanges, sondern auch der vollen und ganzen Souverainität über denselben erreichte, war dadurch der Gedanke an die Wiederherstellung des deutschen Reiches von vorn herein beseitigt und den Entwürfen zur Reform der deutschen Verfassung, wie sie Stein und die preussischen Staatsmänner hegten, eine unübersteigliche Schranke entgegengesetzt.

Die Schlacht bei Leipzig.

(16.—19. October 1813.)

So ist er denn errungen, der endliche, heiss ersehnte, theuer erkaufte Sieg! In dem Augenblicke, wo Fürst Schwarzenberg den drei verbündeten Monarchen auf der Anhöhe bei Leipzig, die zur Erinnerung an sie der Monarchenhügel heisst, die grosse Botschaft brachte, da verkündete er zugleich allen Völkern, die seit fast zehn Jahren unter dem französischen Joche geschmachtet hatten, den Wiedergewinn ihrer Freiheit, das Ende der napoleonischen Gewaltherrschaft. Noch hatte es einer letzten, ungeheuern Anstrengung bedurft, um das grosse Ziel zu erreichen, eine Schlacht war geschlagen, die ihres Gleichen nicht hat in der Weltgeschichte, eine Völkerschlacht, in der mehr als eine halbe Million Streiter, aus fast allen Nationen Europa's zusammengewürfelt, geführt von den grössten Feldherren ihrer Zeit, ausgerüstet mit allen Zerstörungsmitteln moderner Kriegskunst, unter den Augen der mächtigsten Herrscher des Welttheils daran arbeiteten, sich gegenseitig zu vernichten.

Selbst nach dem Elbübergange der schlesischen und der Nordarmee dachte Napoleon, rastlos in Entwürfen, von denen er sich Rettung versprach, beide vor ihrer Vereinigung mit dem böhmischen Heere erreichen und schlagen zu können, aber auch diesmal wichen ihm seine Gegner aus, freilich nicht, wie der Kronprinz dringend verlangte, wieder über die Elbe zurück, sondern Dank der Standhaftigkeit der Preussen, seitwärts über die Mulde und Saale, und voll Verdruss erkannte Napoleon, dass sein Versuch abermals fehlgeschlagen sei. Da tauchte in ihm der Gedanke auf, mit Preisgebung der Verbindung mit

Frankreich auf das rechte Elbufer überzugehen, auf Magdeburg gestützt den Krieg in die Mark zu versetzen, dadurch im feindlichen Lager Schrecken zu verbreiten und das Glück des Kriegs noch einmal zu wenden. Allein seine eigenen Marschälle widersetzten sich einem Unternehmen, das so wenig Erfolg verhiess, es kam daher französischerseits nur zu einer Demonstration gegen Berlin, aber selbst diese schon würde den Kronprinzen, der Alles versuchte, um sich der Theilnahme an der bevorstehenden Schlacht zu entziehen, zur schleunigen Rückkehr über die Elbe vermocht haben, wäre er nicht durch Blücher's Unerschütterlichkeit und durch die Nachricht von der Annäherung der böhmischen Armee wider seinen Willen festgehalten worden. Denn auch diese stieg jetzt, ob auch langsam und schwerfällig, vom Erzgebirge herab, um den beiden andern Heeren die Hand zu reichen. Bei Liebertwolkwitz stiessen, 14. October, ihre Vortruppen auf Murat's Reiterei und lieferten ihr ein glänzendes Gefecht, als würdige Einleitung zu den Kämpfen der folgenden Tage, die man unter dem Namen der Schlacht bei Leipzig zusammenfasst. Während desselben traf Napoleon in Leipzig ein, kurz nach ihm, mehr einem Gefangenen als einem Verbündeten gleichend, der König von Sachsen, um an seiner Seite abzuwarten, wie die eisernen Würfel auch über ihn und sein Land fallen würden. Napoleon's Heer zählte 150,000 Mann, wenig im Vergleich zu der ungeheuren Uebermacht seiner Gegner. Doch in Folge der Vielköpfigkeit des verbündeten Obercommando's war die Truppenzahl, über welche Schwarzenberg zunächst verfügte, nicht stärker als die französische, die russische Reservearmee und das Nordheer viel zu weit zurück, um am ersten Schlachttage mitwirken zu können, so dass alle Vortheile, auf welche Napoleon überhaupt zählen konnte, am 16. October noch für ihn waren, jeder weitere Tag musste sie vermindern. Er stellte sich daher, in der irrigen Voraussetzung, dass auch Blücher noch weit entfernt sei, mit seiner Hauptmacht bei Wachau, südlich von Leipzig, dem anrückenden böhmischen Heere entgegen. Ein mörderischer Kampf erhob sich um die von den Franzosen besetzten Dörfer, die Reihen der Verbündeten lichteten sich, vom feindlichen Geschütz zermalmt, auf schreckenerregende Weise. Zum Unglück hatte Schwarzenberg aus Mangel an Kenntniss des Terrains 40,000 Oesterreicher in die Niederung zwischen Elster und Pleisse geworfen, wo sie sich vergeblich abmühten, die feindliche Flanke zu umgehen, während ihre Mitwirkung bei Wachau schmerzlich vermisst wurde. Napoleon's sorgenschwere Stirn glättete sich, er hielt sich des Sieges für gewiss, schon verkündeten ihn die Glocken von Leipzigs Thürmen. Ihn zu vollenden entsandte er eine Masse von 8000 Reitern unter Murat, um das Centrum der Verbündeten zu durchbrechen, ihre Wucht zerriss die dünnen Reihen der Preussen und Russen, nur wenige Schritte trennten noch die Vordersten von der Anhöhe, wo die Monarchen dem furchtbaren Schauspiele zuschauten, da erlahmte der Stoss, Verstärkungen langten an und trieben die durch den schnellen Ritt gelockerten und ermüdeten Angreifer zurück, ein zweiter Versuch Napoleon's, durch das Fussvolk ausführen zu lassen, was der Cavallerie missglückt war, hatte keinen bessern Erfolg, und nach achtstündigem Würgen behaupteten beide Heere ungefähr dieselben Stellungen wie am Morgen. Napoleon hatte den Sieg, an dem sein Schicksal hing, nicht erfochten.

Das Verdienst, die Niederlage des böhmischen Heeres abgewendet zu haben, gebührt nächst dem Heldenmuthe der bei Wachau kämpfenden Truppen abermals Blücher. Während Napoleon wähnte, er befinde sich noch jenseits der Saale, war der Unermüdliche, sobald ihm der herüberschallende Kanonendonner den Beginn der Schlacht verkündigte, unverzüglich aufgebrochen, um den Feind, er stehe, wo er wolle, anzugreifen und dadurch zu verhindern, dass er seine ungetheilte Kraft gegen das böhmische Heer wende. Seine Absicht wurde vollständig erreicht. Eben war Marschall Marmont im Begriff nach Wachau abzumarschiren, als ihn das Erscheinen der schlesischen Armee nöthigte, bei Möckern Stand zu halten. Dem

Corps von York fiel die Aufgabe zu, das feste Dorf zu nehmen, mit unvergleichlicher Tapferkeit stürmten die Preussen an, wiederholt geworfen drangen sie immer von Neuem vor, um jedes Gehöft, selbst zwischen den Flammen der brennenden Häuser, wurde mit der äussersten Erbitterung gestritten, zuletzt blieb Möckern im Besitz der Preussen und Marmont musste sich mit schwerem Verluste bis an die Thore von Leipzig zurückziehen. Erst die Nacht endete hier wie bei Wachau die Blutarbeit, deren grässliche Spuren in der Dunkelheit von der Lohe der brennenden Dörfer beleuchtet wurden.

Der Ausgang der Schlachten bei Wachau und Möckern raubte Napoleon die letzte Aussicht auf eine günstige Wendung, vielmehr schwebte er nun in Gefahr, durch die immer mehr anschwellende Uebermacht der Verbündeten vollständig erdrückt zu werden. Aber zu stolz, um das einzige Rettungsmittel, das ihm übrig blieb, schleunigen Rückzug, zu wählen, hoffte er mit Friedensvorschlägen, die er seinem Schwiegervater durch den gefangenen General Merveldt machte, seinen Untergang abzuwenden. Er bot die Abtretung aller Eroberungen jenseits des Rheins, die Unabhängigkeit Italiens, der pyrenäischen Halbinsel und Hollands, Bedingungen, die Oesterreich zu Prag mit Freuden ergriffen haben würde, die aber jetzt nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurden. So musste er denn am 18. October den Kampf unter viel ungünstigeren Verhältnissen wieder aufnehmen. Ringsum von Feinden umstellt wehrten sich die Franzosen den ganzen Tag über mit dem Muthe der Verzweiflung, und bei Probsthaide und Stötteritz, wo Napoleon die Schlacht in Person leitete, gelang es den Verbündeten nicht, Fortschritte zu machen. Dagegen griff nun endlich auch das Nordheer erfolgreich in die Schlacht ein, nachdem Blücher dem Kronprinzen dadurch, dass er ihm, sein unbilliges Verlangen gewährend, das Corps Langeron's abtrat, den letzten Vorwand für sein Zurückbleiben entzogen hatte, und Bülow warf den Feind bis vor die Stadt zurück, während sich Langeron nach einem wüthenden Kampf im Besitz von Schönefeld behauptete. Am Nachmittag des 18. October gingen 3000 Mann Sachsen zu den Verbündeten über. Entrüstung über Napoleons Undank, der ihrem Verhalten öffentlich die Schuld an der Niederlage bei Dennewitz aufgebürdet hatte, Scham über die entwürdigende Rolle, die sie spielten, und die Ueberzeugung, dass ihr König in seinen Entschliessungen nicht frei sei, bestimmten sie zu diesem Schritt, der weniger durch ihre Zahl als durch den moralischen Eindruck, den er machte, von Bedeutung war.

Napoleon wusste schon seit dem Morgen, dass er nur noch um den Rückzug kämpfe, aber dies einzugestehen kostete ihm so grosse Selbstüberwindung, dass er darüber die rechtzeitigen und hinreichenden Vorbereitungen zu demselben versäumte. Sobald es Nacht geworden war, nahm er seine Truppen in die Stadt zurück, und nun begann das französische Heer sich in wirrem Durcheinander der Elsterbrücke, dem einzigen Ausgange, welcher nach der Frankfurter Strasse führte, zuzudrängen. Als die Verbündeten mit dem ersten Grauen des folgenden Tages sich zur Fortsetzung des Kampfes anschickten, fanden sie die Dörfer vom Feinde verlassen, sie schritten hierauf zum Angriff auf die Stadt selbst, die Vorstädte wurden trotz heftiger Gegenwehr erstürmt. Napoleon selbst verliess Leipzig, indem er den Marschällen Macdonald und Poniatowsky die Aufgabe übertrug, den Abzug des übrigen Heeres zu decken, aber kurz darauf überlieferte das vorzeitige Auffliegen der Elsterbrücke Alles, was sich noch auf dem rechten Ufer befand, rettungslos der Gefangenschaft. Gegen 1 Uhr Mittags hielten die Monarchen unter dem Jubel ihrer siegreichen Truppen und der geretteten Bevölkerung ihren Einzug in die Stadt. Den König von Sachsen, der es verschmäht hatte, sein Geschick von dem seines Landes zu trennen, traf das herbe Loos der Gefangenschaft.

So endete die Schlacht bei Leipzig, die Napoleons Herrschaft den Todesstoss gab. 30,000 seiner Soldaten lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, 15,000 waren gefangen, ausserdem fielen noch 23,000 Mann und unermessliches Heer-

geräth in Leipzig den Siegern in die Hände. Grösseres noch würde eine energische Verfolgung des geschlagenen Feindes, zu welcher Blücher eifrig drängte, bewirkt haben, allein diese unterblieb, und zwar nicht blos wegen der Ermüdung der Truppen, sondern hauptsächlich, weil eine vollständige Vernichtung Napoleons nicht im Sinne der österreichischen Politik lag. So nur konnte es geschehen, dass sich Napoleon am 30. und 31. October durch das bayrische Heer unter Wrede, welches ihm bei Hanau den Rückweg zu verlegen suchte, siegreich hindurchschlug und noch 70,000 Mann über den Rhein rettete. Damit war Deutscland bis an den Rhein die Franzosen los, mit Ausnahme der 190,000 Mann, welche die Festungen zwischen Weichsel und Rhein besetzt hielten; die vertriebenen norddeutschen Fürsten kehrten in ihre Länder zurück und der Rest des Rheinbundes löste sich auf, indem sich seine Glieder unter den gleichen Bedingungen wie Bayern von Napoleon lossagten. Die augenblicklich herrenlosen Länder, Sachsen, Erfurt, Fulda, Berg und Frankfurt, übernahm die schon im Frühjahr von Preussen und Russland gemeinschaftlich eingesetzte Centralverwaltung für Deutschland unter Stein's Vorsitz, um die Ordnung in denselben bis zur Entscheidung über ihr Schicksal aufrecht zu erhalten und ihre Hilfsquellen dem gemeinsamen Zwecke dienstbar zu machen. Eine von den Verbündeten in Frankfurt niedergesetzte militärische Commission sollte auch die Theilnahme der bisherigen Rheinbundstaaten am ferneren Kampfe regeln, fand aber an dem Widerstreben der auf ihre Souverainität eifersüchtigen Fürsten grosse, zum Theil unübersteigliche Hindernisse für ihre Wirksamkeit.

Der Einzug der Verbündeten in Paris.

(31. März 1814.)

Achtzehn Monate, nachdem Napoleon seine Wohnung im Kreml zu Moskau genommen hatte, zogen die verbündeten Monarchen als Sieger in Paris ein. Welch eine Wandelung des Glücks, welch ein Umsturz von ganz Europa in dieser Spanne Zeit!

Nach Paris! das war seit dem Leipziger Siege Blücher's Losung gewesen. Der greise Held, den sein König noch auf dem Schlachtfelde von Leipzig zum Feldmarschall ernannt hatte, war mit Gneisenau, Bülow, Stein, Arndt und allen den Männern, von denen die Erhebung Preussens ausgegangen war, darüber einig, dass nicht nur die deutschen Länder jenseits des Rheins, die die Franzosen neuerdings oder vor längerer Zeit von dem deutschen Reiche abgerissen hatten, ihnen wieder abgenommen werden müssten, sondern dass man auch das Schwert nicht aus der Hand legen dürfe, bevor nicht Napoleon entthront worden sei. Allein ihre Ansicht war weit davon entfernt, die herrschende unter den Verbündeten zu sein, noch wirkte die Scheu vor dem gewaltigen Schlachtensieger so mächtig, dass die Wenigsten ein solches Ziel in's Auge zu fassen wagten. Unter Allen aber fühlten Kaiser Franz und Metternich die geringste Neigung, zu Napoleon's Sturz die Hand zu bieten. Zufrieden, wenn nur Oesterreich seine früheren Besitzungen in Deutschland und Italien wiedergewann, hatten Beide durchaus kein Interesse an der Wiedereroberung des linken Rheinufers, ja, ihre Eifersucht



Gez. v. Camphausen.

Der Einzug der Verbündeten in Paris.

— 1814 n. Chr. —



Gez. v. Camphausen.

Der Einzug der Verbündeten in Paris.

auf Russland erzeugte in ihnen einen entschiedenen Widerwillen gegen die Fortsetzung des Krieges. Um Frankreichs Macht zu schwächen, hatte Oesterreich die Waffen ergriffen, sie brechen, hiess nur Russlands Uebergewicht an die Stelle des französischen setzen. Darum wünschte Metternich, Napoleon auf dem französischen Throne zu erhalten, und dass dies nicht gelang, lag nicht an ihm, sondern an Napoleon's Masslosigkeit und Trotz, denn Metternich setzte es durch, dass Oesterreich, Russland und England gemeinschaftlich einen Friedensentwurf an ihn gelangen liessen, in welchem Frankreich die Pyrenäen, die Alpen und der Rhein als Grenzen angeboten wurden. Aber Napoleon, eben mit riesenhaften Zurüstungen zu dem nächsten Feldzuge beschäftigt, sah darin nur einen Beweis von der Zaghaftigkeit seiner Gegner, er war sich ausserdem wohl bewusst, dass schon das Zugeständniss dieser Bedingungen den Nimbus der Unbezwinglichkeit, der allein seinem Throne Festigkeit gab und seiner Dynastie Bestand verhiess, in den Augen seines eigenen Volkes zerstören würde, und wies sie deshalb stolz von sich. Als freilich bald nachher Bülow in einem kurzen und glänzenden Feldzuge ganz Holland eroberte, Dresden und Danzig capitulirten und in dem kriegsmüden Frankreich selbst eine antibonapartistische Partei sich unheimlich zu regen begann, da gab er seine Zustimmung zu Unterhandlungen auf der ihm angebotenen Basis, aber sie kam zu spät, denn bereits hatte die Kriegspartei im Heerlager der Verbündeten, durch Kaiser Alexander's Beitritt verstärkt, zu Frankfurt am 1. December den Beschluss herbeigeführt, die Unterhandlungen aufzugeben und den Krieg unverzüglich, bevor Napoleon seine Rüstungen vollenden könne, fortzusetzen. Auf einer ungeheuern Linie, die vom Bodensee bis zur Nordsee reichte, erfolgte der Einmarsch in Frankreich, die Oesterreicher gingen durch die Schweiz, das schlesische Heer überschritt in der Neujahrsnacht den Rhein bei Caub und Coblenz. Wenn aber auch das österreichische Cabinet von seinen Verbündeten so weit vorwärts gedrängt worden war, so bewies doch der zögernde, ja furchtsame Gang der von Schwarzenberg geleiteten Operationen, dass es durchaus nicht willens sei, entscheidende Schläge gegen Napoleon zu führen. Auch hatte Metternich schon bewirkt, dass zu Chatillon neue Friedensunterhandlungen eröffnet würden, zu denen freilich von allen Theilnehmern nur Oesterreich den aufrichtigen Wunsch des Gelingens mitbrachte. Nur so ist es erklärlich, dass Napoleon die Verbündeten trotz ihrer ungeheuern Uebermacht durch die Kühnheit, mit der er nicht blos um den Sieg, sondern um seine ganze Existenz kämpfte, mehr als einmal in die bedenklichste Lage versetzte. Sobald er bei seinem Heere eingetroffen war, warf er sich, 29. Januar, bei Brienne auf Blücher und bewog ihn zum Rückzug auf das Hauptheer, erlitt aber am 1. Februar bei La Rothière durch denselben eine Niederlage, deren schlimmen Folgen er nur durch Schwarzenberg's Unthätigkeit entging. Kaum aber hatte sich Blücher, da die Meinungen einander so schroff gegenüber standen, dass gemeinsame Operationen dadurch ganz unmöglich wurden, wieder vom Hauptheer getrennt, um längst der Marne vorzudringen, so warf sich Napoleon augenblicklich zwischen Beide, überfiel die wegen der bodenlosen Wege weit auseinander gezogenen Corps der schlesischen Armee, schlug eins nach dem andern und trieb Blücher mit einem Verlust von 15,000 Mann und 50 Geschützen bis Chalons zurück. Seltsam, dass gerade diese Siege Napoleon's Untergang entschieden haben, denn mit ihnen erwachte sein alter Uebermuth wieder und, ihre Bedeutung überschätzend, fertigte er sogleich Eilboten nach Chatillon ab, um alle Zugeständnisse, welche ihm seine bisherige bedrängte Lage abgepresst hatte, zu widerrufen, er selbst brach voll stolzer Zuversicht auf, um der grossen Armee ein gleiches Schicksal wie der schlesischen zu bereiten. Bei Montereau trieb er, 18. Februar, das Corps des Kronprinzen von Württemberg über die Seine zurück und bestimmte dadurch Schwarzenberg bis nach Troyes zurückzuweichen, wohin derselbe auch Blücher einlud, um dann mit vereinten Kräften eine Schlacht zu liefern. Dieser, der vor Verlangen brannte, die erlittene Niederlage zu rächen,

erschien unverzüglich, aber wie gross war seine Enttäuschung, als er fand, dass der Plan zu einer Schlacht bereits wieder aufgegeben sei, und dass Kaiser Franz und Metternich, in der Hoffnung, dass die letzten Ereignisse den stürmischen Eifer der Kriegspartei abgekühlt haben würden, dringender als je auf Rückzug und Frieden bestanden. Voll Schmerz und Zorn wandte sich da Blücher an seinen König und den Kaiser Alexander und erwirkte von ihnen die Erlaubniss, sich vom Hauptheer zu trennen, Bülow's und Winzingerode's Corps an sich zu ziehen und auf eigene Hand gegen Paris zu ziehen.

Die Nachricht von dieser Bewegung Blücher's weckte Napoleon auf furchtbare Weise aus dem Irrthum, dass er die schlesische Armee vernichtet habe. Wohl wissend, dass ihm von ihr die grössere Gefahr drohe, liess er augenblicklich von Schwarzenberg ab, um ihr nachzueilen. Er kam zu spät, um Blücher's Vereinigung mit Bülow und Winzingerode zu vereiteln, und als er ihn trotzdem bei Laon angriff, erlitt er, 9. März, eine völlige Niederlage, die vielleicht schon jetzt sein Verderben herbeigeführt haben würde, wenn nicht die Erkrankung des greisen Feldmarschalls die Bewegungen der schlesischen Armee eine Zeit lang gelähmt hätte. Noch einmal versuchte er sein Glück gegen Schwarzenberg, wurde aber auch von diesem bei Arcis sur Aube, 21. März, geschlagen. Seine Truppen, das letzte Aufgebot, welches das erschöpfte Frankreich zu stellen vermochte, schmolzen ihm unter den Händen, selbst die Hoffnung auf die Erfolge seiner diplomatischen Künste schwand jetzt, als die Verbündeten, die schon am 1. März zu Chaumont ihren Bund erneuert hatten, der Unaufrichtigkeit ihres Gegners endlich müde, die Unterhandlungen zu Chatillon abbrachen.

In dieser verzweifelten Lage fasste Napoleon einen verzweifelten Entschluss: er wollte den Feinden den Weg nach Paris preisgeben, in ihren Rücken marschiren, dort den Volkskrieg entflammen und sie dadurch zur Umkehr zwingen. Aber sein Unglück wollte, dass Blücher durch einen aufgefangenen Brief von diesem Plane unterrichtet wurde. Ohne Verzug überschritt dieser die Marne, bewerkstelligte seine Vereinigung mit dem Hauptheer und ein grosser Kriegsrath, bei Vitry unter freiem Himmel abgehalten, entschied sich für den Marsch nach Paris. Während Winzingerode mit 8000 Reitern Napoleon nachgesandt wurde, um ihn in dem Wahne zu erhalten, dass sein Plan gelungen sei und er die ganze feindliche Armee sich nach und von Paris abziehe, setzten sich die vereinigten Heeresmassen gegen die französische Hauptstadt in Bewegung, die Marschälle Marmont und Mortier wurden bei Fère Champenoise überwältigt, vor den Thoren von Paris am 30. März nochmals geschlagen, der Montmartre erstürmt, die Stadt capitulirte und am folgenden Tage hielten der Kaiser von Russland und der König von Preussen an der Spitze ihrer Garden und unter dem Jubel der wankelmüthigen Menge, die ihnen als Befreiern zujauchzte, durch die Porte St. Martin ihren Einzug in Paris. Das war ein Augenblick, der alle überstandenen Leiden vergessen liess.

Zu spät wurde Napoleon seines Irrthums inne; es half nichts mehr, dass er mit Blitzesschnelle nach Fontainebleau herbeieilte. Die Erklärung der Verbündeten, mit keinem Glied der Familie Bonaparte mehr verhandeln zu wollen, der Beschluss des sonst so knechtischen Senats, der ihn des Thrones entsetzte, endlich der Abfall seiner eigenen Marschälle entschieden seinen Sturz. In dem Tractat von Fontainebleau, 11. April, entsagte er für sich und seine Erben dem französischen Throne und erhielt die kleine Insel Elba als souveraines Besitzthum angewiesen. Frankreich aber kehrte unter das Scepter der Bourbonen zurück.

— 1815 n. Chr. —



Gez. v. Camphausen.

Blücher bei Ligny.

Blücher bei Ligny.

(16. Juni 1815.)

Dem grossen weltgeschichtlichen Drama, welches länger als zwanzig Jahre hindurch die Völker Europas in Spannung und Unruhe erhalten hatte, und das mit der Entthronung Napoleons sein Ende erreicht zu haben schien, war noch ein kurzes aber blutiges Nachspiel aufbehalten, durch welches das wunderbare Geschick seines Helden zum letzten tragischen Abschluss kommen sollte. —

Der Friede zu Paris vom 30. Mai 1814 hatte dem gedemüthigten Frankreich, hauptsächlich aus Rücksicht auf die unter dem Schutz der verbündeten Waffen wiedereingesetzten Bourbons, die Grenzen von 1792 und damit auch den alten am deutschen Reiche verübten Raub, Lothringen und Elsass, gelassen. Alle weitern Bestimmungen über die Umgestaltung der durch zwanzig Kriegsjahre zerrütteten öffentlichen Zustände Europas wurden einem Congress der acht Hauptmächte vorbehalten, der in Wien zusammentreten sollte. Dorthin begaben sich ausser dem Kaiser von Russland, dem Könige von Preussen und einer grossen Zahl kleiner Souveraine die ersten Staatsmänner aller Cabinete, die Vertreter der höchsten Aristokratie und ein zahlloser Schwarm fürstlicher Gefolge, welche eine Versammlung bildeten, so glänzend, wie sie wohl noch zu keiner Zeit und an keinem Orte stattgefunden hatte. Die kaiserliche Gastfreiheit des Wiener Hofes feierte ihre Gäste mit einem solchen Aufgebot von Luxus, einer solchen Fülle von Festen und Lustbarkeiten, dass der Taumel des Vergnügens nur zu sehr die Erinnerung an die eben durchlebte Schreckenszeit verwischte und den Ernst der Staatsgeschäfte störte.

Die Eröffnung des Congresses, durch einige vorläufige Unterhandlungen verzögert, erfolgte am 1. November 1814. Sicherlich war es eine schwierige Aufgabe, die verschiedenen, oft sich widersprechenden Meinungen und Grundsätze, welche die einzelnen Theilnehmer mitbrachten und die weit auseinandergehenden Interessen der Staaten, die sie vertreten, untereinander auszugleichen und zu versöhnen, es eröffnete sich hier für die Diplomaten ein weites Feld, auf dem sie ihre Ränke und kleinen Künste spielen lassen konnten. Unter allen den Fragen, die ihrer Lösung harrten, beschäftigte keine die Gemüther lebhafter als die über das Schicksal Sachsens. Preussen sah dieses ihm zu seiner Abrundung so wünschenswerthe Land bereits als sein unzweifelhaftes Eigenthum an, denn Sachsen war, nachdem alle übrigen Mächte sich schon längst vorsorglich durch besondere Verträge bedacht hatten, das einzige Entschädigungsobject, auf das es sich Rechnung machen konnte, und Russland, dessen Entwürfe auf die Erwerbung des ganzen Herzogthums Warschau, somit auch des ehemaligen preussischen Polens gingen, hatte auch schon die Verwaltung des Landes an Preussen übergeben, als plötzlich und unerwarteterweise Oesterreich aus Missgunst über einen so bedeutenden Zuwachs der preussischen Macht in Deutschland und voll Furcht vor dem Uebergewicht Russlands, wenn es seine Grenzen bis in die Nähe der Oder vorrücke, Einwände zu erheben begann. Hierdurch ermuthigt nahmen sich auch sämmtliche Glieder des ehemaligen Rheinbundes des gefangenen Königs von Sachsen an und selbst der gewandte und intriguante Talleyrand, Ludwigs XVIII. Abgesandter, erspähte in dieser Verwickelung, indem er für die legitimen Rechte des Königs Friedrich August auftrat, die Gelegenheit, um der Stimme des Besiegten, durch

den Frieden ausdrücklich von den Verhandlungen ausgeschlossenen Frankreichs auf dem Congress Gehör und Geltung zu verschaffen. Die von Preussen für den König von Sachsen in Vorschlag gebrachte Entschädigung auf dem linken Rheinufer oder in Westphalen wurde von diesem selbst beharrlich abgelehnt, und des preussischen Staatskanzlers Hardenberg zwar wohlmeinendes aber schwaches und schwankendes Verhalten erleichterte es Metternichs unredlicher Doppelzüngigkeit, seine früheren Zusagen nach und nach zurückzunehmen und die für Preussen bestimmte Entschädigung auf ein immer geringeres Mass herabzudrücken. Eine so leidenschaftliche Erbitterung wuchs zwischen den Mächten, die eben noch Waffengefährten gewesen waren, empor, dass am 3. Januar 1815 Oesterreich mit Frankreich und England einen geheimen Bund zu gegenseitiger Vertheidigung gegen Preussen und Russland abschloss. Schon standen beide Parteien einander mit der Hand am Schwertgriff gegenüber, indess scheute man sich doch im entscheidenden Augenblicke es zu ziehen; man verständigte sich über einen Mittelweg, wodurch Sachsen getheilt und seinem König ein Gebiet mit über einer Million Einwohner gelassen wurde, Preussen aber einen Theil seines früheren polnischen Besitzes, das Grossherzogthum Posen und Thorn, zurückerhielt. Indem es ausserdem durch verschiedene Ländertheile am Rhein und in Westphalen entschädigt ward, Ansbach und Baireuth aber an Bayern überliess, gewann es zwar ungefähr wieder den Umfang von 1805, befand sich aber, in zwei Hälften zerspalten und aus fremdartigen Bestandtheilen zusammengesetzt wie es war, im Vergleich zu den übrigen Mächten, welche rechtzeitig für Erweiterung und Abrundung ihrer Grenzen gesorgt hatten, unläugbar in grossem Nachtheil. Und doch war Preussen, nachdem es den grössten Theil seines slavischen Gebietes abgestreift hatte, mehr als früher wieder ein deutscher Staat geworden und durch seine rheinischen Besitzungen fortan recht eigentlich zum Grenzhüter Deutschlands gegen Frankreich berufen. Auch die übrigen deutschen Staaten erhielten damals im Wesentlichen diejenige Gestalt, die sie noch heute haben.

In Betreff der Deutschland zu gebenden Verfassung sah man sich genöthigt, den Gedanken an eine Wiederaufrichtung des alten heiligen römischen Reichs und der Kaiserwürde, obgleich er während der Verhandlungen mehrmals wiederauftauchte, als zu den Verhältnissen der Gegenwart in keiner Weise mehr passend, aufzugeben, man begnügte sich dafür, die souverainen deutschen Staaten durch ein Föderativband unter einander zu verknüpfen und als Organ dieses Staatenbundes eine Bundesversammlung unter Oesterreichs Vorsitz zu schaffen, die ihren Sitz in Frankfurt am Main haben und aus einem engern Rath von 17, einem Plenum von 69 Stimmen bestehen sollte.

Noch waren aber diese Angelegenheiten nicht zum Abschlusse gediehen, als am 7. März die Nachricht, dass Napoleon Elba verlassen habe, in die Berathungen einschlug. Rasch folgten sich die von seiner Landung in Frankreich, von dem Uebertritt des Heeres, von der Flucht der Bourbons und der Wiederaufrichtung des Kaiserreichs. Sie wurden der Kitt, der die zerfallende Coalition zusammenhielt. Am 13. erliessen die acht Congressmächte eine Achtserklärung gegen Napoleon, am 25. erneuerten Russland, Oesterreich, Preussen und England ihren Bund gegen ihn und setzten ihre Heere gegen die französische Grenze in Bewegung; ähnlich wie das Jahr vorher bildeten die Oesterreicher unter Schwarzenberg den linken, die Preussen unter dem 72jährigen Fürsten Blücher den rechten Flügel, an letzteren schloss sich in Belgien der Herzog von Wellington mit 27,000 Mann Engländern, ebensoviel Niederländern und 40,000 Hanoveranern, Braunschweigern und Nassauern. Durch diese Raschheit und Einmüthigkeit seiner Gegner, sowie durch das unzeitige Losschlagen seines Schwagers Murat in seinen Hoffnungen auf eine friedliche Ausgleichung getäuscht und auf die Entscheidung der Waffen angewiesen, führte Napoleon, sobald es seine Rüstungen gestatteten, seine Truppen ins Feld. Auf den Ebenen Belgiens sollte sich in Bälde sein Geschick entscheiden. Wellington stand um Brüssel, Blücher bei Namur, beide aus Rücksicht auf die Schwierigkeit der Verpflegung in weit ausgedehnten Quartieren, doch voll

— 1815 n. Chr. —



Gez. v. Camphausen.

Herzog von Braunschweig fällt bei Quatrebras.

Zuversicht, sich im Fall eines Angriffs rechzeitig gegenseitig unterstützen zu können. Trotzdem gelang es Napoleon sie zu überraschen, bevor sie ihre Vereinigung bewerkstelligt hatten. Auf Wellingtons Bedächtigkeit rechnend gedachte er zuerst die Preussen anzugreifen, sie zu schlagen, von den Engländern abzudrängen und dann mit der ganzen Wucht seiner Macht auf diese zu fallen. Am 15. Juni überschritt er die Sambre und stiess, nachdem er die preussischen Vortruppen zurückgedrängt hatte, am folgenden Mittag bei Ligny auf Blücher, der im Vertrauen auf Wellingtons Versprechen ihn unterstützen zu wollen, entschlossen war, die Schlacht anzunehmen. Ein wüthender Kampf erhob sich um die von den Preussen besetzten Dörfer, lange ohne Entscheidung, doch liess sich Blücher durch anscheinende Erfolge verleiten, seine vortheilhafte Defensive aufzugeben und zum Angriff überzugehen, der seine Kräfte so rasch und nutzlos verbrauchte, dass, als Napoleon beim Sinken des Tages seine Garde zum Sturm auf Ligny führte, dieses Dorf verloren ging und das preussische Centrum durchbrochen wurde. Da stürmte Blücher, um die Katastrophe abzuwenden, den vordringenden Feinden in Person an der Spitze seiner Reiterei entgegen, aber auch diese ward geworfen und von den französischen Cürassieren heftig verfolgt. „In diesem Augenblicke stürzte Blüchers Pferd, von einer tödtlichen Kugel getroffen nieder und mit ihm Blücher, halb unter demselben betäubt am Wege liegend. Sogleich sprang sein Adjutant, Graf Nostitz, der neben ihm ritt, vom Pferde, stellte sich neben den Feldherrn, liess das wilde Getümmel, erst der Preussen, dann der nachsetzenden Franzosen, vorüberjagen und hielt sich um unbeachtet zu bleiben, ruhig und unbeweglich, doch hatte er den Degen gezogen, um keinen Feind ungestraft Hand an den Feldherrn legen zu lassen (s. das Bild). Zum Glück sammelte sich die preussische Reiterei nochmals und warf die französische wieder zurück. Zum zweitenmal sprengten, jetzt auf dem Rückwege, die französischen Cürassiere an Blücher vorüber, ohne des Daliegenden zu achten und die Preussen jagten verfolgend nach. Schnell hielt nunmehr Nostitz die Vordersten von diesen an, sie halfen Blücher unter dem todten Pferde hervorziehen und in Sicherheit bringen". Aber die Schlacht war verloren, die Erschöpfung der Preussen hatte den höchsten Grad erreicht und der Rückzug war unvermeidlich geworden.

Der Herzog von Braunschweig fällt bei Quatrebras.

(16. Juni 1815.)

Die eigentliche Ursache der Niederlage der Preussen bei Ligny lag in dem Umstande, dass Wellington seine noch am Vormittag des 16. dem Fürsten Blücher gegebene Zusage, ihn unterstützen zu wollen, weil er gleichzeitig selbst angegriffen wurde, nicht erfüllen konnte. Napoleon hatte nämlich dem Marschall Ney den Befehl ertheilt, bis Quatrebras, an der Kreuzung der Strassen von Brüssel nach Charleroi und von Namur nach Nivelles vorzurücken, die ihm gegenüberstehenden Truppen Wellingtons auf Brüssel zurückzutreiben, sich dann auf die rechte Flanke der Preussen zu werfen und diese auf solche Weise umwickeln und vernichten zu helfen. Es stellte sich jedoch sehr bald heraus, dass der Kaiser diese Aufgabe weit unterschätzt

hatte. Denn als Ney sich Quatrebras näherte, traf er auf viel stärkeren Widerstand als er erwartet hatte, und jeder Schritt, den er vorwärts that, führte ihn dichteren Massen der sich in der Geschwindigkeit sammelnden Feinde entgegen. Obgleich daher sein Angriff bewirkte, dass Wellington nicht auf dem Schlachtfelde von Ligny erscheinen konnte, so war doch auch er selbst gehindert, den wichtigsten Theil der ihm zugewiesenen Aufgabe zu erfüllen.

Anfangs stiess Ney auf eine nur 7000 Mann starke Abtheilung Niederländer, welche die weit überlegene Uebermacht der Angreifer nicht aufzuhalten vermochten, aber die mit höchster Beschleunigung herbeieilenden Verstärkungen brachten den Angriff bald zum stehen. Beide Feldherren zogen nach und nach immer mehr Truppen ins Gefecht und Ney sah sich dadurch sehr gegen seinen Willen in eine förmliche Schlacht verwickelt, die ihn nicht daran denken liess, Napoleons ursprünglicher Absicht gemäss auf Ligny gegen die Preussen zu operiren. Während die Engländer unter General Picton die gegen das Centrum vordringenden Franzosen zurückwarfen, suchten auf dem rechten Flügel die Braunschweiger sie aufzuhalten. Sie wurden von ihrem Herzog, dem tapfern Welfen Friedrich Wilhelm, befehligt, der hier seine Heldenlaufbahn beschliessen sollte. Seit dem Misslingen seines kühnen Zuges von 1809 hatte er in England gelebt, war in Folge der Ereignisse von 1813 wieder zum Besitz seines Landes gelangt, aber von Natur mehr zum Krieger als zum Regenten geschaffen, durch die Erinnerung an seines Vaters beklagenswerthes Ende und die selbst erlittenen Beraubungen und Kränkungen vor Andern mit Hass gegen Napoleon erfüllt, führte er, als dessen Rückkehr Europa wieder unter die Waffen rief, seine Truppen als einer der Ersten gegen ihn ins Feld. Um jetzt diese, meist junge unversuchte Mannschaft, die ein furchtbares Kartätschenfeuer erschütterte, durch sein Beispiel zu ermuthigen, hielt der Herzog im dichten Kugelregen bei ihnen aus und bemühte sich, kaltblütig seine Pfeife rauchend, die Weichenden zu ordnen, bis ihn eine Flintenkugel zu Boden streckte; kaum gelang es den Seinen, den Sterbenden aus dem Getümmel zu retten, und wenige Minuten darauf, ehe noch ein Arzt ihm Beistand leisten konnte, hatte er seine tapfere Seele ausgehaucht. Um dieselbe Zeit drang die französische Reiterei siegreich bis nach Quatrebras vor, fand aber hier an der kaltblütigen Tapferkeit der britischen Vierecke einen unübersteiglichen Widerstand, auch ein zweiter Versuch Ney's mit seiner überlegenen Reiterei das feindliche Centrum zu durchbrechen, blieb so erfolglos wie der erste, ihr Angriff zerschellte an den ehernen Mauern der englischen und deutschen Bataillone, und bei der immer mehr anwachsenden Uebermacht seiner Gegner sah sich Ney zuletzt genöthigt alle im Laufe des Nachmittags errungenen Vortheile mit grossem Verluste wieder aufzugeben. In seiner Bedrängniss rief er dringend Drouet d'Erlon herbei, der, durch widersprechende Befehle Napoleons und Ney's nach entgegengesetzten Seiten beordert, zwischen beiden Schlachtfeldern hin und her zog, ohne irgendwo entscheidend einwirken zu können und bei Quatrebras erst eintraf, als sich Ney schon in vollem Rückzuge nach Frasnes befand.

Wellingtons siegreiches Heer übernachtete auf dem Schlachtfelde, als er aber am folgenden Morgen bestimmte Nachricht von der Niederlage der Preussen empfing, gebot die Klugheit ebenfalls zurückzugehen um die Vereinigung mit denselben zu sichern. Das Ergebniss des 16. Juni war also unstreitig für Napoleon günstig, dennoch wurde es für ihn dadurch verhängnissvoll, dass er sich zu dem Wahne verleiten liess, als habe er die Preussen bei Ligny vollständig geschlagen und zur ferneren Theilnahme am Kampfe für die nächste Zeit unfähig gemacht. Es sah bei diesen ganz anders aus als er sich vorstellte. Von Gneisenau geleitet ging ihr Rückzug während der Nacht trotz des heftigen Regens und der schlechten Wege in der besten Haltung und unverfolgt nicht gegen den Rhein hin, wie der Sieger erwartete, sondern nordwärts auf Wavre, wodurch die Verbindung mit Wellington festgehalten wurde, nirgends gewann die Entmuthigung die Oberhand, vielmehr glühte das ganze Heer vom Feldherrn bis zum Trossknecht vor Verlangen, die erlittene Scharte

1815 n. Chr.



Blücher bei Waterloo.

Gez. nach Kaiser.

auszuwetzen. Hingegen verlor Napoleon seinerseits den ganzen Vormittag des 17. in unbegreiflicher Unthätigkeit ohne etwas zur Benutzung des Sieges zu unternehmen. Sei es, dass derselbe seine eigenen Truppen zu sehr erschöpft hatte, sei es, was wahrscheinlicher, dass die alte Spannkraft und Zuversicht nicht mehr in ihm wohnte, erst zu Mittag entsendete er den Marschall Grouchy mit 32,000 Mann um die Preussen auf der Strasse nach Namur zu verfolgen und zu vernichten, eine Massregel, die freilich bei dem zwölfstündigen Vorsprung, den die Preussen hatten, und da sie eine ganz andere Richtung eingeschlagen hatten, ein sehr verschiedenes Resultat von dem ergeben musste, welches Napoleon davon erwartete.

Blücher bei Waterloo.

(18. Juli 1815.)

Noch einmal der „weisse Jüngling", wie ihn der Dichter genannt hat, an dem gewohnten Platze, an der Spitze seiner Tapfern, wie er in der entscheidenden Stunde auf dem Schlachtfelde erscheint um das seinem Waffenbruder Wellington gegebene Wort zu lösen und der Scheinherrlichkeit des zweiten Napoleonischen Kaiserthums ein rasches und diesmal vollständiges Ende zu bereiten.

Von Quatrebras hatte Wellington sein Heer bis zu den Dörfern Mont-Saint-Jean und Waterloo zurückgezogen und nahm dort auf einem wellenförmigen Terrain, mit dem Rücken an den Wald von Soignes gelehnt, der ihn von Brüssel trennte, eine vortheilhafte Stellung ein, die er schon vor Eröffnung des Feldzugs als besonders geeignet für die Vertheidigung von Belgien ins Auge gefasst hatte. Er benachrichtigte Blücher von seinem Entschluss, hier eine Schlacht annehmen zu wollen, vorausgesetzt, dass ihn derselbe mit zwei Armeecorps unterstützen würde. „Nicht mit zwei Armeecorps, sondern mit seinem ganzen Heere wolle er kommen," gab ihm der unermüdliche Held zur Antwort. Demgemäss erwartete Wellington festen Fusses den Angriff Napoleons, der ihm auf der Brüsseler Strasse gefolgt war, und sobald er sich von seines Gegners Absicht überzeugt hatte, die Vorbereitungen zu der entscheidenden Schlacht traf, doch erschwerte der Regen und der durchweichte Boden alle Bewegungen so sehr, dass er erst gegen ein Uhr Mittags an den Feind kam. Sein erster Stoss richtete sich gegen das vor dem rechten Flügel der Engländer gelegene Schloss und Gehölz von Hougomont, welches, mehrmals verloren und genommen, zuletzt doch noch im Besitz seiner ersten Vertheidiger blieb. Bald aber entbrannte der Kampf auf der ganzen Schlachtlinie und das französische Geschütz richtete so furchtbare Verheerungen an, dass Wellington seine Truppen etwas zurücknahm. Sogleich führt Ney vier gewaltige Colonnen heran, die Meierei La Haye Sainte, der Schlüssel zum feindlichen Centrum soll genommen, dieses selbst durchbrochen werden; mit verzweifelter Anstrengung ringen beide Heere um den Sieg, das Gebrüll von fünfhundert Feuerschlünden, vor dem die Erde bebt, verschlingt jeden andern Laut, undurchdringlicher Pulverdampf verhüllt das wilde Durcheinander der Kämpfenden. In La Haye Sainte hielt die deutsche Legion und eine kleine Anzahl Hannoveraner, hinter Gebäuden, Hecken und Mauern sich nothdürftig deckend mit beispielloser

Hartnäckigkeit gegen eine ungeheure Uebermacht Stand, Mann gegen Mann rang um jeden Fuss breit Erde und erst als das letzte Pulver verschossen war, räumte der kleine Rest der Ueberlebenden das mit Leichen übersäete Gehöft. Auf einer Anhöhe neben der Strasse hielt Wellington, der Kugeln nicht achtend, die zur Rechten und zur Linken in seine Umgebung einschlugen, mit unerschütterlicher Ruhe den Gang der Schlacht verfolgend, durch Wort und Beispiel die Seinigen befeuernd, jede Blöse des Feindes mit scharfem Auge erspähend, aber mit Schrecken gewahrte er das furchtbare Zusammenschmelzen seiner Truppen, schon musste er die Reserven herbeiziehen um die Lücken auszufüllen, und sorgenvoll schweifte sein Auge nach der Gegend, aus der Blüchers verheissene Hilfe sich noch nicht zeigen wollte, denn immer ungestümer und grimmiger stürmte Ney, der eigenen Verluste nicht achtend, an und die Gefahr, dass es ihm doch gelingen werde, das britische Centrum zu durchbrechen, wuchs mit jedem Augenblicke.

Es war nicht Blüchers Schuld, dass sich die Ankunft der Preussen so lange verzögerte, denn am frühen Morgen war er, Bülows Corps, das bei Ligny nicht mitgefochten, an der Spitze, aufgebrochen; aber der strömende Regen, die grundlosen Wege, die angeschwollenen Bäche erschwerten den Marsch aufs Höchste. Trotz heftiger Schmerzen in seiner gequetschten und zerschlagenen Seite war Blücher unermüdlich überall in Person zu fördern, zu treiben und zu ermuntern, aber fast versagte Thieren und Menschen die Kraft, sich selbst und die im Koth versinkenden Geschütze weiter zu bringen, und doch rief der Kanonendonner von Waterloo immer lauter, drängte Meldung auf Meldung zu eilen; Blüchers Mahnung, ihn nicht wortbrüchig zu machen, befeuert die Truppen zu übermenschlicher Anstrengung. Es war 4 Uhr geworden, als die ersten preussischen Brigaden die Höhe von S. Lambert erreichten. Die Gefahr weitern Verzugs erkennend, gab ihnen Blücher Befehl sogleich und ohne die Ankunft des Hauptheeres zu erwarten sich auf den Feind zu stürzen, dazu liess er seine Kanonen donnern, um die fast erliegenden Engländer mit Muth, die Franzosen mit Schrecken zu erfüllen. Unbeirrt durch die Meldung von einem Angriff Grouchy's auf seine Nachhut bei Wavre wies er allen Truppentheilen, wie sie ankamen, die Richtung auf das weithin sichtbare Gehöft von Belle Alliance, den Franzosen in die rechte Seite und in den Rücken, an und zwang dadurch Napoleon seine Kräfte zu theilen, um nicht umgangen zu werden. Schon traf auch das Corps von Ziethen ein und stellte die Verbindung mit Wellingtons linkem Flügel her, aber noch immer wollte Napoleon nicht dem Trugbilde des gehofften Sieges entsagen; während er die junge Garde in das Dorf Planchenoit wirft um die Preussen aufzuhalten, stürmen 12 Bataillone alte Garde, die einzigen noch unberührten, auf das britische Centrum los, umsonst reissen die Kugeln ganze Reihen nieder, todverachtend schreiten sie vorwärts, da durchbricht Ziethen ihre Flanke, Wellington zieht seine dünnen Reihen dichter zusammen, und eine Spanne Zeit reicht hin, um Napoleons letzte Reserve in Leichenhügel oder in verwirrte Schwärme von Flüchtigen aufzulösen, bei Belle Alliance umarmen sich Blücher und Wellington als Sieger. Kleinlich ist's, streiten zu wollen, wem von Beiden der grössere Antheil an der Ehre des Sieges gebühre; Wellingtons zähe Ausdauer und Blüchers unerschöpfliche Kampfbegierde haben in gleicher Weise zu dem grossen Erfolge mitgewirkt, nur das darf nicht übersehen werden, dass auch von Wellingtons Heer ein grosser Theil aus deutschen Truppen bestand.

Dieses letztere war von der Schlacht so erschöpft und zerrissen, dass es zur Verfolgung des geschlagenen Feindes nicht mehr verwendet werden konnte. Diese Aufgabe fiel daher den Preussen zu, und die Unermüdlichkeit, mit der die Verfolgung die ganze Nacht hindurch unter Gneisenau's Leitung fortgesetzt wurde, vollendete die Auflösung des französischen Heeres. Nachdem die Preussen Genappe genommen und dort sämmtliches noch gerettetes Heergeräth erbeutet hatten, schwand die letzte Spur von Ordnung und Zusammenhang, nichts hielt mehr Stand, der Mond beschien einen in wilder, wirrer Hast sich dahin wäl-

— 1818 n. Chr. —



Rückkehr der Heere.

Gez. v. Beck.

zenden Knäuel von Flüchtigen, ohne Aufhören dauerte die erbarmungslose Jagd fort, und wo sich ein Trupp vor Ermattung auf die Erde geworfen hatte, da scheuchte sie sogleich wieder der Schall der preussischen Jägerhörner und Trommeln auf. Napoleon selbst, der betäubt und willenlos durch die Seinen vom Schlachtfeld weggerissen worden war, hatte Mühe seine Person zu retten. Erst als die Preussen selbst athemlos und erschöpft nicht weiter konnten, hörte die Verfolgung auf. So rasch als es die Umstände erlaubten, und rascher als Wellington aus politischen Rücksichten zu folgen für gut fand, überschritt dann das ganze preussische Heer die französische Grenze und stand noch vor Ablauf des Monats vor Paris, wo Napoleon, bei seiner Rückkehr von Abfall und Verrath empfangen, um wenigstens das Schicksal seiner Dynastie zu retten, zu Gunsten seines Sohnes abgedankt und in Einsetzung einer provisorischen Regierung gewilligt hatte. Die letztere suchte einen Waffenstillstand nach, und Blücher gewährte ihn zwar, jedoch nicht ohne nachdrückliche Demüthigung des französischen Hochmuthes, die ihm nicht blos als ein Recht des Siegers, sondern als wirkliche Pflicht erschien. Insbesondere sorgte er dafür, dass alle während der letzten Kriege aus Deutschland zusammengeraubten Kunstschätze den Pariser Museen wieder weggenommen wurden.

Unterdess änderte die Ankunft der verbündeten Herrscher die Sachlage. König Ludwig XVIII. zog wieder in die Tuillerien ein und unterzeichnete am 20. November 1815 den zweiten Pariser Frieden, der Frankreichs Grenzen nur unbedeutend beschränkte, dem Lande eine Kriegsentschädigung auferlegte und zur Sicherung des Friedens und der bourbonischen Dynastie ein Besatzungsheer von 150,000 Mann auf fünf Jahr auf französischem Boden zurückliess.

Rückkehr der Heere.

1815.

Der Krieg ist zu Ende, heimwärts fliegen die Fahnen, wen das Schicksal der Schlachten verschont hat, der folgt ihnen jetzt erleichterten Herzens zu dem verlassenen Heerde zurück und das ganze Land athmet neu auf, dass der goldne, langentbehrte Friede wieder einkehrt. Wohin die Tapfern kommen, die ihn mit ihrem Blute erkämpft haben, da empfängt sie der lauteste Jubel. Hier eilt der alternde Vater mit offenen Armen dem Sohne entgegen, der auch an manchem heissen Tage mitgestritten hat für des Vaterlandes Ehre und Befreiung, er ist nicht mehr ganz derselbe, der er auszog; Pulverdampf, Wetter und Strapazen haben ihn die Wange dunkler gefärbt, und vielleicht mehr als eine Narbe bringt er als Ehrenzeichen heim ins Elternhaus, wo er nun das Schwert mit dem Pfluge vertauschen mag; dort drückt der heimkehrende Krieger den Knaben ans Herz, den er in der Wiege verlassen musste, als ihn König und Vaterland riefen, Alles ist Freude und Fröhlichkeit und unter Sang und Klang nahet die geschmückte Jugend des Städtchens, die Ankommenden mit festlichem Grusse zu bewillkomnen. Und nun sind die Geliebten wieder daheim, und nun ist das Vaterland frei, und nun werden die spätesten Enkel von den Tapferen erzählen, die es frei gemacht haben! Doch wie manches blutende Herz verbirgt wohl unter dem allgemeinen Jubel seine

Thränen in einsamer Kammer! Der Sohn, der Bräutigam, der auch zum Kampf gegen die fremden Dränger ausgezogen war, ihn sucht das Auge vergeblich unter den Heimkehrenden, seine Gebeine modern, und wie viele neben ihm! auf dem Schlachtfelde verscharrt, das er mit seinem Blute gefärbt hat; und doch siegt zuletzt über den Schmerz der Stolz, dass er den schönsten Soldatentod, den Tod fürs Vaterland, gestorben ist.

Und jetzt erst, da man des Friedens gewiss geworden, gewinnt das Auge Zeit, die Folgen des furchtbaren Krieges zu überschauen und gewahrt mit Schrecken die ganze Grösse des Elends, das er auf den sonst so blühenden Auen angerichtet hat. Wohin die Kriegsfurie gedrungen, da liegen die Saaten von den Hufen der Rosse zerstampft, die Häuser in Trümmern, und bleiche, kummervolle Gestalten irren zwischen den rauchenden Schutthaufen um die Stätte, wo sie einst im Schoosse des Wohlstandes ihres stillen Glückes genossen. Grausam hat der Krieg gewüthet, Familien zerrissen, Vermögen zerstört, oft in wenigen Tagen den Fleiss eines ganzen Lebens vernichtet. Und schrecklicher als der wilde Zerstörer selbst erscheint in seinem Gefolge ein neuer, gespenstischer Feind, die Pest, und feiert auf den Trümmern, die der Gott der Schlachten geräumt hat, ein grausiges Leichenmahl. In den überfüllten Lazarethen ausbrechend, bringt sie Tausenden von Verwundeten den Tod, der sie im Schlachtgewühl verschont hat, erfasst dann weitergreifend die Bevölkerung ganzer Städte und macht unzählige Waisen, die dem öffentlichen Mitleiden anheimfallen. So sah es an vielen Orten Deutschlands nach dem Kriege aus und es hat mehr als ein Jahrzehnt bedurft, um die Spuren desselben in unserm Vaterlande vollständig zu verwischen.

Und wenn sich der Blick von diesen Bildern des Jammers hinweg und den politischen Errungenschaften des Volkes, den verheissenen Früchten des grossen Kampfes, zuwendete, so zeigte sich auch da wenig Tröstliches. Dem Erbfeinde waren die geraubten deutschen Landschaften, und nun wohl auf immer, geblieben, das Verlangen nach einer Einigung Deutschlands, als der einzigen sichern Bürgschaft dafür, dass das deutsche Volk in Zukunft unter den übrigen Nationen einen geachteten Platz einnehmen werde, blieb unerfüllt; denn hatte sich auch die Zahl der ehemaligen Reichsglieder vermindert, so standen dagegen die Uebriggebliebenen desto unabhängiger von einander da, des Volkes Rechte wurden verkümmert und viele ihm in den Zeiten der Noth gemachte Zusagen nach überstandener Gefahr nicht erfüllt, zwischen Regierungen und Unterthanen schwand das gegenseitige Vertrauen, bei jenen erzeugte sich eine ängstliche Furcht vor Revolution und staatsgefährlichen Ideen, aus der die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, die Einsetzung einer Centraluntersuchungscommission zu Mainz gegen demagogische Umtriebe und eine oft kleinliche Beaufsichtung der Universitäten sowie der Presse hervorgingen, bei diesen ein nagender Unmuth gegen die Einsicht und die Redlichkeit der Staatslenker, der nicht nur zu politischen Ueberspanntheiten ausartete, sondern hie und da auch zu geheimen Umtrieben, zu Auflehnungen gegen das Gesetz, ja selbst zu ruchlosem Mord verleitete, — war es da wohl ein Wunder, wenn dem glorreichen Aufschwung von 1813 eine tiefe Entmuthigung folgte und selbst viele von den Edelsten unserer Nation sich fragten, ob solche Erfolge der ungeheuern Opfer werth gewesen seien, die das Volk so freudig gebracht hatte?

Wir aber, die wir nunmehr durch ein halbes Jahrhundert von jener denkwürdigen Zeit getrennt sind, dürfen auch wir wohl in dieses Urtheil einstimmen? Wahrlich, Niemand wird es wagen. Denn mochten auch die Früchte, welche die Siege der deutschen Waffen unmittelbar trugen, weit hinter den Hoffnungen zurückbleiben, die man, zumal in der Ueberschwänglichkeit einer aufgeregten Zeit, auf sie gesetzt hatte, wer wollte verkennen, dass sie nicht vergeblich erkämpft worden sind? Erst wir, die Enkel fühlen, welch ein glorreiches Vermächtniss uns unsere Väter in ihnen hinterlassen haben, wie uns die Aufgabe aufgestellt worden ist, den Ruhm, den jene mit Dransetzung von Gut und Blut gewonnen, fleckenlos zu bewahren. So lange es noch ein deutsches Volk giebt, so lange wird ihm auch das Beispiel jener

Grossthaten voranleuchten, sie werden sein Stolz bleiben, aus ihnen schöpfen wir die Zuversicht, dass die Enkel nicht werden schlechter sein wollen als die Väter. Und das ist, ob auch die ersten Friedensjahre die traurigsten Enttäuschungen brachten, das ist das Unvergängliche, was jene Helden uns erfochten haben, das ists, weshalb jenes edle, theure Blut nicht umsonst geflossen ist. Darum bilden denn auch die Befreiungskriege den Ausgangspunkt der ganzen politischen und socialen Entwickelung, in der wir noch gegenwärtig begriffen sind. Die napoleonische Willkührerrschaft ist eine zwar schwere, dennoch aber wohlthätige Krisis im Leben unseres Volkes geworden, es bedurfte keines gelinderen Mittels, um es aus der traurigen Verkommenheit aufzurütteln, in die es seit dem verhängnissvollen dreissigjährigen Kriege versunken war, und die das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch nicht überwunden werden konnte. Ein frischerer Geist regt sich seitdem in allen Schichten, nicht stürmisch und überwältigend ist er hervorgedrungen, nur langsam, wie es die Eigenart der Deutschen ist, aber nachhaltig arbeitet er sich empor, in keinem Misslingen verzagend, durch keine Schwierigkeiten abgeschreckt, auch durch Verirrungen nicht entmuthigt. Mehr und mehr haben wir an Stelle der kosmopolitischen Verschwommenheit, die sich früher unter uns breit machte, in die Bahn nationaler Entwickelung einzulenken gelernt. Noch steht unser Volk inmitten dieser Entwickelung, von der in vieler Beziehung erst die Anfänge durchlaufen sind, noch ist es von Innen und von Aussen durch schwere Gefahren bedroht, aber wir sind getrost, dass es auch diese überwinden wird durch denselben Geist, der einst die Fesseln der französischen Fremdherrschaft gebrochen hat.

Staatl. Bibliothek Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bülau, Friedrich, 1805-1859

Die deutsche Geschichte in Bildern nach Originalzeichnungen deutscher Kü
nstler

Dresden [1862]

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.2,421
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094201-2